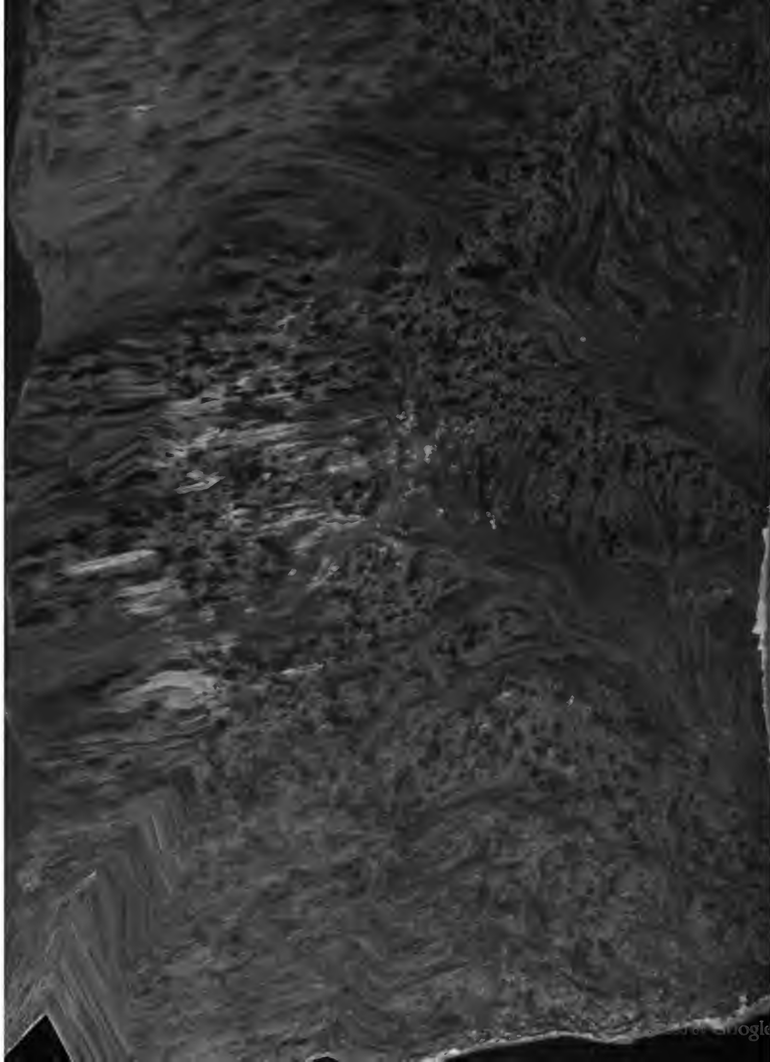


Von Herrn [illegible]
Erlangen
erhalten: Juni 1837.

Waldeckische gemeinnützige Zeitschrift.

Erster Jahrgang.

Waldeckische gemeinnützige Zeitschrift.

Herausgegeben

von

Dr. Gabert, Dr. Kreusler
und
A. Schumacher.

Erster Jahrgang.

v. 1

Arolsen,
in Commission der Speyer'schen Buchhandlung.

1837.

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Uhland.

Inhalt.

Unsere Waldeckische Zeitschrift ist bekanntlich nicht die erste ihrer Art; sie hat bereits zwei Vorgängerinnen gehabt, nämlich die „**Versuche in denen schönen Wissenschaften, eine Monatschrift von einigen Waldeckern,**“ welche in zwei Theilen in den Jahren 1756 und 1757 zu Corbach, Druck und Verlag von Joh. Henr. Lorich, in 8. erschienen sind, und sodann die „**Waldeckischen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Herzens,**“ von welchen nur ein Band 1791. (ohne Angabe des Verlags und des Druckorts) in 8. herausgekommen ist.

Da sich bei nur Wenigen unserer Leser eine nähere Bekanntschaft mit diesen beiden älteren Waldeckischen Zeitschriften voraussetzen läßt, so werden einige Nachrichten von denselben nicht unwillkommen sein, und sowie es überhaupt für eine Pflicht der Pietät gilt, die Werke verdienter Vorfahren in das Gedächtniß der Mitwelt zurückzurufen, so glauben auch wir recht daran zu thun, wenn wir bei dem Beginn unserer Zeitschrift vor Allem unserer Vorgänger gedenken und ihnen den schuldigen Tribut gerechter Anerkennung darbringen.

Was zunächst die Versuche in den schönen Wissenschaften betrifft, so kann diese älteste waldeckische Zeitschrift gegenwärtig füglich nur ein historisches und antiquarisches Interesse haben. Aber wer bedenkt, in welchem Zustande sich vor 80 Jahren, wo sie

herauskam, die deutsche Literatur befand, wird ihren Verfassern seine Achtung nicht versagen können. Sie hatten sich offenbar nach den besten französischen und deutschen Mustern der damaligen Zeit, unter den letztern in der Prosa wohl vorzüglich nach Rabener und Gellert, in der Poesie nach Haller, Hagedorn und Gleim, gebildet, und fast alle ihre Aufsätze zeichnen sich durch eine in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch sehr seltne Reinheit der Sprache aus. Überhaupt finden sich in der Zeitschrift unverkennbare Spuren desjenigen Strebens, welches zwanzig Jahre später den großen Umschwung der deutschen Sprache und Literatur herbeiführte, welcher beiden den Rang, den sie gegenwärtig behaupten, verschafft hat. Die Versuche in den schönen Wissenschaften enthalten beinahe gleich viele Gedichte und prosaische Aufsätze. Ernste, zum Theil religiöse Oden und Lieder, moralische Lehrgedichte, poetische Selbstbetrachtungen, Naturschilderungen und Freundschaftsergießungen, leichte und scherzhafte Lieder der Freude, der Liebe und des Weins, satirische und Sinngedichte wechseln ab mit prosaischen Betrachtungen über moralische Gegenstände, ästhetischen Abhandlungen, satirischen Aufsätzen, humoristischen Briefen u. s. w. Um den prosaischen Inhalt der Zeitschrift noch näher anzudeuten, mögen hier wenigstens die Überschriften einiger Aufsätze ihre Stelle finden: „Die schädlichen Folgen einer sträflichen

Selbstliebe. Von Bedienungen, die man durch die Schürze erhält. Gereicht das Weinen dem Menschen zum Ruhme? Gedanken über den Rang. Von dem unvernünftigen Mistrauen. Die Neubegierde ist nicht gänzlich zu tadeln. Gedanken von dem wahren Adel der Menschen. Gedanken von der Schaubühne. Von der Vergessenheit. Ob ein Mensch seinem Schicksal entgehen könne? Die gelehrte Selbstverleugnung. Von Verdiensten nach der neuesten Mode. Sendschreiben, ob man mit Verstand studiren müsse. Der französisch gewordene Teutsche. Sendschreiben, warum die Jugend geschickter zum Reden als das Alter sei. Zufällige Gedanken von der Kleidertracht" u. s. w. Schon diese Themata können wenigstens zum Beweise dienen, daß hier keineswegs lauter triviale Gemeinplätze abgehandelt wurden, und daß es den Verfassern eben so wenig an Ideenreichthum, als an vielseitiger Lebensanschauung fehlte. Dieses wird auch durch die zwar nicht immer geistreiche und gediegene, aber doch mehrentheils nichts weniger als trockene, überall mit mannigfaltigen Beispielen aus dem Leben durchwebte Ausführung jener Themata bestätigt. Die satirischen und humoristischen Aufsätze haben wir hier ohnehin

gar nicht einmal andeuten können, weil diese entweder gar keine oder doch ihren Inhalt nicht näher bezeichnende Überschriften haben.

Die Herausgeber dieser Zeitschrift waren **C. L. C. W. v. Dalwigk** und **F. F. Strube**, denen sich als fleißigster Mitarbeiter **J. C. C. Faber** angeschlossen hatte.

Carl Ludwig Christian Wilhelm von Dalwigk, geb. 1732, ältester Sohn des damaligen Fürstlichen Drosten und Kammerjunkers, Erbherrn auf Kampf Wilh. Friedr. Ludw. v. Dalwigk, zeichnete sich früh durch Geist und poetisches Talent aus und veranstaltete schon 1752, da er in Jena studirte, mit einigen Freunden (worunter die Waldecker Friedrich Kleinschmit und Georg Wilh. Suden) eine kleine Sammlung von Gedichten, welche zwar ganz das Gepräge des damaligen Zeitgeschmacks tragen, aber sicher nicht zu den schlechtesten Producten ihres Decenniums gehören. Im J. 1751 wurde unser v. Dalwigk Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Jena und 1754 auch der zu Göttingen. Seine prosaischen Aufsätze beurkunden einen gebildeten, vorurtheilsfreien Geist und eine sehr achtbare Gesinnung; mehrere seiner poetischen aber beweisen, daß er in der That ein geborner Dichter war. Er starb als Fürstl. waldeck. Regierungsassessor 1759 im noch nicht vollendeten 27. Lebensjahre. Sein Tod und seine demselben vorausgehende Kränklichkeit haben höchst wahr=

scheinlich den frühen Untergang der ältesten Zeitschrift unsres Landes veranlaßt.

Franz Friedrich Strube, geb. wahrscheinlich 1730, lebte zur Zeit der Herausgabe der Versuche in den schönen Wissenschaften als Candidat der Theologie zu Arolsen, wurde später Pfarrer zu Nerdar und darauf zu Helminghausen, wo er 1789 starb. Er hatte in seinen jüngern Jahren als Gelegenheitsdichter einen gewissen Ruf und lieferte — in einer Zeit, wo bekanntlich keine Hochzeit gefeiert, kein Todesfall betrauert werden konnte ohne Gratulations- und Condolations-Carmina — auf Bestellung Gedichte, welche begreiflich von ungleichem und zum Theil gewiß sehr geringem poetischen Werthe sein mochten. Indessen verrathen doch einige seiner in der Zeitschrift abgedruckten Gedichte wirkliches Talent. Sein größeres Gedicht in drei Gesängen, der Apostel Petrus, ist offenbar eine Nachahmung von Klopstocks Messiade, von welcher die ersten Gesänge bereits mehrere Jahre früher erschienen waren. Seine prosaischen Aufsätze sind ohne Frage mit gewandter Feder, zum Theil selbst mit rednerischem Schwunge geschrieben.

Johann Carl Christoph Faber, geb. zu Sachsenberg 1729, war Rector und später Pfarrer in seiner Geburtsstadt und starb 1792 als Pfarrer zu Berndorf. Er lieferte viele Beiträge in Prosa und Versen zu den Versuchen in den schönen Wissenschaf-

ten, und gab später (1775) „vermischte Oden und Lieder“, sowie auch einzelne Predigten und 1777 ein Gebetbuch heraus. Als Dichter fehlte es ihm an Phantasie, und seine prosaischen Aufsätze sind den poetischen bei weitem vorzuziehen.

Außer den drei angeführten hatten die Versuche in den schönen Wissenschaften noch einige andere Mitarbeiter, unter welchen insbesondere der nachmalige Rector des Gymnasiums zu Corbach **F. S. Winterberg** Erwähnung verdient.

Welche Aufnahme diese älteste Waldeckische Zeitschrift bei dem Publicum gefunden habe, wissen wir nicht zu sagen. Aber das gilt uns als ausgemacht, daß sie ihre Stelle in der damaligen periodischen Literatur Deutschlands mit Ehren behaupten konnte, und daß sie nach ihrem Geiste und Gehalte eine Vergleichung mit mancher Zeitschrift selbst unserer Tage aushalten würde.

Nachdem von den *Versuchen in den schönen Wissenschaften* 12 Monatshefte, jedoch im Laufe von zwei Jahren (1756 und 1757) erschienen waren, hörte diese Zeitschrift auf, und erst nach mehr als dreißig Jahren trat eine andere an ihre Stelle, die **„Waldeckischen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Herzens,“** 1789 – 91.

Der Herausgeber derselben war **Heinrich Friedrich August v. Hadel**, 1755 zu Braunschweig

geboren. Er wurde in früher Jugend Officier im zweiten Regiment Waldeck in holländischen Diensten, konnte sich aber nachmals mehrere Jahre lang an seinem Wohnorte Landau aufhalten, bis der Einfall der Franzosen in Holland ihn dahin zu seinem Regimente rief. Er war allmählig bis zum Oberstlieutenant vorgerückt, als sich sein Regiment an die Franzosen, welche bekanntlich 1794 Holland besetzten, ergeben mußte. Später wurde er Oberst eben dieses Regiments, und 1805 Generalmajor in der holländischen Armee. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen, zu dessen Unterthanen er als geborner Braunschweiger gerechnet wurde, mußte er als Brigadegeneral in westphälische Dienste treten und war sodann eine Zeitlang Commandant von Cassel. Da diese Stelle ihm und er in ihr nicht gefiel, so zog er sich sobald als thunlich aus dem activen Dienste zurück und lebte einige Zeit im Schoße seiner Familie zu Landau. Die 1809 von ihm nachgesuchte gänzliche Entlassung wurde ihm jedoch nicht bewilligt, sondern er wurde fast unmittelbar nach diesem Gesuche nach Cassel berufen, wo ihm als Brigadegeneral ein Commando bei der westphälischen Hülfsdivision in Spanien ertheilt wurde. Mit schwerem Herzen verließ v. Hadel seine Heimath und seine Familie. In Spanien angelangt, wurde er bald zum Commandeur der gesammten westphälischen Division ernannt, welche damals vor der von

den Franzosen belagerten Festung Gerona stand. Hier kam es, bald nach seiner Ankunft, am 1 Sept. 1809 zu einem Treffen, in welchem ihn eine tödtliche Kugel traf. — Wie seltner Muth und gesunde Thatkraft unsern v. Hadel auszeichneten und auf eine hohe Stufe kriegerischer Ehre und Wirksamkeit erhoben, so schmückten ihn überhaupt reiche Vorzüge des Geistes und Herzens. Er besaß eine vielseitige Bildung und von seiner dichterischen Fähigkeit legen mehrere seiner in den Waldeckischen Beyträgen enthaltenen Poesien rühmliches Zeugniß ab. Daß er das Wesen und die Gesetze der wahren Poesie kannte, beweist sein in poetischer Prosa geschriebener Aufsatz „die Erscheinung". Das Gedicht, mit welchem er seine Zeitschrift eröffnete, „Erweckung" überschrieben, athmet und weckt Liebe zur Heimath und verdient im Gedächtnisse eines jeden Waldeckers fortzuleben. Die Reihe von Gedichten, zu welchen die damaligen holländischen Zustände ihm Veranlassung gaben, zeugt von seinem poetischen Gemüthe nicht weniger als von seiner edlen und vorurtheilsfreien politischen Gesinnung.

Zur Herausgabe der Waldeckischen Beyträge verband sich v. Hadel mit dem ihm befreundeten Geschichtsforscher **J. A. T. L. Varnhagen**, damals Pfarrer zu Wetterburg, zu Corbach 1753 geboren und 1829 gestorben.*) Durch diesen erhielt die

*) Unsere Zeitschrift wird in einem ihrer nächsten Hefte ausführlicher an sein Leben und Wirken erinnern.

Zeitschrift eine eigenthümlich waldeckische Richtung. Er lieferte nämlich zu derselben vier Abhandlungen, in welchen er theilweise die Resultate seiner seitherigen Forschungen über die waldeckische Geschichte und Landeskunde mittheilte. Die erste dieser Abhandlungen gibt Nachricht von des waldeckischen Landes alten Einwohnern und Gauen, Lage, natürlicher Beschaffenheit und Naturproducten, und enthält überhaupt das Beste und Vollständigste, was bisher in geographischer Hinsicht über unser Land gedruckt worden war. Die zweite lieferte eine mit wichtigen historischen Notizen reich ausgestattete Beschreibung des Schlosses Waldeck. Die dritte gibt von dem alten ausgestorbenen Dynastengeschlecht von Waldeck, an dessen Stelle die noch jetzt blühende, von den Grafen von Schwalenberg abstammende Regentenfamilie getreten zu sein scheint, historisch-diplomatische Nachricht. Die vierte, hier jedoch nicht vollendete, endlich enthält eine Zusammenstellung und kritische Beleuchtung aller bisherigen Angaben über die Abkunft und älteste Stammreihe der Grafen zu Waldeck. Alle diese vier Aufsätze finden sich, jedoch nach den Ergebnissen einer fortgesetzten dreißigjährigen Forschung umgearbeitet, ergänzt und vollendet, in dem Hauptwerke Varnhagens, der Grundlage der Waldeckischen Geschichte, Göttingen 1825, wiederabgedruckt und bilden gleichsam den ersten Theil dieses Buches, während die bewiesene Stammtafel der Grafen von

Waldeck, (worin zugleich ziemlich Alles, was von der ältesten waldeckischen Geschichte bis zum Jahre 1400 bis jetzt aufgefunden worden ist, vorkommt) den zweiten, und die Urkundensammlung den dritten Theil jenes Werks ausmachen.

Außer v. Hadel's mit August, und Varnhagen's mit Dietrich unterzeichneten Beiträgen enthält die Zeitschrift noch einige von andern Verfassern.

Von den Waldeckischen Beyträgen hatte eigentlich vierteljährlich ein Heft erscheinen sollen. Ungünstige Umstände aber bewirkten, daß, nachdem das erste Heft schon 1789 erschienen war, die drei folgenden mit dem Haupttitel erst 1791 herauskamen. Und damit war denn auch diese zweite Waldeckische Zeitschrift schon wieder geschlossen, da der Krieg Hollands mit Frankreich den Hauptherausgeber derselben, v. Hadel, welcher den Druck wenigstens theilweise auf eigne Kosten hatte veranstalten müssen, auf seinen Posten abrief.

Es ist seitdem beinahe ein halbes Jahrhundert verflossen, und wie dieser Zeitraum überhaupt zu den thatenreichsten und wechselvollsten der Weltgeschichte gehört, so hat er auch auf unser Land mächtig eingewirkt und Vieles in demselben verändert und umgestaltet. Wenn nun jetzt die dritte waldeckische Zeitschrift hervorzutreten wagt, ist die Zeit ihr günstig? darf sie gute Aufnahme, freundlichen Anklang, gedeihlichen Fortgang zu finden hoffen?

Wie man auch über den Charakter unsrer Zeit urtheilen mag, unverkennbar liegt in ihr das Bestreben, über ihre Zustände und Bedürfnisse zu einem klaren Bewußtsein zu kommen. Daher macht sich überall, wie auf dem Gebiete der Wissenschaft, so in den Verhältnissen des praktischen Lebens, ein wahrer Drang zu öffentlicher Mittheilung und Erörterung geltend, worin eben die heutige unbezwingbare Macht der Presse begründet ist. Die Zeit des Geheimthuns, des Vornehmthuns mit verborgener Weisheit, der Ansprüche gewisser Stände und Volksklassen auf kastenartigen Alleinbesitz der geistigen Güter der Menschheit ist unwiederbringlich vorüber. Ans Licht muß Alles treten können, was sich Geltung verschaffen will, und das ist überall jetzt die erste Probe, ob ein Streben oder Unternehmen für edelsinnig, ehrenwerth, gemeinnützig oder für das Gegentheil zu achten sei, daß es das Licht nicht scheut.

Diesem großen und edlen Interesse der Zeit dient der bessere Theil der deutschen Zeitschriften, mögen sie nun mehr eine wissenschaftliche oder eine gemeinnützige Richtung verfolgen, und selbst diejenigen, welche sich früher nichts als flüchtige Unterhaltung zur Aufgabe machten, haben sich der allgemeinen praktischen, nicht bloß ein Besserwissen, sondern auch ein Besserwerden erzielenden Tendenz des Zeitalters nicht zu entziehen vermocht.

Auch unsere neue waldeckische Zeitschrift bekennt

sich zu diesem Geiste des Lichts und des besonnenen Fortschreitens zum Bessern, und um sich bei ihren Bestrebungen nicht in das Weite und Unbestimmte zu verlieren, hat sie sich das Feld ihrer Wirksamkeit genau abgeschlossen und begrenzt.

Hatten die Versuche in den schönen Wissenschaften keine und die Waldeckischen Beyträge nur eine theilweise Beziehung auf unser Land und dessen Verhältnisse; so will unsere gemeinnützige Zeitschrift ganz und ausschließlich eine **waldeckische** sein. Zwar soll und darf unsre Vaterlandsliebe nie zu einem engherzigen Heimathsgefühl zusammenschrumpfen; nein, **„ganz Deutschland soll es sein,“** sein und bleiben, was unser Herz liebend umfaßt, und immer können wir nur in Deutschlands Ehre unsre Ehre finden und in Deutschlands Heil unser Heil. Aber in dem großen Vaterlande ist es doch vor Allem unser liebes **Waldeck**, an das wir mit tausend Banden geknüpft, auf das wir mit unsern Erinnerungen und Hoffnungen, mit unserm Streben und Wirken zunächst hingewiesen sind, und gewiß sind unsre Leser mit uns der Ueberzeugung, daß die wahre Heimathsliebe der Vaterlandsliebe keinen Abbruch thut und daß wir letztere um so gewisser bethätigen, je eifriger wir für das Wohl des Heimathlandes besorgt sind.

Bekannt ist des Waldeckers Anhänglichkeit an den heimischen Boden. Er klebt zwar nicht an der

Scholle, sondern folgt willig, wohin das Schicksal ihn ruft, so daß vielleicht in den verschiedenen Ländern Europas und selbst Amerikas verhältnißmäßig mehr Waldecker zerstreut leben, als Eingeborne irgend eines andern deutschen Landes. Und manchem Waldecker ist es wohl geworden in der Fremde, und er ist dort zu Ehre und Wohlstand gelangt. Aber theuer und unvergeßlich bleibt ihm auch in der Ferne und nach langer Trennung das Land seiner Geburt, seiner Kindheitsspiele und Jugendfreuden, mit seinen anmuthigen Bergen und Thälern, seinen freundlichen Sitten und Gewohnheiten und seinen im Ganzen immer noch biedern und achtbaren Bewohnern.

Diese natürliche Anhänglichkeit an das Heimathland bei ihren Lesern zum Bewußtsein zu bringen, zu beleben und zu erhöhen, wird ein Hauptbestreben unsrer Zeitschrift sein. So hofft sie eines Theils einer in unsern Tagen immer mehr um sich greifenden und für die Folge vielleicht ernstliche Gefahr drohenden Auswanderungslust möglichst zu steuern, andern Theils mit der Liebe zum Heimathlande zugleich warmen und thätigen Eifer für dessen Wohl, Gemeinsinn und Gemeinnützigkeit, zu wecken und zu fördern, endlich aber auch — was in einer Zeit, in welcher die Ansprüche an das Leben immer höher und überspannter, die Unzufriedenheit mit den gegebenen Verhältnissen und die Klagen über das Schicksal immer allgemeiner werden, gewiß kein überflüs-

siges Bestreben ist — mit der Kenntniß der Güter und Vorzüge unsres Landes Zufriedenheit mit dem Loose, welches dasselbe seinen Söhnen darzubieten vermag, zu begründen und zu verbreiten.

In diesem Sinne wird unsere Zeitschrift bemüht sein, über waldeckische Vorzeit und Gegenwart, über Natur und Geschichte des Landes, über Charakter und Sitte, industrielles und geistiges Leben seiner Bewohner ein gewiß wünschenswerthes Licht zu verbreiten, und mit besonderm Vergnügen wird sie bei denjenigen Waldeckern verweilen, welche durch ihre rühmlichen Leistungen in Wissenschaft und Kunst, oder durch ihre Verdienste um Staat oder Kirche und ihre Thätigkeit für das allgemeine Wohl sich bei der Nachwelt gerechte Ansprüche auf Dank und Ehre erworben haben. Auch was die Gegenwart Seltnes und Außerordentliches, Wichtiges und Merkwürdiges, Ausgezeichnetes und Rühmliches aufweist, wird sie, sei es blos berichtend oder auch mit Lob und Tadel begleitend, zur öffentlichen Kunde bringen.

Aber unsere Zeitschrift hat es nicht bloß mit der Vergangenheit und nicht bloß mit der Gegenwart, sie hat es auch mit der Zukunft zu thun, oder, was dasselbe sagen will, ihre Tendenz ist nicht bloß eine historische, sondern zugleich auch eine praktische. Alles, was Aufklärung verbreitet über die wahren und wohlverstandenen Bedürfnisse unseres Landes, Alles, was dazu beitragen kann, auf ein Besserwer-

den in den geistigen und materiellen Angelegenheiten desselben hinzuwirken, gehört in ihren Kreis. Sie wird sonach Dasjenige anregen, besprechen, prüfen und empfehlen, was in unserm Lande den Ackerbau, die Gewerbe, den Handel zu heben und zu vervollkommnen, was zur Erreichung des Staatszwecks beizutragen, was nützliche und wohlthätige Anstalten und Einrichtungen aller Art hervorzurufen und zu fördern, überhaupt Alles, was ein gesundes, sittliches und glückliches Volksleben zu erzeugen und zu erhalten geeignet scheint. Auf die Pflege der geistigen Interessen unsres Landes wird die Zeitschrift eine besondere Aufmerksamkeit richten. Sie wird einer besonnenen Volksaufklärung, einer verständigen Erziehung der Jugend, einer zweckmäßigen und durchgreifenden Organisation des gesammten Schulwesens, einer würdigen Stellung des Lehrstandes, einer gründlichen Gymnasialbildung, einer umfassenden und ächt wissenschaftlichen Vorbereitung auf den Kirchen- und Staatsdienst, sie wird jedem lautern Streben nach wahrer Bildung, Wissenschaft und Kunst gern und freimüthig das Wort reden. Ohne sich in Bezug auf unsere bürgerlichen Verhältnisse zum Organ einer einseitigen Meinung zu machen, wird sie auf der einen Seite eine geregelte und sparsame Verwaltung, eine wohleingerichtete, umsichtige Sicherheits- und Wohlfahrtspolicei, eine schnelle und wohlfeile Rechtspflege empfehlen und vertheidigen, und auf

der andern Seite eine treue Anhänglichkeit an den Landesfürsten und die Landesverfassung, eine tief wurzelnde Achtung gegen Gesetz und Obrigkeit, ein inniges und festes Vertrauen zu den Absichten der Regierungsbehörden zu beleben und zu befestigen suchen. Sie wird es sich endlich zur Ehre anrechnen, sich offen und unumwunden für Religion, Christenthum, religiöse Bildung, kirchlichen Sinn und kirchliches Leben auszusprechen und dem in religiösen und kirchlichen Dingen unter uns zur Zeit noch herrschenden Kaltsinn und Indifferentismus mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Wahrheit, Gerechtigkeit, Besonnenheit und Mäßigung sollen die Leitsterne sein, welche ihr auf dem Wege zu ihrem Ziele, Humanität und Gemeinwohl, vorleuchten. Ohne Leidenschaft und Bitterkeit wird sie diesen ihren Weg gehen, und wo sie sich genöthigt sieht, gegründeten Tadel auszusprechen, wird sie es mit Schonung und mit möglichster Vermeidung aller Persönlichkeiten thun. Überall aber wird sie es sich zur Pflicht machen, das Gute und Edle gegen entschieden Schlechtes und Gemeines, die Bildung gegen Rohheit und Unvernunft, die Wahrheit gegen Lüge, Verblendung und Dummheit, die unabhängige würdige Gesinnung gegen jeden Servilismus, das Recht gegen Unterdrückung, Ränkesucht und Übermuth, den Gemeinsinn gegen niedrigen Eigennutz und engherziges Philisterthum, jede wohlthätige, jede gemeinnützige

Bestrebung gegen Lästerung und Hohn, Tüchtigkeit, Festigkeit und Treue im Berufe und in jedem Lebensverhältnisse gegen Fichte's dreifaches F. (Falschheit, Feigheit, Faulheit) *) nach besten Kräften in Schutz zu nehmen.

Das ist es, was unsre Zeitschrift will und erstrebt. Gewiß wird sie, wie Alles, was Menschen unternehmen, hinter ihrem Ziele zurückbleiben und der menschlichen Unvollkommenheit ihren Tribut zahlen; aber eben so gewiß wird sie einen glücklichen Fortgang haben und mannigfaltigen Nutzen stiften, wenn sich die wichtigsten Bedingungen ihres Gedeihens vereinigen.

Unter diesen aber muß als die erste die **Theilnahme des Publicums** angesehen werden. Diese hat nun allen billigen Anforderungen bereits völlig entsprochen. Während die Waldeckischen Beyträge im Jahr 1791 nur 40 Subscribenten hatten, zählt unsre Zeitschrift deren gegen 250 — ein Beweis, daß das Bedürfniß derselben ziemlich allgemein empfunden und das Wünschenswerthe ihres Zweckes anerkannt wird.

Gleicherweise glaubt unsere Zeitschrift sich der schützenden Obhut des Staats versichert halten zu dürfen. Sie kann sich um so williger der gesetzlichen **Censur** unterwerfen, je weiter Alles von ihren Zwecken entfernt liegt, was den Censor veranlassen könnte seine

*) Fichte sagt irgendwo, das Grundübel der menschlichen Natur sei dieses dreifache F.

Macht zu gebrauchen. Alle Gegenstände, bei deren Erörterung sich heutzutage am ersten Leidenschaft einmischt, als Besprechung politischer Principien, Beurtheilung der großen Weltbegebenheiten des Tages, Angriffe auf Maßregeln auswärtiger deutscher Regierungen u. s. w., sind ausdrücklich vom Umfange dessen, womit sich unsere Zeitschrift beschäftigt, ausgeschlossen. Wenn es dagegen ihre Tendenz mit sich bringt, unsere innern Landesangelegenheiten hier und da zur Sprache zu bringen, so nimmt sie damit eine unseres Wissens in allen deutschen Ländern den Schriftstellern zugestandene Befugniß in Anspruch, und wenn sie von derselben mit Bescheidenheit und Mäßigung Gebrauch macht, so hat sie gewiß von einer erleuchteten Landesregierung so wenig Verkennung als Störung ihrer Wirksamkeit zu fürchten und ist sich bei den höchsten Orts in dieser Beziehung vorwaltenden hochherzigen Gesinnungen eines kräftigen Schutzes freudig bewußt. Religion, Staat und gute Sitten müssen unantastbar sein, und unsere Zeitschrift würde ihr eigenstes Lebensprincip verleugnen und sich selbst das Urtheil sprechen, könnte sie je die diesen Heiligthümern gebührende Achtung vergessen. Aber wer mit der Fackel der Wahrheit Aberglauben und Irrwahn verscheucht, entweiht nicht die Religion; wer einen Mangel oder Misbrauch in den Staatseinrichtungen aufdeckt, greift nicht den Staat an und würdigt nicht die Obrigkeit herab; wer menschliche

Schwächen und Thorheiten mit Witz und Laune bekämpft, verletzt nicht die guten Sitten.

Wenn eine genügende Theilnahme des Publicums und eine in liberalem Geiste geübte Censur als die Bedingungen der **äußeren Existenz** unserer Zeitschrift anzusehen sind, so ist nicht zu verkennen, daß ihr **glücklicher Fortgang** und **Erfolg** vorzugsweise von ihrem **innern Gehalte** abhängt. Dieser wird aber jedenfalls um so reicher und werthvoller sein, je mehr Intelligenz und Gemeinsinn die Zeitschrift würdigen, ein Organ ihrer Wirksamkeit für Humanität und öffentliche Wohlfahrt zu werden. Möge nur nicht die unter uns noch vorhandene Schreibscheu, welche gewiß eben so wenig zu loben ist, als die anderwärts in unsern Tagen herrschende Schreibwuth, für den einen oder andern Befähigten ein Hinderniß werden, sich den Herausgebern als Mitarbeiter zuzugesellen! Mögen die geehrten Mitarbeiter es aber auch nicht misdeuten, wenn ihre eingesandten Beiträge wegen grade vorhandenen Reichthums an Stoff oder aus Rücksicht auf die nöthige Mannigfaltigkeit des Inhalts nicht immer gleich in das nächstfolgende Heft aufgenommen werden können, oder wenn an ihren Aufsätzen unter Umständen im Interesse der Zeitschrift kleine, nur Äußerlichkeiten betreffende Änderungen oder Abkürzungen sollten vorgenommen werden. Niemand wird hierbei an eine Art von Umarbeitung oder Correctur der eingesandten

Beiträge denken können; aber wer das Redactions-geschäft kennt, weiß auch, daß die Herausgeber von Zeitschriften, wie die unsrige, sich eine derartige Befugniß nothwendig vorbehalten müssen.

Endlich soll auch die Behauptung nicht zurückgewiesen werden, daß für das Gedeihen der Sache viel auf die Art ankomme, in welcher die Herausgeber der neuen Zeitschrift ihrem Geschäfte vorstehen werden. Ihren Beruf zu dem Unternehmen können dieselben vorläufig nur mit ihrem guten Willen, ihren uneigennützigen Absichten und dem sie ermuthigenden Vertrauen ihrer Freunde beurkunden. Aber sie sind sich bewußt, daß es ihnen auch fernerhin an Liebe zur Sache und hoffentlich auch an Fleiß und Beharrlichkeit nicht fehlen wird, um ihrerseits nach ihren Kräften der Zeitschrift allmählig eine vollkommnere Gestalt und ein immer erfreulicheres Gedeihen zu verschaffen. Der freundlichen Nachsicht des Publicums werden sie freilich selbst dann noch bedürfen, wenn sie durch längere Übung zu ihrem Geschäfte sich größeres Geschick erworben haben werden, als sie gegenwärtig zu besitzen offen bekennen.

Und so empfiehlt sich denn zunächst dieser erste Jahrgang unserer Waldeckischen gemeinnützigen Zeitschrift zu geneigter Aufnahme und bittet des Sprichworts eingedenk zu sein: **Aller Anfang ist schwer.**

Beiträge zur medicinischen Volksaufklärung.

I.

Der Verfasser beabsichtigt in diesen Blättern von Zeit zu Zeit Dasjenige auszusprechen, was er zur Förderung medicinischer Volksaufklärung für dienlich hält. Es bedarf diese Absicht wohl keiner Rechtfertigung; denn sie ist auf edle Güter, auf Leben und Gesundheit, gerichtet. Wir Alle suchen und finden mehr oder weniger, bewußt oder unbewußt, die Aufklärung, welche die Zeit über Gegenstände des öffentlichen und täglichen Lebens verbreitet. Das Licht der Wissenschaften beginnt bereits die Kreise des Volks zu erleuchten; Wissen und Können werden immer mehr Gemeingut und allmählig bereitet sich für die Zukunft eine Befreiung der Geister vor, welche künftige Geschlechter vielleicht auf eine ungeahnete Stufe der Einsicht erheben wird. Daß dieses Streben zu immer allgemeinerer Verbreitung von Einsichten und Kenntnissen, welche sonst ausschließliches Eigenthum besonderer Stände waren, wirklich in unserer Zeit waltet, bedarf keines Beweises; es offenbart sich in Gesetzen und Anordnungen der Regierungen, wie in Werken und Handlungen Einzelner, in der Erweiterung und Vervollkommnung der Schul- und Unterrichtsanstalten, in der stets regern Theilnahme an Verhältnissen der Staaten und Völker, in der täglichen und außerordentlichen Zunahme der Mittel zur

Förderung des geistigen und materiellen Verkehrs und in der höchst erfolgreichen Benutzung physikalischer und chemischer Kenntnisse zum Dienste der Gewerbe und Künste.

Wie auch der Einzelne dieses Streben der Zeit würdigen mag, er kann sich dessen Einflusse nicht entziehen. Wir leben und wirken in der Zeit, und wir sind verpflichtet, nach dem Maße unserer Kräfte mitzuarbeiten an dem Baue, den sie in der Gegenwart für die Zukunft errichtet.

Lange Zeit haben die **Naturwissenschaften** viel weniger Eingang und Verbreitung in größeren Kreisen gewonnen, als Sprachkunde, Geschichte und Mathematik. Es würde dies schwerer zu begreifen sein, wenn man nicht wüßte, daß sie eben durch letztere bei der üblichen Weise des Jugendunterrichts wo nicht ganz verdrängt, doch zurückgesetzt worden sind. In der That man sollte denken, die Natur läge unserer Wißbegierde so nahe und näher, als das Feld der Geschichte und Sprachlehre; aber eben weil sie uns stets und ganz nahe liegt, gewährt sie vielleicht jenen eigenthümlichen Anreiz nicht, durch welchen das Fremde und Entfernte, das Vergangene und Künftige die Wißbegierde der Menschen mehr, als das Bekannte, Nahe und Gegenwärtige, erregt. — So geschieht es denn, daß viele Gebildete, welche in andern Dingen trefflicher Kenntnisse sich rühmen, von dem Erdreiche, worauf sie wandeln, von der Luft, die sie athmen, durchaus nichts wissen, als daß sie eben wandeln und athmen. Und doch ist der Umgang mit der Natur so erfreuend und keine Freundschaft so lohnend, als die ihrige. Kaum jemals empfindet ihr Vertrauter die Last der Einsamkeit; denn Himmel und Erde, Wolken und Winde, Stein, Pflanze und Thier sprechen überall als liebe Bekannte zu ihm.

In Allem, was ist, gewahrt er das Walten göttlicher Kraft, welche auch das Einzelne belebend durchdringt, und wo dieses Einzelne vergeht, da sieht er — denn die göttliche Kraft kann nicht vergehn — nur den Anfangspunkt eines frischen Daseins. So ist für ihn bei weiterm Nachdenken auch das eigene Sterbebette nur die Geburtsstätte eines neuen Lebens. Er erkennt Gott in der Natur und diese Erkenntniß erhebt ihn und heiligt sein Gemüth. *)

Sehr erfreulich ist es daher, daß in unsern Tagen endlich die Naturwissenschaften überall mehr Geltung und unter allen Ständen zahlreichere Freunde und Verehrer finden. Naturgeschichte und Physik werden in niedern und höhern Schulen weit sorgfältiger gelehrt, als vormals, und Künstler, Landwirthe und Gewerbtreibende aller Art sind zur praktischen Anwendung physikalischer und chemischer Lehrsätze gezwungen, wenn sie nicht in ihrem Betriebe hinter andern Fachgenossen zurück bleiben wollen. Wohl liegt also die Zeit nicht fern, wo Bekanntschaft mit den Naturwissenschaften eben so gut, als bisher sprachliches, historisches und anderes Wissen als Bedingung allgemeiner Bildung gelten wird.

Nur **ein** Theil der Naturkunde, derjenige nämlich, welcher uns zunächst angeht, die **Anthropologie**

*) Wer Gott in der Natur findet, ist darum noch kein Pantheist. Gott ist nicht die Natur, sondern in der Natur. Auf der sichtbaren Erde hat der Mensch das vollkommenste Selbstbewußtsein; aber er ist nur Geschöpf, und als solches zur Anerkennung eines höheren, eines höchsten Bewußtseins, eines Schöpfers durch seine Vernunft getrieben. Dieses höchste Bewußtsein kann nicht in den Dingen und auch nicht in der Gesammtheit aller Dinge sein; es ist in Gott, also nicht in, sondern über der Natur, welche selbst — in gewissem Sinne — die Gesammtheit aller Dinge ist.

oder die Lehre vom Menschen, ist bis auf den heutigen Tag fast ausschließliches Besitzthum der Ärzte und Philosophen geblieben, welche sich in diese Lehre, deren Vorwurf der **ganze Mensch** in physischer und psychischer Beziehung ist, gewissermaßen getheilt haben, und zwar so, daß diese den Geist, jene den Leib als ihr Eigenthum betrachten. Man muß wirklich erstaunen über die Unwissenheit, welche unter vielen, selbst gebildeten und unterrichteten Menschen über anthropologische Gegenstände vom höchsten und nächsten Interesse, wie z. B. über den Bau unseres Körpers und die Verrichtungen und den Zweck seiner Theile herrscht. Jedermann glaubt zu wissen, was **Fleisch** ist; aber Unzählige haben dennoch davon einen ganz falschen Begriff und es ist ihnen unbekannt, daß das Fleisch an ihrem Leibe aus vielen Hunderten einzelner Organe oder Muskeln besteht, welche das eigene Vermögen besitzen, durch Zusammenziehung und Erschlaffung die Bewegungen des Körpers zu vermitteln. Unsere reizbaren Frauen und hypochondrischen Männer schelten stündlich ihre schwachen Nerven; aber Vielen von ihnen mangelt jeder Begriff von der Form, dem Ursprunge, der Vertheilung und den höchst wunderbaren Verrichtungen dieser Theile. Alle wissen, daß sie Leber, Nieren u. s. w. haben; aber Vielen ist es niemals eingefallen, sich über Lage, Beschaffenheit und Zweck derselben zu belehren. Ein gründliches, das Einzelne umfassendes Studium der Anatomie und Physiologie kann natürlich nur durch den besondern Beruf bedingt werden; eine allgemeinere Bekanntschaft mit denselben aber ist für Jedermann nützlich und angenehm. Leicht zu erwerben wäre sie indessen für das größere Publicum nur durch populäre, gemeinfaßliche, Zweck und Maß im Gesichtspunkte haltende Belehrung, welche in an-

thropologischen Schriften von Ärzten und Philosophen öfter versucht, als gewährt worden ist.

Der verkehrten Ansichten und schädlichen Vorurtheile, welche über arzneiwissenschaftliche Gegenstände überall im Publicum herrschen, würden ohne Zweifel weniger sein, wenn eine bessere Kenntniß des menschlichen Organismus und seines Verhältnisses zur Aussenwelt allgemeiner verbreitet wäre. Indem man Art und Weise, Mittel und Wege kennen lernte, wodurch und worauf der Arzt den Zweck der Heilung zu erstreben hat, würde man die Anforderungen an die Arzneikunst zwar beschränken, aber gerade deßhalb das rechte und wahre Vertrauen zu den Leistungen, welche ihr möglich sind, gewinnen; man würde keine Wunder vom Arzte verlangen, aber erkennen und desto höher schätzen, was er auf natürlichem Wege zu wirken vermag.

Die nachfolgenden Beiträge sind bestimmt, richtigere Ansichten über arzneiwissenschaftliche Gegenstände unter unsern Lesern zu verbreiten. Der Verfasser glaubt seine Absicht am Sichersten zu erreichen, wenn er einleitend von der Arzneikunde Dasjenige bespricht, was zunächst zum richtigen Verständnisse zwischen Publicum und Ärzten dienen kann. Er redet nicht zu Ärzten, welche seine Worte nichts Neues lehren wollen, sondern zu den Laien in der Heilkunde, mit dem Wunsche: daß sie, wenn sie diese Blätter gelesen haben, sich von der Nützlichkeit und Erheblichkeit des Gegenstandes überzeugt haben mögen.

„Charlatanismus und Pfuscherei zu besiegen,“ sagt Vetter*), „gibt es in der Gegenwart nur ein einziges Mittel. Mysterien, Kasten und Zunftzwang

*) Hufeland Journal der practischen Heilkunde. 1835. Zehntes Stück. S. 30.

„sind Eigenthum vergangener Perioden, zu welchen „zurückzukehren, wenn vielleicht möglich, doch nie ge- „rathen wäre. Das einzige Mittel, die Wirksamkeit „des Arztes, den ganzen Umfang seiner segenreichen „Thätigkeit zu sichern, die Würde der Medicin vor „aller Welt gegen die Verlockungen der Charlatanerie, „gegen den Eigennutz Unberufener und gegen das iro- „nische Lächeln der Zweifler zu behaupten, dem Arzte „am Krankenbette das Zutrauen der Leidenden zu „bewahren, besteht in der zuverlässigen Lehre und der „Aufklärung, welche über das Leben und seine Wech- „sel in den Massen zu verbreiten die Ärzte vor Al- „len berufen sind. Das einzige Mittel, alle Schwie- „rigkeiten hinweg zu räumen, welche Unkunde, Vor- „urtheil und Gewinnsucht dem Arzte am Kranken- „bette entgegenstellen, besteht in der Verbreitung rich- „tiger allgemeiner Grundsätze über Leben, Gesundheit, „Krankheitsanlage, Krankheit und Heilungsprozeß."

Ueber den **Zweck** der Medicin kann kein Zweifel obwalten; er ist Heilung der Krankheiten oder Wiederherstellung der gestörten Gesundheit. Der Inbegriff der zu diesem Zwecke dienenden Kenntniße heißt **Heilkunde**, die Fertigkeit, sie auf die dem Zwecke entsprechende Weise anzuwenden, **Heilkunst.**

Wer indessen an die Medicin keine andere Forderung stellt, als daß sie Krankheiten heilen soll, beschränkt dennoch ihre Wirksamkeit. Die medicinische Wissenschaft findet auch zur Erreichung anderer Zwecke ihre Anwendung, und ihre Aufgabe im weitesten Umfange umfaßt das ganze physische Heil der Menschen. Sie enthält zugleich die Grundsätze der **Hygieine** und **Diätetik**, oder die Regeln, welche zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit, somit zur Verhütung der Krankheiten dienen. Ferner benutzt auch der Staat die Lehren und Grundsätze der Arz-

neiwissenschaft sowohl als Grundlage seiner das physische Wohl der Staatsmitglieder bezweckenden Anordnungen, der **Gesundheits- und Medicinalpolizei**, als auch zur Aufklärung zweifelhafter Rechtsfragen durch die sogenannte **gerichtliche Medicin**, und der Inbegriff sämmtlicher aus der Natur- und Heilkunde entnommener und zur Erreichung der genannten Staatszwecke dienender Lehrsätze wird daher **Staatsarzneikunde** genannt.

Aber auch hiermit ist der Kreis ärztlicher Wirksamkeit noch nicht geschlossen. Wo der Arzt Krankheiten nicht zu heilen vermag, was in vielen Fällen unmöglich ist, erfüllt er dennoch am Krankenbette einen schönen Theil seines Berufs, indem er dem Leidenden bis zum Tode als freundlicher Tröster und Rathgeber mit Wort und That zur Seite steht, seine Schmerzen lindernd und sein Leiden erleichternd.

Nun sollte man glauben, über den Werth einer Wissenschaft und Kunst, welche solche Zwecke, wie die genannten, verfolgt, könne kein Zweifel obwalten; und dennoch ist, wie vormals so auch in unsern Tagen, mit der Möglichkeit und Wirklichkeit der Leistungen, welche die Medicin verheißt, ihre Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit für das Menschengeschlecht überhaupt in Frage gestellt worden. Man hat keinen Anstand genommen, die gesammte Medicin gleich der verschollenen Astrologie für ein müßiges Hirngespinst zu erklären und geradezu behauptet, es sei unmöglich Krankheiten zu heilen. Die Verfechter dieser Meinung glauben noch gütig genug zu sein, wenn sie die Ärzte nicht für Betrüger, sondern für sich selbst täuschende Betrogene halten. Andere geben zwar die Möglichkeit einer Heilkunde zu und läugnen auch nicht, daß Heilungen wirklich vollbracht werden, halten aber die Medicin für so durchaus unvollkommen und hypo-

thetisch, die Grundsätze, welche ihre Ausübung bedingen, für so unsicher, schwankend und vieldeutig, das ärztliche Handeln für so unbestimmt und subjectiv willkührlich, daß es ihrer Meinung nach räthlicher ist, den zweifelhaften, ja gefährlichen Beistand der Ärzte lieber ganz zu verschmähen, als Gesundheit und Leben oft rohen, jedenfalls mislichen Heilversuchen Preis zu geben. Nach ihnen gibt es nur wenige oder gar keine Wahrheiten in der Medicin, keine Erfahrungen und Beobachtungen, woraus mit Zuverlässigkeit oder nur mit Wahrscheinlichkeit des Erfolgs sich Heilregeln entnehmen ließen. Der Arzt, sagen sie oft, gleiche einem Streiter, der mit verbundenen Augen seine tödtliche Waffe führe; treffe er damit den Feind, die Krankheit, so sei der Zufall zu loben, der die Waffe vom Freunde, dem Kranken, abgewendet habe. Sie zeigen auf die Verschiedenheit der Systeme und Heilmethoden, welche von jeher in der Medicin geherrscht und einander verdrängt haben; auf die Fehden der Schriftsteller und die Streitigkeiten der Ärzte am Krankenbette, deren einer lobt, was der andere tadelt; auf den in neuer Zeit so heftig entbrannten Kampf zwischen sogenannten Allopathen und den zum Umsturze des uralten Tempels der Medicin gerüsteten Homöopathen. Sie deuten auf die Gräber Derjenigen, welche unter ärztlichem Beistande an Krankheiten starben, wovon Andere, ohne Arzneien zu gebrauchen, wieder genesen sind; auf wilde Völkerschaften und rohe Naturmenschen, die ohne Ärzte der besten Gesundheit sich erfreuen und das höchste Lebensalter erreichen; sie berufen sich auf die anerkannte Unheilbarkeit so vieler Krankheiten und vorzüglich auf die Cholera, welche unter unseren Augen alle Bemühungen der Heilkünstler verspottet, indem die von ihr Ergriffenen unter den verschiedenartigsten

und entgegengesetztesten Behandlungsweisen, Resultaten eben so verschiedener und entgegengesetzter theoretischen Ansichten über das Wesen dieser Weltseuche, hier genesen, dort erliegen. Viele Verächter der Heilkunst wissen sich von dem Grunde ihrer Verachtung selbst keine Rechenschaft zu geben, oder sie meinen, man könne, wenn man anders mäßig und naturgemäß lebe, Alles von der Heilkraft der Natur, welche sie allenfalls nur durch sogenannte Hausmittel unterstützen wollen, erwarten. Diese erfreuen sich gewöhnlich einer vortrefflichen Gesundheit, sie bedürfen der Heilkunst nicht, und verachten ungerechterweise, was sie nicht bedürfen. Doch folgt ihre Bekehrung in der Regel einer ernsten Erkrankung und führt sie dann häufiger in die Hände der Pfuscher und Wunderdoctoren, als zur Benutzung wahrer ärztlicher Hülfe.

Der Unglaube verspottet gern seinen Gegenstand; kein Wunder daher, daß auch Arzneikunde und Ärzte bald von dem rohen Hohn und wohlfeilen Spotte der Menge, bald von der beißenden Satyre geistreicher Männer verfolgt worden sind. Sicherlich haben solche Begegnung öfter die Heilkünstler als die Heilkunst verschuldet und mit vollem Rechte darf man den meisten Verächtern und Verspöttern der letzteren das bekannte Wort vorhalten: nur der verachtet die Kunst, der sie nicht kennt (Ars non habet osorem, nisi ignorantem). Der Witz streitet überhaupt nicht mit Gründen, und die witzigsten Gegner der Medicin, wie z. B. Moliere, haben dieser eher genützt, als geschadet, indem sie mit ihrer Geißel doch nur Einseitigkeiten zu ihrer Zeit herrschender medicinischer Schulen und davon abhängige Misbräuche in der Ausübung der Heilkunde trafen.

Merkwürdig ist es, daß die Widersacher hauptsächlich nur die wissenschaftliche Medicin und deren

Diener, die eigentlichen Ärzte befeinden, während sie doch auf eigene Hand Heilkünste üben oder sich solcher Heilmittel bedienen, die ihnen von andern Nichtärzten empfohlen werden. Leute sogar, welche der Medicin keine andere Bestimmung beilegen, als die Gewährung der Mittel zum Unterhalte der von ihnen gleich Giftmischern geflohenen Ärzte, besinnen sich nicht, nach eigener Verordnung zum Schwitzen, Laxiren, Brechen einzunehmen, zur Ader zu lassen, Blutegel, Blasenpflaster u. dgl. zu setzen, den verdorbenen Magen mit bittern Essenzen zu stärken u. s. w., ja nicht bloß an den eigenen, sondern auch an fremden Leibern zu curiren. Wie soll man solche mit so dreister Anmaßung gepaarte Inconsequenz anders erklären, als durch den unabweisbaren Sieg der Nothwendigkeit, dadurch, daß der Mensch bei dem natürlichen Drange zur Abhülfe körperlicher Leiden in der That einer Medicin **nicht entbehren kann** und ihren Beistand irgendwo zu suchen innerlich genöthigt ist? Deßhalb ist auch die Medicin so alt als das Menschengeschlecht; ihre Geschichte verliert sich, wie die Geschichte überhaupt, in Mythen und Sagen; schon Moses, der die Regeln der Gesundheitspflege für sein Volk zu göttlichen Geboten erhob, redet von Ärzten und lange vor Homer und Herodot wurden bei den Ägyptern Isis, bei den Griechen Apollo und Äskulap als göttliche Erfinder und Beschützer der Heilkunde verehrt; deßhalb finden wir die Elemente, woraus die Medicin im grauesten Alterthum hervorgewachsen ist, auch noch heutiges Tages bei wilden Völkerschaften, und es gibt wohl kein noch so barbarisches Volk ohne einige Kenntnisse von Heilmitteln, also ohne den Besitz irgend einer Art von Heilkunde. Nur dann dürfte man die Medicin mit ihrem berühmten Gegner, dem paradoxen **Rousseau**, für

kein wirkliches Bedürfniß halten, wenn es, wie dieser Sonderling meint, die natürliche Bestimmung der Menschen wäre, gleich den Thieren auf allen Vieren in den Wäldern zu leben.

Nach den Mythen der alten Völker ist die Heilkunde göttlichen Ursprungs, von Göttern den Sterblichen zum Geschenke verliehen; und in der That darf man sie in eben dem Maße als etwas von der Vorsehung Gewolltes ansehen, wie Alles, was durch die Geschichte geheiligt, wessen Nothwendigkeit und Geltung durch seine Dauer und erfolgreiche Wirksamkeit im Bildungsgange der Menschheit bewährt ist. Welcher Leichtsinn, welche selbstsüchtige Beschränktheit gehört zur Ableugnung, zur Verwerfung dessen, was aus dem innersten Bedürfnisse der Menschheit entsprossen, mit ihr gleichsam geboren und erzogen worden ist, worauf Tausende der tugendhaftesten und geistreichsten Männer ihre Kraft und ihr heiligstes Streben verwendet haben! Scheinwissenschaften, und Scheinkünste führen nur ein ephemeres Leben. Die Astrologie ist mit der Kabbalistik und Chiromantie, mit Hexerei und Zauberkunst für immer untergegangen; die Medicin aber hat mit der Menschheit alle ihre Entwickelungsperioden durchlebt und wird auch ferner mit ihr leben. So innig und untrennbar ist ihre Geschichte mit der Culturgeschichte des Menschengeschlechts überhaupt verflochten, daß sie schon deshalb für etwas der Menschheit Wesentliches und Nothwendiges, nicht aber für etwas Leeres und Zufälliges gehalten werden muß.

Mag man daher dem blinden Sectengeiste mancher Homöopathen die dreiste Behauptung verzeihen, es habe vor ihnen keine Heilkunde und keine andere, als zufällige homöopathische, Heilungen gegeben; mögen sie selbst das Compliment verantworten, wo-

mit sie nicht bloß den Scharfsinn großer Ärzte der Vor- und Mitwelt, sondern den gesunden Menschenverstand überhaupt beehren, der sich ihrer Meinung nach seit Jahrtausenden von eingebildeten Heilkünstlern hat betrügen und äffen lassen.

Was zunächst — um die unserer Wissenschaft gemachten Einwürfe im Einzelnen zu beleuchten — die **Möglichkeit einer Heilkunde** betrifft, so geht sie unläugbar aus der Möglichkeit, den Organismus durch äußere Einflüsse zu bestimmen, oder aus seinem Wechselverhältnisse mit der äußeren Natur hervor. Alles Leben besteht nur unter der Einwirkung äußerer Dinge, und erlischt, wenn sie aufhört. Die Pflanze, das Thier stirbt, wenn ihnen Wärme, Luft, Speise und Trank entzogen wird. Unaufhörlich wirken die Kräfte der äußeren Natur auf den lebenden Organismus ein; dieser aber nimmt sie nicht bloß **leidend** in sich auf, sondern sie erregen ihn zu **eigener Thätigkeit**; er verändert, bewältigt und verändert sie nach eigenen Gesetzen zu seinem Nutzen. So wird die Luft, welche wir athmen, in den Lungen in ihre Bestandtheile zersetzt; der eine, für uns brauchbare Bestandtheil, Sauerstoff, dem Blute beigemischt, der andere, unbrauchbare, Stickstoff, durch das Ausathmen wieder ausgeschieden. So werden die Dinge, welche wir als Nahrungsmittel zu uns nehmen, durch die lebendigen Kräfte der Verdauungswerkzeuge völlig bis zur Unkenntlichkeit verändert, zum Theil in eine gleichartige, den Stoffen, wovon sie herrühren, durchaus unähnliche Masse, den milchweißen Speisesaft verwandelt, und als geeignet für die Zwecke des thierischen Haushalts in eigenen Kanälen dem Blutstrome zugeführt; zum Theil aber als unbrauchbare Excremente wieder ausgeworfen. — In dieser Beziehung kann man

sich das Leben unter dem Bilde eines steten Kampfes vorstellen. Seine Dauer knüpft sich an die Dauer dieses Kampfes. So lange der Organismus darin den Sieg behauptet, die Einflüsse der Aussenwelt auf seine Weise bewältigt und sich unterwirft, so lange erhält er sich in seiner Individualität. Diese geht aber unter, sobald der Kampf erlischt, sei es, weil die nöthigen ihn unterhaltenden, äußeren Reize, Luft, Wärme, Nahrung u. s. w. mangeln, oder weil die äußeren Naturkräfte in übermächtiger Einwirkung die innern organischen überwältigen. Es fällt dann — im Tode — der Organismus eben so den Gesetzen der äußeren Natur anheim, wie während des Lebens das Äußere von ihm sich angeeignet und seinen Gesetzen unterworfen wurde.

Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß die äußeren Dinge vermöge ihrer besondern Qualität ganz verschiedene Wirkungen in dem Organismns hervorrufen. Anders wirkt Wein als Wasser, anders Gewürz als Brod u. s. f. Opium macht Schlaf, Aloë, Rhabarber 2c. erregt Durchfall, Brechweinstein Erbrechen; kurz, jeder äußere Stoff besitzt mehr oder weniger das Vermögen, ihm eigene Wirkungen in dem lebenden Körper hervorzubringen. Es hängt dieses von einer eigenthümlichen Beziehung oder Verwandschaft ab, worin die äußeren Stoffe mit ihren Kräften zu den innern Organen und deren Thätigkeiten stehen. Diese Beziehung nimmt man am deutlichsten an den Sinneswerkzeugen wahr. Das Licht erregt das Auge, der Schall das Ohr, das Riechbare wird nur von der Nase, das Schmeckbare von der Zunge, das Fühlbare von den Gefühlsorganen empfunden.

So werden Thätigkeiten und Verrichtungen des Organismus stets durch entsprechende äußere Kräfte

angeregt und im Gange erhalten. Jeder einzelnen organischen Thätigkeit ist aber ein bestimmtes Maß der Kraftäußerung verliehen, welches zur Erhaltung desjenigen harmonischen Zusammen- und Ineinanderwirkens sämmtlicher Theile zum Zwecke des Ganzen erforderlich ist, welches im Begriffe eines Organismus liegt. Es wird die Harmonie des Ganzen gestört, sobald jenes normale Maß nicht erfüllt oder überschritten und die Thätigkeit eines Theils über die der übrigen vorherrschend wird. Wir gelangen hiermit zu dem Begriffe der **Krankheit**, welche sich uns als eine, durch das Sinken oder durch das einseitige Vorherrschen einer einzelnen Thätigkeit bedingte Störung des Gleichgewichts und harmonischen Zusammenwirkens der organischen Verrichtungen zum Zwecke des Ganzen darstellt. Die organischen Thätigkeiten stehen zu einander in einem polaren Wechselverhältnisse, so daß in dem Grade, wie die Energie der einen erhöht wird, die der andern abnimmt. Nun haben, wie wir wissen, die äußern Dinge bestimmte Beziehungen zu den innern Thätigkeiten des Organismus; diese werden durch jene nach ihrer besondern Qualität zu bestimmten Lebensäußerungen erregt, gezwungen. In wiefern wir nun die gedachten Beziehungen durch Erfahrung kennen, in sofern sind wir im Stande, die äußeren Dinge zur Erregung gewisser innerer Thätigkeiten absichtlich zu benutzen, und wir nennen sie **Heilmittel**, wenn wir sie zum Zwecke der Heilung, d. h. zur Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts in den organischen Verrichtungen anwenden. Die Möglichkeit der Wiederherstellung des Gleichgewichts ist aber in dem polaren Wechselverhältnisse der organischen Thätigkeiten begründet.

Hiermit wäre dann die **Möglichkeit** einer **Heilkunde** bewiesen, welche, aus diesem Gesichts-

punkte angesehen, der Innbegriff derjenigen Kenntnisse ist, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, Stoffe und Kräfte der äußern Natur als Heilmittel zur Herstellung des in der Krankheit gestörten Gleichgewichts der organischen Verrichtungen anzuwenden.

Keinem Arzte, welcher sich der seiner Wissenschaft und Kunst gesetzten Schranken bewußt ist, wird es in den Sinn kommen, für alle Lehrsätze der Medicin absolute Gültigkeit und für ihre Anwendung in der Praxis vollkommene Sicherheit in Anspruch zu nehmen. Niemand findet im Gegentheil bei der täglichen Ausübung seines Berufs mehr Veranlassung, die Mangelhaftigkeit menschlichen Wissens und die Unsicherheit menschlicher Bestrebungen zu beklagen als er. Diese Mangelhaftigkeit und Unsicherheit theilt aber die Medicin mit allen Wissenschaften, die Mathematik allein ausgenommen; denn keine von allen übrigen darf einer positiven und absoluten Gewißheit sich rühmen. Theologen, Philosophen, ja selbst Philologen und Geschichtsforscher streiten täglich um die Wahrheit. Gäbe es eine absolut gewisse Theologie, so gäbe es keine Rationalisten und Supernaturalisten; hätte die Philosophie ihre Aufgabe gelöst, so würden wir nichts mehr von philosophischen Systemen hören. Die Jurisprudenz, sollte man meinen, müßte wenigstens auf dem Felde der Praxis sicher gehen, da diese nur in der Anwendung von bestimmten Gesetzen besteht, welchen jedoch bloß als menschlichen Satzungen, nicht aber als Resultaten unbedingter Wahrheit Gültigkeit zukommt. Aber auch sie geht irre in der Ausübung; sonst dürften wir nicht von einem Richter zum andern appelliren.

Ist nun die Medicin wirklich unvollkommener und unsicherer als die genannten Wissenschaften? Nein! der Unterschied ist nur der, daß das Mangelhafte,

Ungenügende, Unsichere in ihr gerade deshalb augenfälliger als in jenen ist, weil sie bei ihrem durchaus praktischen auf das höchste irdische Gut gerichteten Zwecke lediglich nach **dem** Erfolge beurtheilt wird, daß sie nicht in allen oder in vielen Fällen zu helfen und ein Leben zu erhalten vermag, welches schon nach dem Willen des Schöpfers, indem er die Menschen sterblich erschuf, dem endlichen Tode verfallen ist. Die Theologie, Philosophie u. s. w. würden uns noch unvollkommener und lückenhafter erscheinen, als die Medicin, wenn ihre Lehren einen eben so nahen, unmittelbaren und sinnlich wahrnehmbaren Bezug auf unser Wohlsein hätten. Der Unterschied ist ferner der, daß der Medicin kein menschliches Gesetzbuch und kein Dogma zu Grunde gelegt werden kann; daß ihr Codex und zugleich der Prüfstein ihres Wirkens die Natur selbst ist.

Die Medicin ist eine Erfahrungswissenschaft, welcher, in sofern ihr täglich wiederkehrende sinnliche Wahrnehmungen und oft wiederholte Beobachtungen und Versuche zu Grunde liegen, die sie durch Induction, Analogie und Kritik zu einem Ganzen vereint, zwar keine mathematische, doch eine empirische und historische Wahrheit zugestanden werden muß. Es gibt unzählige Wahrheiten in der Medicin, über die vernünftiger Weise kein Streit mehr obwalten kann. Wir kennen und heilen sehr viele Krankheiten, obgleich deren eigentliches Wesen uns verborgen bleibt, wie der Gärtner die äußeren Bedingungen kennt und anwendet, unter denen seine Saat wächst und reift, obgleich der innere, bei dem Keimen und Reifen waltende Lebensproceß ihm ein Geheimniß ist. Über diesen mag Ansicht und Meinung der Einzelnen unendlich verschieden sein, über jene durch Erfahrung gegebenen Bedingungen kann kaum ein Unterschied

der Meinungen statt finden. Die abweichenden Ansichten und daraus hervorgehenden Streitigkeiten der Ärzte beziehen sich wirklich auch mehr auf die theoretische Medicin, auf die Erklärungen des Wesens und der Ursachen der Krankheiten, als auf deren praktische Behandlung. Wo aber das gemeinübliche Heilverfahren zu gewissen Zeiten ein einseitiges, fast durch die **Mode** bedingtes zu sein schien, da war doch oft diese Einseitigkeit nur ein wirkliches Bedürfniß, hervorgerufen durch das Vorherrschen einer besonderen Constitution, welche allen oder den mehrsten Krankheiten ein gemeinsames Gepräge, einen gemeinsamen Charakter verlieh, und zu ihrer Heilung ein gleichmäßiges, übereinstimmendes Heilverfahren erforderte. Man nennt dieses eigenthümliche, seinem Grunde und Wesen nach uns noch unbekannte Verhältniß den herrschenden **Krankheitsgenius.** Ihm schreiben wir es zu, wenn in einem Zeitraume (von kürzerer oder längerer Dauer) die Mehrzahl der Krankheiten den sogenannten entzündlichen, in einem andern den nervösen, wieder in einem andern den gastrischen oder rheumatischen Charakter trägt, und wenn demgemäß bald die entzündungswidrige und kühlende, bald die reizende und erhitzende, bald die ausleerende oder schweißtreibende Heilmethode sich vorzugsweise wohlthätig beweiset. Je längere Zeit ein bestimmter Krankheitsgenius vorherrschend war, um so leichter konnte sich unter Ärzten der Glaube bilden, die durch seine Herrschaft bedingte Heilmethode werde für alle Zeiten passen. Dieser Glaube gab dann zu Theorieen und Systemen Veranlassung, deren Einseitigkeit freilich die nächste Zeit in einem ganz entgegengesetzten Erfolge darlegte. Daß aber die Ärzte den Wechsel des allgemeinen Krankheitscharakters nicht unberücksichtigt lassen, sondern ihre Ansichten und Methoden

in Gemäßheit desselben verändern, gereicht ihnen und ihrer Wissenschaft in der That nicht zum Vorwurfe, sondern vielmehr zum Lobe, und hat der kranken Menschheit ohne Zweifel mehr Nutzen als Schaden gewährt. Endlich ist die Herrschaft eines gewissen Krankheitsgenius nicht bloß in der Zeit, sondern auch im Raume begrenzt und verschieden unter verschiedenen Himmelsstrichen und Völkerschaften; wodurch dann auch der, der Medicin oft gemachte Vorwurf größtentheils widerlegt wird, daß die Ärzte des einen Volks die Krankheiten nach einer andern Methode behandeln, als die eines andern. Was also **Mode** in der Medicin genannt und lediglich der Neuerungssucht-und dem Einflusse einander verdrängender Systeme zugeschrieben wird, ist nicht immer solche, sondern ein durch die Natur selbst gebotener, zu gewissen Zeiten nothwendiger Wechsel der allgemeinen Heilmethode.

Allerdings sind die Meinungen der Ärzte am Krankenbette nicht selten von einander abweichend; aber es betrifft diese Abweichung, wenigstens unter wissenschaftlichen Ärzten, seltener den zu befolgenden Heilplan an sich, als einzelne dabei anzuwendende Mittel. Es ist übrigens auch ganz natürlich und gar nicht als ein der Medicin zu machender Vorwurf zu betrachten, daß nicht in allen Fällen Übereinstimmung der Ärzte am Krankenbette Statt findet; denn keinem, der Einsicht hat in die Processe der Krankheit und Heilung, ist es unbekannt, daß letztere auf mehr als **einem** Wege erreicht werden kann; jeder Arzt aber betritt gern denjenigen, der nach seiner Meinung am Sichersten und Schnellsten zum Ziele führt, welches indessen, wie die Erfahrung lehrt, auch auf andern Wegen nicht verfehlt wird.

Wenn es unheilbare Krankheiten gibt, an denen

die Bemühungen der Ärzte scheitern, so darf man wohl die Unzulänglichkeit der Kunst beklagen, ohne sie selbst zu verdammen, und wenn Menschen **ohne** ärztlichen Beistand von Krankheiten genesen, denen andere **mit** demselben erliegen, so kann man, ohne höchst ungerecht zu sein, die Schuld der Heilkunde nicht beimessen. Der Mensch ist sterblich geboren und der Tod findet immer eine Ursache; wie will man vom Arzte verlangen, daß er ihn immer abwenden soll? Jede Krankheit aber, wenn sie auch gleichen Namen trägt, ist bei jedem Menschen dennoch eine andere; ihre Erscheinungsweise, ihr Verlauf, die damit verknüpfte Gefahr wird sowohl durch die Individualität des Kranken, als durch alle Verhältnisse, unter denen er gelebt hat und lebt, eigenthümlich bestimmt und auf das Vielfältigste modificirt. So sehen wir bei herrschenden Krankheiten, auch in Fällen, wo gar keine ärztliche Hülfe thätig eingewirkt hat, Einige genesen, Andere sterben, ohne daß wir eine besondere Ursache anzugeben wissen. Gegen manche Übel, die vormals unheilbar schienen, besitzt die heutige Medicin sehr kräftige Heilmittel, und es kann bei den raschen Fortschritten, welche die Heilkunde besonders durch neue Entdeckungen in ihren Hülfswissenschaften, womit sie sich täglich bereichert, nimmt, nicht bezweifelt werden, daß die Zahl unheilbarer Krankheiten sich noch mehr vermindern wird. Künftig dürfte dann auch vielleicht die Cholera, dieser neue Schrecken unserer Zeit, der Heilkunst nicht mehr unzugänglich sein. Daß die Ärzte auf so verschiedenen Wegen sie zu bekämpfen versuchten, war ganz natürlich, da ja keiner der früher betretenen zum Ziele führte. Ihre Bestrebungen, obgleich von keinem glänzenden Erfolge gekrönt, sind doch Zeugnisse ihres Eifers im Dienste der Menschheit, und

ihnen gebührt wenigstens das negative Verdienst, die falschen Bahnen bezeichnet zu haben, auf welchen das Ziel der Heilung nicht erreicht werden kann.

Fortsetzung folgt.

K.

Die Fische der Eder und der benachbarten Bäche.

Das Heer der privilegirten und nicht privilegirten Fischer gibt manchem Leser dieser Zeitschrift hinlänglich Gelegenheit, die Bewohner unseres vaterländischen Flusses kennen zu lernen, auf der Tafel zu classificiren und zu anatomiren; es ist aber wohl nicht Jedem bekannt, daß wir 8 Gattungen und 20 Arten Eder-Fische aufweisen können. Ich will sie hier, nach ihrer Tafelfähigkeit geordnet, folgen lassen.

Aus der Ordnung der Malacopterygii abdominales, der Weichflosser:

1. Salmo salar L. der Lachs. Dieser Fisch gehört der Eder nicht eigenthümlich an; er steigt zur Laichzeit, welche im Mai und Juni eintritt, zunächst aus der Weser in die Fulda und gelangt auf diesem Wege zu uns. In früheren Zeiten wurde er häufig in der Eder gefangen, aber die an einigen Orten durch die Fulda und Eder gezogenen Wehre setzen jetzt seiner Wanderung Grenzen. Auf gleiche Weise verhält es sich mit der, dem Lachs sehr ähnlichen
2. Salmo trutta L. Lachsforelle.

Der Eder eigenthümlich ist aber

3. Salmo sylvaticus L. die Steinforelle, hier fälschlich „Lachsforelle“ genannt. Sie ist in Farbe und Zeichnung nicht sehr verschieden von der vorigen, hat auch 11 Strahlen in

der Rückenflosse wie jene; ihr Fleisch wird beim Kochen röther als das der Lachsforelle. Laicht bei uns im Herbst.

4. Salmo fario L. die gemeine Forelle, bewohnt die benachbarten Bäche und tritt aus diesen zuweilen in die Eder. Laicht im Herbst.

5. Salmo Thymallus L. die Esche. Laicht im April und Mai.

Aus der zweiten Familie der Bauchweichflosser nur Esox lucius L. der gemeine Hecht. Laicht im April.

Aus der ersten Familie der Bauchweichflosser, der Cyprinoidei, kommen unter der allgemeinen Benennung „Weißfische" hier häufig vor:

1. Cyprinus Carrassius L. die Karausche.
2. Cyprinus Barbus L. der gemeine Barbe. Das Fleisch ist zur Laichzeit (Mai bis Juni) schädlich; der Roggen bringt einer Vergiftung ähnliche Zufälle hervor, wie Beispiele bewiesen und nahmhafte Schriftsteller angeführt haben.
3. Cyprinus Dobula L. der Murkes.
4. Cyprinus rutilus L. das Rothauge.
5. Cyprinus Nasus L. die Nase.
6. Cyprinus alburnus L. der Weißfisch.
7. Cyprinus Leuciscus, der Lauben, hier Schneider genannt.
8. Cyprinus gobio L. der Gründling, Greße. In Bächen und Mühlengraben, so wie auch Cobitis barbatula, der Schmerl, Bartgrundel. Laichen sämmtlich im Mai.

Aus der Ordnung der Stachelflosser, Acanthopterygii:

1. Perca fluviatilis, der Flußbarsch. Zwei Raubfischchen, kaum die Größe von 1½ Zoll erreichend.

2. Gasterosteus aculeatus, L. und
3. Gasterosteus gymnurus, Cuvier, Stichling,
   bewohnen die vom Austritt der Eder gebildeten Lachen und Mühlengraben. Sie haben drei freie bewegliche Rückenstacheln und unterscheiden sich von einander nur durch die Verbreitung der Schuppenschilder. Diese Fischchen kommen unter den sogenannten Bachgreßen mit vor, und man trifft sie sonderbarerweise hier nur einzeln an, obgleich ihre Vermehrung in manchen Gewässern Englands und anderer nordischen Länder so ungeheuer sein soll, daß man sie zur Düngung des Feldes und zur Ölbereitung benutzt. Laichzeit bei uns wahrscheinlich im Juni.
4. Cottus Gobio L. die Kaulquappe, in Bächen, zur Laichzeit, Ende März und Anfang Aprils, auch in der Eder.

Aus der Ordnung der schlangenartigen Fische, Malacopterygii apodes, nur

Muraena Anguilla L. der gemeine Aal. Sie gebären zu Anfang des Sommers lebendige Junge, wie einige Knorpelfische und schlangenartige Amphibien.

Das Vorkommen des gemeinen Karpfen in der Eder ist von Einigen behauptet, von mir aber noch nie beobachtet worden und wohl nur als zufällig anzusehn; vielleicht haben Unkundige, der großen Ähnlichkeit wegen, den angeführten Cyprinus Dobula mit dem gemeinen Karpfen verwechselt.

Wie schön leuchtet der Morgenstern.

Das alte herrliche Kirchenlied, das so anfängt, kennen wohl die meisten unsrer Leser; manche unter ihnen haben dasselbe gewiß auch im Gotteshause schon mitgesungen und empfunden, wie es der lebendige Erguß eines von der Herrlichkeit des Evangeliums durchdrungenen Gemüthes ist und wie es, mit seiner schönen ganz dem Inhalte angemessenen Sangweise, die Kraft hat, wunderbar die Seele zu ergreifen und zur Andacht zu stimmen. Aber nicht alle mögen wissen, daß dieses Lied von einem **Waldecker** gemacht und überdem dazu bestimmt ist, das Andenken eines **Waldeckers** zu ehren. Es soll deswegen hier erzählt werden, was für eine Bewandtniß es mit der Entstehung dieses Liedes hat.

Das Lied ist in viele kirchliche Gesangbücher aufgenommen worden, und es findet sich auch in unserm jetzt gebräuchlichen Waldeckischen Gesangbuche, Num. 161. Aber es findet sich hier nicht in seiner ursprünglichen Gestalt. Vor fünfzig Jahren nämlich und zum Theil schon früher fing man an, diejenigen alten Kirchenlieder zeitgemäß zu verändern, in denen religiöse Vorstellungen oder Lehrformeln, welche nach dem Urtheile der Kirchenlehrer mit dem reinen biblischen Christenthume nicht ganz übereinstimmten, enthalten, oder die in einer veralteten Sprache und Ausdrucksweise abgefaßt waren. Hierzu hatte man auch, weil diese Lieder wegen ihres kirchlichen Ge-

brauchs als Eigenthum nicht mehr ihrer Verfasser, sondern der Kirche anzusehen waren, ein unbestreitbares Recht. Wäre man nur etwas glimpflicher mit ihnen verfahren! So aber wurde unter der schonungslosen Hand des Verbesserers das Innige und Tiefe der alten Lieder nicht selten flach, das Kernige und Kräftige matt, das Schwungvolle und wahrhaft Poetische wäßrig. Unser „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ bedurfte, um Kirchenlied zu bleiben, allerdings auch einer Umänderung, und diese ist ihm auch zu Theil geworden, so, wie wir es in unserm neuen Gesangbuche finden. Man muß gestehen, das Lied ist nicht in üble Hände gefallen, und die Veränderung ist im Allgemeinen im Geiste des Dichters vorgenommen worden. Aber eine Vergleichung des umgearbeiteten Liedes mit dem ursprünglichen lehrt doch, daß der Umarbeiter von dem alten Liede wenig mehr übrig gelassen hat, als die Grundgedanken und den allgemeinen Gang desselben. Wenn das Lied in seiner neuen Gestalt zeitgemäßer und sprachgerechter erscheint, so ist doch auch mancher eigenthümliche und poetische Zug und namentlich auch die besondere persönliche Beziehung des Liedes verwischt worden. Unsere Leser werden es vielleicht auch mit uns herausfühlen, daß schon der alte Anfang zwar dem Versmaße weniger angemessen, aber übrigens sinniger und im Grunde auch dem Gedanken nach richtiger und treffender war, als der neue: „Wie herrlich strahlt der Morgenstern.“

Doch dieses zu der späteren Geschichte des Liedes Gehörige nur beiläufig; wir wenden uns nun zu dessen Ursprung, und laden den geneigten Leser zuvörderst freundlich ein, das Lied selbst genauer zu betrachten, jedoch zu diesem Zwecke nicht unser jetziges Gesangbuch zur Hand zu nehmen, sondern eines

der beiden ältern Waldeckischen Gesangbücher, von denen das eine 1721 zuerst erschienen und nachher mehrmals aufgelegt, das andere aber 1765 herausgekommen ist. Das letzte befindet sich als Erbstück von Eltern und Großeltern gewiß noch in den meisten Häusern. In diesem nun findet sich unser Lied Num. 252, S. 134.

Das Lied hat sieben Verse, deren Anfangsbuchstaben folgende sind: W. E. G. V. H. Z. W., und grade in diesen Anfangsbuchstaben liegt die besondere Beziehung, welche es auf die waldeckische Geschichte hat. Sie bedeuten nämlich: **Wilhelm Ernst Graf Vnd**[a] **Herr Zu Waldeck.**

Wer war nun dieser Wilhelm Ernst, Graf und Herr zu Waldeck?

Im 16. Jahrhunderte war das waldeckische Land unter zwei gräfliche Regentenlinien getheilt, die **ältere Wildungische** Linie, gestiftet von dem Grafen **Heinrich VIII.** (gest. 1513), einem Ururenkel Heinrichs VI. des Eisernen, und die **ältere Eisenbergische** Linie, deren Stifter **Philipp II.** (gest. 1524), ein Urenkel Heinrichs des Eisernen und Oheim des eben genannten Heinrichs VIII, war. Der Wildungische Landestheil, welcher ungefähr den dritten Theil der ganzen Grafschaft betrug, wurde wieder unter die drei Enkel Heinrichs VIII. **Samuel, Daniel** und **Heinrich IX** getheilt, bis Samuels Sohn **Günther** nach dem Tode seines Vaters und seiner beiden kinderlos verstorbenen Oheime im J. 1577 Herr des gesammten Wildungischen Landestheils wurde. Dieser bestand aber in dem jetzigen Ober-

---

a) Daß v. und u. in der alten Schreibart mit einander verwechselt wurden und gleichsam nur für einen Buchstaben galten, ist bekannt.

amte der Eder, einem Theile der jetzigen Oberämter der Werbe und der Diemel, einem Theile der waldeckischen Hälfte der Herrschaft Itter, endlich in Schloß, Stadt und Amt Naumburg. Die Städte Corbach, Nieder-Wildungen, Sachsenhausen, Sachsenberg und Freyenhagen waren beiden Regentenlinien gemeinschaftlich. Alles Übrige gehörte zum Eisenbergischen Landestheile, welcher aber auch wieder 1538 in zwei Theile zerfallen war (mittlere Eisenbergische und mittlere Landauische Linie).

Schon 1585 starb Graf Günther, nachdem er auf der Jagd plötzlich erkrankt war, und hinterließ von seiner zweiten Gemahlin **Margarete**, einer gebornen Gräfin von Gleichen, einen einjährigen Sohn, **Wilhelm Ernst**, geb. 1584. Dieser war also der Erbe des Wildungischen Landestheils und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter und seines Agnaten, des Grafen Franz III., welcher die Hälfte des Eisenbergischen Landestheils (das Gebiet der mittleren Landauischen Linie) regierte und seinen Wohnsitz zu Landau hatte. Während dieser vormundschaftlichen Regierung des Wildungischen Landestheils wurde die Grafschaft dadurch beträchtlich verkleinert, daß die Hälfte der **Herrschaft Itter**, sowie Stadt und Amt **Naumburg**, welche Waldeck seit geraumer Zeit von Kurmainz pfandweise besaß, eingelöst wurden. Naumburg fiel an Mainz zurück, welches mit Gewalt die in der Stadt und Umgegend seit fünfzig Jahren eingeführte Reformation unterdrückte und den katholischen Gottesdienst herstellte. Die waldeckische Hälfte der Herrschaft Itter aber kam an Hessen, welches die gesammte Einlösungssumme hergeschossen hatte.

Graf Wilhelm Ernst zeigte frühe schon gute Fähigkeiten, welche sich unter der sorgsamen Leitung seiner verständigen Mutter und durch den Unterricht geschick-

ter Lehrer trefflich entwickelten. Sein erster und hauptsächlichster Lehrer war **Philipp Nicolai**, seit 1588 Hofprediger zu Alt-Wildungen, neben welchem ihn später auch **M. Bartholomäus Rebenstock**, Secretar und sodann Rath bei der Gräflichen Canzlei zu Alt-Wildungen, (er starb als Burgemeister zu Nieder-Wildungen um 1640) unterrichtete, und zuletzt wurde er zu seiner weitern Ausbildung einem geschickten Philologen und Rechtsgelehrten **Johannes Windecker** übergeben. Da im Januar 1597 die damals das waldeckische Land, gleichwie mehrere andere Gegenden Deutschlands verheerende Pest auch in Alt-Wildungen ausbrach und mit großer Wuth um sich griff; so begab sich die Gräfin Margarete aus Besorgniß für ihren Sohn mit diesem nach Ronnenburg in der Wetterau, wo ihre an den Grafen Heinrich von Isenburg vermählte Schwester Elisabeth wohnte. Hier wurde beschlossen, den jungen Grafen auf eine Hochschule zu schicken. **Tübingen** wurde ausersehen und im Frühlinge des J. 1598 reiste derselbe dahin ab. Er lebte dort den folgenden Sommer hindurch mit beharrlichem Fleiße den Wissenschaften, bis ihn häufig wiederkehrende Steinschmerzen, zu denen sich ein heftiges Fieber gesellte, auf das Krankenlager warfen. Wunderbare Fügung des Schicksals! Dem Tode zu entfliehen, hatte er die Heimath verlassen müssen, und nun wurde er von demselben in der Fremde ereilt. Am 16. Septbr. 1598 erlag er seinen Leiden, zu denen noch die rothe Ruhr gekommen war, in einem Alter von 14 Jahren und 3 Monaten. Sein einbalsamirter Leichnam wurde am 18. October sehr feierlich in der St. Georgen-Kirche zu Tübingen in einem ausgemauerten Grabe neben dem Altare zur Erde bestattet. Zu seiner Begräbnißfeier waren waldeckische

Abgeordnete nach Tübingen gesandt worden. Ob ihm aber auch, wie seine Mutter beabsichtigte, in jener Kirche ein Monument errichtet worden ist, wissen wir nicht zu sagen. Am 20. October wurde ihm zu Ehren eine akademische Trauerfeierlichkeit, zu welcher der Rector durch ein Programm einlud, veranstaltet, bei welcher der Professor Erhard Cellius die Gedächtnißrede hielt. Wie am 18. Octob. von dem Prof. der Theologie Dr. J. G. Sigward zu Tübingen, so wurden auch zu Nieder- und Alt-Wildungen von den dasigen Geistlichen am 15. October zu seinem Gedächtniß Leichenpredigten gehalten, welche sämmtlich nebst dem Programm und der akademischen Trauerrede im J. 1600 zu Tübingen im Druck erschienen sind.

Schöne Hoffnungen gingen mit diesem edlen und frommen Jünglinge zu Grabe, dessen Wahlspruch gewesen war: **Gott ist meine Zuversicht.**

Mit unserm Wilhelm Ernst erlosch die ältere Wildungische Regentenlinie, und da bereits 1597 der obenerwähnte Graf Franz zu Landau gestorben und mit ihm der eine Zweig der Eisenbergischen Linie (die mittlere Landauische Linie) ausgegangen war; so fiel jetzt das ganze Land der (mittleren) Eisenbergischen Linie zu. Von dieser lebten damals die beiden minderjährigen Söhne des 1588 gestorbenen Grafen **Josias**, welche 1606 die Grafschaft unter sich theilten, so daß der ältere **Christian** der Stifter der (noch blühenden) **neuen Wildungischen** Linie, der jüngere **Wolrad** aber der Stifter der (1692 mit dem ersten Fürsten zu Waldeck Georg Friedrich ausgestorbenen) **neuen Eisenbergischen** Linie wurde.

Dieser Graf Wilhelm Ernst war es also, auf welchen das Lied: „Wie schön leuchtet der Morgen-

stern" mit den Anfangsbuchstaben seiner sieben Verse hinweist. Der Verfasser des Liedes ist der oben bereits erwähnte **Philipp Nicolai**, der seinem geliebten Schüler in diesem Liede, das er zu einem sogenannten Onomastikon machte, ein Ehrengedächtniß setzen wollte. Wann das Lied gedichtet worden ist, ob erst nach dem Tode des Grafen oder früher, läßt sich nicht mit Gewißheit nachweisen. Alte und sehr wahrscheinliche Nachrichten sagen jedoch, daß es in der Zeit, da Nicolai zu Alt-Wildungen lebte, also noch bei Lebzeiten des Grafen, (s. unten) verfasst worden sei. Als er das Lied dichtete, war der Verfasser, wie erzählt wird, so in sein Werk vertieft, daß er Alles darüber vergaß, und nicht ruhete, bis es vollendet war. Da empfand er denn eine herzliche Freude darüber.

Das Lied ist seinem Inhalte nach bekanntlich eine poetische Verherrlichung des Heilandes und seiner Segnungen, und hat auch seiner Form nach einen höheren Werth, als viele Kirchenlieder späterer Zeit, welchen es nur zu oft an poetischem Schwunge und an Lebendigkeit des Gefühls gebricht. Man hat angenommen, daß unser Lied nur eine weitere Ausführung (Amplification) des 45. Psalms sei; in der That aber finden sich in demselben kaum einzelne entfernte Anklänge, welche an jenen Psalm erinnern könnten, und weit richtiger wird die Ansicht sein, welche in dem Liede den freien und selbstständigen Erguß eines von der Hoheit und dem Segen des Christenthums innig ergriffenen Gemüths findet.

Die schöne **Melodie** des Liedes soll von **Heinrich Scheidemann**, Organisten zu Homberg in Kurhessen, um das Jahr 1616 componirt worden sein.

Außer dem genannten hat unser Nicolai, soviel bekannt ist, noch drei andere Kirchenlieder gedichtet,

nämlich 1) das Auferstehungslied: „Wachet auf, ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch auf die Zinne“ ꝛc. s. Waldeck. Gesangbuch von 1765. Num. 756. S. 430. 2) ein Klagen über das herrschende Sittenverderben enthaltendes Lied: „So wünsch ich nun eine gute Nacht der Welt und laß sie fahren“ ꝛc. und 3) „Herr Christ, thu mir verleihen“ ꝛc., welche beiden letztern sich in dem erwähnten Gesangbuche nicht finden.

Doch wir können nicht umhin, bei unserm Liederdichter noch etwas länger zu verweilen und einige nähere Nachrichten über sein Leben und Wirken zu geben; denn **Philipp Nicolai** gehört unter die berühmtesten Männer, welche Waldeck hervorgebracht hat, und war einer der ausgezeichnetsten und angesehensten Gottesgelehrten seiner Zeit.

Er war geboren im J. 1556 am 10. August zu **Mengeringhausen,** wo sein Vater **Theodor Nicolai** (der sich auch **Dietrich Rafflenboel** nannte) Pfarrer und zugleich Superintendent des Landauischen Landestheils war. Außer unserm Philipp hatte er noch mehrere andere Söhne, welche sich dem gelehrten Stande widmeten und um Kirche und Schule verdiente Männer wurden. Sein ältester Sohn, **Johannes Nicolai,** geb. 1553 und gest. 1623, war der erste Rector der neufundirten Schule zu Mengeringhausen und sodann bis an seinen Tod Rector der Schule zu Nieder-Wildungen, und sein jüngerer Sohn, **Jeremias Nicolai,** geb. 1558 und gest. 1632, folgte ihm im Pfarramte zu Mengeringhausen und war der erste Sammt-Superintendent der ganzen Grafschaft. b)

b) S. Varnhagen erste Einführung des Christenthums ꝛc. S. 65.

Philipp Nicolai wurde wegen seiner glücklichen Anlagen, seines Lerneifers und seines von Kindheit an auf das Höhere und Heilige gerichteten Sinnes frühe schon der Liebling seiner Eltern und Lehrer. Als Knabe fand er seine Lust daran, seinem Vater in die Kirche zu folgen, hier die Predigten aufmerksam anzuhören und sodann zu Hause zu wiederholen, bei Unterredungen über Religionsgegenstände zugegen zu sein und fleißig in der Bibel zu lesen. Den ersten Unterricht erhielt er gewiß durch seinen würdigen Vater. Doch wurde er schon als elfjähriger Knabe, weil in Mengeringhausen die Pest wüthete, mit seinem Bruder Jeremias nach Rhoden geschickt, wo er beinahe ein Jahr lang blieb und jede Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vermehren, benutzte. Seine Fortschritte übertrafen stets auch die kühnsten Erwartungen seiner Lehrer. In den Jahren 1568 und 1569 besuchte er mit zweien seiner Brüder die lateinische Schule zu Cassel, 1570 die zu Hildesheim und von 1571 bis 1573 das Archigymnasium zu Dortmund. 1574 setzte er unter **Rudolph Gockel's** Leitung zu Corbach, wo damals die Landesschule noch nicht bestand, seine Studien mit großem Fleiße fort. Er scheint früh zu einer gewissen Selbstständigkeit gereift zu sein; denn 1575 hielt er sich seiner Ausbildung wegen in mehreren Städten der Rheingegend auf. In demselben Jahre aber begab er sich auch auf die Universität Erfurt. Da sein Vater, der außer ihm noch drei Söhne studiren ließ, wenig mehr für ihn thun konnte, so hatte er hier mit Noth und Mangel zu kämpfen, und nur durch die Unterstützung bemittelter Menschenfreunde, die er durch poetische Ansprachen für sich gewann, wurde ihm der Aufenthalt in Erfurt möglich. 1576 kam er in seine Vaterstadt, wo er seine geliebte Mutter sterben sah und

bald darauf seine erste Predigt hielt. Unterstützt durch Beneficien der ihm wohlwollenden Landesherrschaft, vollendete er sodann seine akademischen Studien in Wittenberg. Noch in demselben Jahre kehrte er aber nach Mengeringhausen zurück, und unterstützte von da an sieben Jahre lang in Gemeinschaft mit seinem Bruder Jeremias den schwachen und kränklichen Vater im Predigtamte. Bald erwarb er sich durch seine Predigten, wie durch seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit allgemeine Liebe und Achtung. Seine Studien umfaßten nicht bloß die theologischen Wissenschaften, sondern seine Lieblingsbeschäftigung war in dieser Zeit auch die Erforschung deutscher Alterthümer. Eine Frucht dieses letztern Studiums war seine bereits 1577 ausgearbeitete und später auch gedruckte Schrift über diesen Gegenstand. c) 1578 gab er das Neue Testament, im Grundtexte mit lateinischer Übersetzung, heraus, wovon 1594 eine zweite Auflage erschien. Die Jahre 1579 bis 1581, während welcher die Pest in Mengeringhausen besonders viele Menschen dahinraffte, brachte er nach dem Wunsche seines Vaters mit seinem Bruder Jeremias größtentheils in dem Kloster Volkhardinghausen zu, wo damals vermuthlich einige ehemalige Augustiner-Chorherren (welche frühzeitig die Reformation angenommen hatten) noch lebten, während der letzte Pater Prior 1576 gestorben war. Diese Jahre waren, wie es scheint, für seine Bildung besonders wichtig und er sammelte vorzüglich damals jenen Schatz gründlicher Gelehrsamkeit ein, der ihn auszeichnete. Von Volkhardinghausen aus predigte er auch öfters in den Dörfern der Nachbarschaft und in seiner Vater-

c) Commentariorum de rebus antiquis Germanicarum gentium libri VI. in Opp. lat. ed. Dedecken, Tom. II.

stadt. Von **1582** an finden wir ihn wieder in Mengeringhausen, wo jetzt die Pest aufgehört hatte, als Gehülfen seines Vaters, der wegen Altersschwäche seinem Amte nun beinahe gar nicht mehr vorstehen konnte.

Aber schon **1583** wurde er als Hülfspfarrer nach **Herdicke** in der Grafschaft Mark an dieselbe Stelle berufen, von welcher sein Vater dreißig Jahre früher wegen seiner Anhänglichkeit an die evangelische Lehre vertrieben worden war. Herdicke wurde damals in ein adlich-freiweltliches Stift verwandelt, zu dem noch ein Ort, die sogenannte Freiheit gehörte. Das Reformationswerk war hier zwar von den Geistlichen angefangen und allmählig auch gefördert worden; aber zu Stande kam es erst, als Philipp Nicolai mit seinem Feuereifer desselben sich annahm und mit seiner Beharrlichkeit alle ihm entgegenstehende Hindernisse besiegte. Dieser befand sich indessen hier in einer schwierigen Stellung und war, wie schon bei dem Antritte seines Amts, so auch fortwährend den offenen Angriffen und geheimen Ränken der Päpstlichen ausgesetzt. Unablässig von denselben verfolgt und in seiner Wirksamkeit gehemmt, verließ endlich Nicolai halb freiwillig, halb gezwungen, nach beinahe dreijähriger Amtsführung seine Stelle, ohne noch zu wissen, wohin er sich wenden solle. Bald aber fand er (**1586**) bei den Protestanten in **Köln**, welche ihren Gottesdienst heimlich in ihren Häusern hielten, die freundlichste Aufnahme. Er war beinahe ein Jahr lang ihr Prediger und Seelsorger, als er **1587**, auf die Verwendung des Grafen Franz und der verwittweten Gräfin Margarete (der Vormünder Wilhelm Ernst's, s. oben) nach **Nieder-Wildungen** von dem dasigen Stadtrathe berufen wurde, wo die Stelle des wegen seiner Hinneigung zur reformirten

Lehre seines Amtes entsetzten Predigers **Erasmus Reinemann** erledigt war. Nicolai wurde hier zwar anfangs nur Kaplan oder Diakonus, aber (was damals zuerst geschah und nachher wieder auf eine Zeitlang abkam) wegen seiner überlegenen Talente und Kenntnisse dem Stadtpfarrer **Conrad Pusche** den Einkünften nach gleichgestellt. Da letzterer noch in demselben Jahre starb, wurde Nicolai wirklicher Stadtpfarrer, ließ sich aber gleichwohl auf den dringenden Wunsch der Gräfin Margarete bereit finden, schon im folgenden Jahre diese Stelle mit der Pfarre zu **Alt-Wildungen** zu vertauschen. Er wurde hier Hofprediger und zugleich, wie oben erwähnt worden, Lehrer und Erzieher des jungen Erbgrafen Wilhelm Ernst. Schon damals hatte er sich durch seine gelehrten Schriften rühmlich bekannt gemacht und sich insbesondere als einen eifrigen Verfechter der streng-lutherischen und als einen entschiedenen Gegner der reformirten Lehre gezeigt. Im J. 1590 begab er sich, um die theologische Doctorwürde zu erlangen, nach Marburg. Prüfung und Disputation waren bereits ehrenvoll bestanden, als Landgraf Wilhelm von Hessen, welcher dem reformirten Bekenntnisse zugethan war, der theologischen Facultät die Weisung gab, ihm nicht eher die Doctorwürde öffentlich zuzuerkennen, bis er seine damals großes Aufsehn machende Schrift „**von der Grundlage des calvinischen Glaubens**" widerrufen haben würde. Einen solchen Schritt aber verbot ihm sein Gewissen und nichts hätte ihn dazu bewegen können: er kehrte unverrichteter Sache von Marburg zurück. Unterdessen wuchs sein Ansehn immer mehr, und was die Theologen Marburgs ihm hatten versagen müssen, trugen die von Wittenberg ihm an. 1594 wurde er daselbst, nachdem er seine Theses

„über den freien Willen“ ehrenvoll vertheidigt hatte, unter dem Vorsitz des berühmten dortigen Professors **Hunnius** feierlich zum Doctor der Theologie promovirt.

Nach wiederholten dringenden Einladungen folgte Nicolai 1596, obwohl mit schwerem Herzen von der Heimath scheidend, einem Rufe als Stadtpfarrer zu **Unna** in Westphalen. Hier hatte er schon im folgenden Jahre Gelegenheit, seinen Seelsorgerberuf unter schweren und angstvollen Umständen zu erfüllen. Und er that es mit seltner Treue und Unerschrockenheit. Die Pest herrschte nämlich in Unna; jeden Tag zählte der nicht große Ort zwanzig bis dreißig Todte, und Nicolai mußte die Leichen seiner liebsten Beichtkinder auf den nahe bei seiner Wohnung liegenden Kirchhof tragen sehen. Doch lassen wir ihn selbst reden und geben damit zugleich eine Probe seines wahrhaft geistlichen Sinnes sowohl als seiner für die damalige Zeit durch Kraft und Reinheit der Sprache ausgezeichneten Schreibart: „Es überfiel die Pest mit ihrem Sturm und Wüthen die Stadt, wie ein unversehnlicher Platzregen und Ungewitter, ließ bald kein Haus unbeschädigt, brach endlich auch zu meiner Wohnung hinein, und gingen die Leute meistes Theils mit verzagtem Gemüth und erschrokkenem Herzen, als erstarrt und halb todt daher. — Zu Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Hildesheim, Göttingen rc., desgleichen in Nieder-Hessen und in der Grafschaft Waldeck, meinem lieben Vaterland, zu Corbach, Wildungen [d]) und Mengeringhausen fehlet es auch nicht; und was einer an solchen Orten hin

d) Es war dasselbe Jahr, worin sich die Gräfin Margarete mit ihrem Sohne Wilhelm Ernst von Wildungen nach Ronnenburg begab, um der Pest zu entfliehen. S. oben.

und wieder an bekannten Freunden hatte, davon hört er fast nichts, denn von ihren Krankheiten und tödtlichem Abschied von diesem Leben. Inmaßen mir auch eitel traurige Zeitungen und traurige Botschaft zu Ohren kamen, von etlichen meinen Schwestern, Blutsfreunden und Schwägern durch die Peste erwürget und hingerissen, welches mir meine Bekümmerniß vermehrte, und so viel weitläuftiger Anlaß gab, all mein Datum, Herz und Gedanken von der Welt abzuwenden. — Da war mir nichts süßers, nichts liebers und nichts angenehmers, als die Betrachtung des edlen hohen Artikels vom ewigen Leben, durch Christus Blut erworben. Ließ denselben Tags und Nachts in meinem Herzen wallen, und durchforschete die Schrift, was sie hiervon zeugte, lase auch des alten Lehrers St. Augustini liebliche Tractätlein, darin er die hohe Geheimniß als ein Nüßlein aufbeißet, und den wundersüßen Kern herauslanget. Brachte darnach meine Meditationes von Tage zu Tage in die Feder, befand mich, Gott Lob, dabey sehr wohl, von Herzen getrost, fröhlich im Geist und wohl zufrieden, gab meinem Scripto den Namen und Titul eines Freudenspiegels, und nahm für, denselben verfasseten Freudenspiegel, da mich Gott von dieser Welt abfordern würde, als ein Zeugniß meines friedlichen, fröhlichen und christseeligen Abschieds zu hinterlassen, oder aber, da er mich gesund sparete, andern nothleidenden Christen, welchen er die Pest auch zu Haus senden würde, aus christlicher schuldiger Liebe damit zu dienen und gleich als mit gegenwärtigem Trost beizuwohnen.“ e) — So also ent-

e) Aus der Vorrede zu Nicolai's Freudenspiegel des ewigen Lebens, zuerst 1599 zu Frankfurt a. M. in 4. erschienen und nachmals öfter wieder aufgelegt. — Sollte nicht unserm Nic. ein Platz unter den ersten deutschen Schriftstellern seiner Zeit gebühren?

stand das populärste und wohl auch gesegnetste Buch Nicolai's, sein **Freudenspiegel des ewigen Lebens,** ein Buch, in dem in den damaligen und in spätern verhängnißvollen Zeiten manches bekümmerte Gemüth Trost und Erhebung gefunden hat. So wurde auch hier das Unglück, welches den gewöhnlichen Menschen niederbeugt, für den höher begabten Geist ein Impuls, seine Kraft zum Segen für Tausende zu entfalten. Denselben Gegenstand, welchen Nicolai in seinem Freudenspiegel gemeinfaßlich, dem christlichen Volke zu Trost und Erhebung, behandelt hatte, bearbeitete er auch auf dem Gebiete der Wissenschaft in zwei gelehrten lateinischen Schriften. [f] Besonders aber bewegte sich seine literarische Thätigkeit auf dem Felde der Polemik (Streittheologie). Einige seiner Schriften waren ganz oder theilweise gegen den Katholicismus und die mächtige Stütze, welche dieser in dem Jesuitenorden gefunden hatte, gerichtet; die meisten aber hatten die damals zwischen den strengen Lutheranern und den Reformirten obschwebenden Streitfragen zum Gegenstande. Sein Zeitalter erkannte in unserm Nicolai eine der vorzüglichsten Säulen lutherischer Rechtgläubigkeit, und in der That, man muß staunen über den Nachdruck und die Unermüdlichkeit, mit der er Alles, was nach seiner Überzeugung dem reinen Evangelium entgegen war, zumal was sich der Lehre Calvins zuzuneigen schien, angriff und verfolgte. Friedsam, sanftmüthig, bescheiden, nachgiebig in allen Verhältnissen des Privatlebens, wurde er aufbrausend, heftig, beleidigend, unbeugsam, wo es nach seiner Meinung die Vertheidigung der Ehre Gottes und göttlicher Wahrheit galt. Einem solchen Manne konnte es an

f) Theoria vitae aeternae und Praxis vit. aet.

Gegnern nicht fehlen. Auch in Unna fand er solche, welche seine verletzenden Ausfälle gegen die Reformirten höchlich misbilligten, und da er in seinem verzehrenden Feuereifer, trotz aller Vorstellungen und Beschwichtigungsversuche, immer weiter ging, so kam es endlich dahin, daß ihm im J. 1601 von seinen Obern zu Cleve die Kanzel verboten wurde. Gewiß hätte Nicolai diese Demüthigung standhaft ertragen; aber sie sollte ihn nur einer noch höhern Stellung und einem noch weiteren Wirkungskreise entgegenführen. Er erhielt um dieselbe Zeit ohne all sein Erwarten und Zuthun einen Ruf als Hauptpastor der St. Katharinen-Kirche in **Hamburg**, und trat noch 1601 die neue Stelle an.

Auch hier, wo er vor Tausenden predigte und mit Tausenden in nähere Verbindung kam, erwarb er sich als Kanzelredner und Seelsorger allgemeine Verehrung und Liebe. Mit einer seltnen Berufskenntniß verband er eine noch seltnere Berufstreue. Er bewies durch seine ganze Amtsführung, daß ihm nicht die Wissenschaft der Religion das Höchste war, sondern ihre Anwendung auf das Leben zur Besserung und Beruhigung der Menschen. Wo er Irrende und Unchristliche in seiner Gemeinde entdeckte, da stieß er sie nicht verdammend von sich, sondern mit unermüdlicher Schonung und Geduld suchte er sie auf den Weg der Wahrheit und des Heils zu leiten. In seinen Mienen, wie in seinen Gesprächen spiegelte sich die ungeschminkteste Aufrichtigkeit und Treue, die wohlwollendste und uneigennützigste Menschenfreundlichkeit ab. Kurz, es war in ihm ein schöner Einklang zwischen Leben und Lehre, und wenn er war, wie ihn glaubwürdige und genau mit ihm bekannte Zeitgenossen schildern, so würde er dem Ideal eines christlichen Gottesgelehrten und Geistlichen sehr nahe

gekommen sein, wenn nicht seine Härte und Feindseligkeit gegen die Evangelisch-Reformirten auf das herrliche Bild seines Lebens einen entstellenden Schatten würfe. Freilich würden wir ihm sehr unrecht thun, wenn wir die Art seines polemischen Auftretens von dem Standpunkte der Aufklärung unserer Tage beurtheilen wollten. Von diesem aus können wir nicht nur seine Sache bei weitem nicht immer für die Sache der Wahrheit und des reinen Evangeliums anerkennen, sondern wir müssen auch die Waffen, deren er sich häufig in seinem Streite bediente, unedel, den Ton, den er zuweilen anstimmte niedrig, die Schmähungen, mit denen er seine Gegner nicht selten überhäufte, höchst verwerflich finden. Wir können von diesem Standpunkte aus selbst seinen Gegnern nicht unrecht geben, wenn sie ihm eine heillose Verblendung vorwarfen und ihm sogar manche seiner harten Ausfälle auf ihren Glauben als Gotteslästerung anrechneten. g) Aber wir müssen ihn im Lichte seines Zeitalters betrachten und ihn nach dem Maßstabe messen, welchen dieses uns an die Hand gibt. Die rauheren Sitten jener Zeit erklären und entschuldigen Vieles, was in den unsrigen schlechthin verwerflich erscheinen muß. Religiöse Toleranz kannte man damals noch nicht; sie ist erst ein Erzeugniß neuerer Bildung. Andersgläubige hielt man für Irrgläubige,

g) Nicolai redet in einer seiner Schriften die Reformirten z. B. so an: „Der Teufel muß euer Gott und Zuflucht seyn; ihr ehret nicht Gott, sondern den Teufel an Gottes statt." In einer andern Stelle sagt er, der „Calvinische Herr Gott" sei ein leichtfertiger, unkeuscher, arglistiger, betrieglicher, blutdürstiger Moloch." Desgleichen beschreibt er denselben als „den höllischen Brüllochsen, den alten bösen Feind und verfluchten Leviathan." Auch versicherte er, daß unter den Heuschrecken in der Offenb. Joh. nichts Anderes zu verstehen sei, als die Zwinglianer und Calvinisten.

und Irrgläubige für Feinde Gottes, für Verfälscher und Verächter seines Wortes, welche zu bekämpfen und zu unterdrücken für ein Verdienst und eine heilige Pflicht galt. Die Wissenschaft der Bibelerklärung war noch nicht so ausgebildet, um Nebensachen und menschliche Zusätze in der christlichen Religion von der Hauptsache unterscheiden und trennen zu können. Die unter unzähligen Zwistigkeiten zu Stande gekommene Concordienformel war den strengen Anhängern Luthers zum Panier der Rechtgläubigkeit geworden, dem sie Gehorsam geschworen hatten. Was diesem ihrem Codex gemäß war, galt ihnen allein für das ächte Christenthum, was davon abwich, für ein verfälschtes und verderbliches. Gewiß war unser Nicolai von der Wahrheit und Gerechtigkeit der Sache, die er verfocht, so innig überzeugt, wie irgend ein kirchlicher Lehrer aus alter oder neuer Zeit von seiner Lehre, und um die ungestüme und inhumane Art, wie er seine Überzeugungen geltend machte, nicht zu rechtfertigen, aber erklärlich und entschuldbar zu finden, dürfen wir uns nur an den Ton erinnern, in dem auch **Luther** oft mit seinen Gegnern redete und an die blutige Strenge, mit welcher **Calvin** vermeintliche Unchristen (Servede) verfolgte.

Die gelehrten Streitigkeiten Nicolai's, die er in seiner ausgezeichneten Stellung als Senior des Ministeriums in Hamburg mit verdoppeltem Eifer fortsetzen zu müssen glaubte, verbitterten ihm vielfach den Abend seines Lebens, und die oft seine Kräfte übersteigende anstrengende Thätigkeit, die er sich zur Pflicht machte, beschleunigte sein Ende. [b]) Er starb

b) Treffend charakterisirt in dieser Hinsicht der Mann sich selbst in einem Briefe, den er ein halbes Jahr vor seinem Tode an seinen Bruder Jeremias schrieb: **Exhaurior sane magnitudine laborum, sed Domino Deo meo et dulcissimo Serva-**

nach kurzer Krankheit am 26. October 1608, im 53. Jahre seines Alters und nach einer zweiunddreißigjährigen treuen Verwaltung des geistlichen Amtes.

Es ging ein, jedoch unverbürgtes und gewiß auch ungegründetes Gerücht, spanische Jesuiten, welche zu Hamburg wohnten, hätten ihn vergiftet. Seine reformirten Gegner konnten ihr Frohlocken über den Tod des gefürchteten Feindes nicht verhehlen, [i] und einer der berühmtesten von ihnen, **Lampadius** in Bremen, sprach die Hoffnung aus, daß nach Nicolai's Ableben seine Partei in Hamburg und Lübeck gerechtere Würdigung finden werde.

---

tori Christo — — unice confido, cuius non est abbreviata manus, et de cuius doctrina, majestate, gloria et honore agitur. Versor in fluctibus, in Oceano, in procellis, in Euripo laborum literariorum contra Jesuitas et Calvinistas. Ora pro me diligenter, itidem pro te ego meique faciemus. Gott helfe mir hindurch. Mein. ein und funffzig Jahr ist herüber, und leibes Kräffte nehmen nicht mehr zu. Ach wie stille sitzen und leben andere prediger gegen mich mühseeligen. Interim exulto, triumpho, (si causam meam bonam adversus Diabolum eiusque squamas intueor) et laetor in Deo salutari meo. Besser sich „zu tode in Gott gearbeitet, alß sich zu tode gesoffen" 2c.

i) So schrieb einer von ihnen: „den unsinnigen Scribenten hätten die höllischen Geister, da ihm mitten unter Donner und Bliz die verfluchte Seele ausgefahren, aus diesem Leben hinweggenommen, Gott Rechenschaft von seinen Lästerungen zu geben." Daß der Tod Nicolai's während eines schweren Gewitters erfolgt, scheint auf einer Erdichtung seiner Feinde zu beruhen. Wenigstens wurde von Hamburg aus versichert, daß man dort an seinem Sterbetage von einem Gewitter nichts verspürt habe. Wenn aber auch, sagen seine Freunde, ein solches statt gefunden habe, so sei dasselbe vielmehr auf seine Verherrlichung zu beziehen, da ja auch der Prophet Elias unter Sturm und Wetter in einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren sei.

Noch müssen wir einer Lieblingsbeschäftigung Nicolai's gedenken, welcher er in der späteren Zeit seines Lebens vielen Fleiß widmete. Es ist dieses das Studium der Propheten Ezechiel und Daniel, sowie der Offenbarung Johannis. Dieses letzte Buch der heil. Schrift, an welchem sich menschlicher Scharfsinn Jahrhunderte hindurch geübt und welches ungezügelte Einbildungskraft so vielfältig zu ihrem Spielball gemacht hat, legte Nicolai sogar allen seinen Predigten in seiner letzten Lebenszeit zu Grunde, und in einer seiner Schriften machte er es sich zur Aufgabe, die ganze Geschichte der christlichen Religion und Kirche als Erfüllung der prophetischen und apostolischen (apokalyptischen) Weissagungen nachzuweisen. Gewiß waren diese Studien großentheils nichtige Grübeleien, vermöge deren er sogar aus der Offenb. Joh. den Untergang der Welt auf das Jahr 1670 vorhersagte. Aber auch hier müssen wir uns, um ihm nicht zu nahe zu treten, ihn in seiner Abhängigkeit von den Einwirkungen seines Zeitalters denken. Übrigens besaß er einen zu wohlgeordneten Geist und eine zu geregelte Thatkraft, als daß diese Liebhaberei ihn, wie andere Apokalyptiker, jemals zu einem sentimentalen Schwärmer oder zu einem sektirerischen Fanatiker hätte machen können.

Was Nicolai's häusliche Verhältnisse betrifft, so ist uns darüber wenig mehr bekannt, als daß er mit **Katharina**, geb. **Dornberger** in zufriedener Ehe lebte. k)

k) Sie überlebte ihn und meldete seinen Tod ihrem Schwager, dem Superintendenten Nicolai mit folgenden Worten: „Ich kann Euch lieber Schwager nicht bergen, daß Ew. Bruder mein hertzlieber Hauswirt eine zeitlang sich übel im Haubt befunden; hernacher den 23. Oct. mit einem hitzigen Fieber angegriffen worden, welche Schwachheit dermassen zugenom-

Seine äußere Gestalt entsprach seinen geistigen Eigenschaften. Er hatte einen starken, wohlgebildeten Körper und erfreuete sich bis in seine spätere Lebenszeit einer dauerhaften Gesundheit. Seine Gesichtszüge, wie sie uns in mehreren Kupferstichen aufbewahrt sind, erinnern an die Kraft und Hoheit des Ausdrucks, welche wir in den Bildern des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf bewundern.

Seine zahlreichen Schriften sind nach seinem Tode von seinem jüngern Freunde und Amtsgehülfen **Georg Dedecken**, der ihm auch die Leichenpredigt gehalten hatte, gesammelt, und im J. 1611, die lateinischen in 2 Bänden, die deutschen in 4 Bänden zu Hamburg herausgegeben worden. Sie haben jetzt großentheils wohl nur noch einen kirchengeschichtlichen Werth, und wenn sie auf der einen Seite ein Denkmal seiner gründlichen und ausgebreiteten Gelehrsamkeit sind, so legen sie doch auch auf der andern von den Irrthümern und Vorurtheilen seines Zeitalters, in denen er befangen war, ein sprechendes Zeugniß ab. Den eigentlichen Charakter und die wahren Verdienste des Mannes würde man jetzt aus seinen Schriften schwerlich kennen lernen können.

Jedenfalls war Philipp Nicolai ein als Mensch, als Geistlicher und als Gelehrter ausgezeichneter

---

men, daß Er wieder aller unser Verhoffen d. 26. Oct. sanfft und seelig im Herrn entschlaffen, wird heute d. 30. Oct. zur Erde bestattet werden, was für grosse traurigkeit und Hertzeleyd auß diesem plötzlichem unversehenem Fall und abgang meines herrn seeligen nicht alleine bey uns, sondern auch bey der gantzen Bürgerschafft entstanden, könnet ihr leichtlich errathen.

Dat. Hamburg am 30. octobr. a. 1608.

Catharina Dornbergerin,
Doct. Philippi Nicolai witwe.

Mann, der es deshalb wohl verdiente, in das Gedächtniß seiner Landsleute zurückgerufen zu werden. Dieses möge denn auch unsere Entschuldigung für das längere Verweilen bei seinem Leben sein, wenn es bei dem einen oder andern unserer Leser einer solchen Entschuldigung bedürfen sollte.

Die hauptsächlichsten Materialien zu vorstehendem Aufsatze fanden sich in dem literarischen Nachlasse meines seligen Großvaters **J. A. T. L. Varnhagen.** Was das Leben Nicolai's betrifft, so hatte er die über dasselbe in verschiedenen Schriften vorkommenden Notizen mit gewohnter Sorgfalt und Genauigkeit excerpirt, und mein Geschäft war es nun, die einzelnen, zum Theil von einander abweichenden Nachrichten zu vergleichen, zu sichten und daraus soviel als thunlich ein einigermaßen befriedigendes Ganze zusammenzuordnen. — Das über den Grafen Wilhelm Ernst Mitgetheilte gründet sich auf die im Manuscript vorhandene Fortsetzung der Waldeckischen Geschichte von Varnhagen.

Adolf Gabert.

Die Herstellung der Kirche St. Kilian zu Corbach.

Ohne Zweifel interessiren sich unsere Leser für das schöne und alle Anerkennung verdienende Unternehmen der Corbacher, ihre St. Kilians-Kirche, dieses herrliche Denkmal altdeutscher Kunst und altdeutscher Frömmigkeit, wiederherzustellen. Es ist uns daher angenehm, die von guter Hand uns zugesandten Nachrichten über die zu dem Unternehmen getroffenen Vorbereitungen, über die Ansichten und Vorschläge mehrerer Kunstverständigen hinsichtlich der Art und Weise der vorzunehmenden Reparatur und über den Bauplan, für dessen Ausführung man sich entschieden hat, hier mittheilen zu können.

Die Red.

Im Jahre 1685, den 19. April, zwischen 6 und 7 Uhr Abends, brannte, durch einen Blitz entzündet, nicht nur der Thurm der Kirche St. Kilian in Corbach bis auf den Umgang, sondern auch das ganze Kreuzdach derselben bis auf die Gewölbe ab. Der Thurm ward hierauf niedriger, denn früher, aufgeführt, statt des Kreuzdaches aber ein äußerst breites, in keinem gehörigen Verhältnisse zum ganzen Bau stehendes Dach errichtet. Hierdurch ward es nun, nach dem Urtheile Bauverständiger, größtentheils bewirkt, daß nach und nach die nördliche Seitenmauer aus ihrer lothrechten Richtung wich, und auch bald mehre Risse in den Gewölben auf dieser Seite entstanden. Man suchte zwar durch Ver-

ankerungen, die zu verschiedenen Zeiten angebracht wurden, dem Einsturze derselben zu wehren; doch sie allein vermochten dies nicht. Am 7. Sonntage p. Tr., den 5. August 1810, um 11 Uhr, während grade der Hauptgottesdienst in der Kirche St. Nicolai auf der Neustadt gehalten wurde, stürzte zum größten Schrecken der Bewohnerschaft Corbach's ein Theil des Gewölbes im nördlichen Seitenschiffe ein. Hierauf ward unsere altstädter Kirche vorerst geschlossen, und der Gottesdienst nur in der neustädter gehalten; indessen nach dem Verlaufe von einigen Monaten, weil nach dem eingeholten Gutachten Bauverständiger zunächst weiter keine Gefahr mit ihrem Besuche verbunden war, wiederum geöffnet. In den nachfolgenden Jahren erhielten aber die Gewölbe wieder neue Risse, so daß, nach geschehener Anzeige hievon, höheren Ortes am 7. Juli 1827 der Befehl erlassen wurde, die Kirche wegen ihrer Baufälligkeit zu schließen.

Wohl wünschte der größte Theil der Einwohner Corbach's baldige Wiederherstellung des herrlichen Gebäudes, damit sie nicht am Ende eine völlige Unmöglichkeit werde. Mehre Architekten wurden daher um Untersuchung der Gebrechen desselben, und Begutachtung hinsichtlich der Abhülfe ersucht. Der Erste, an den man sich dieserhalb wandte, war der Königlich Preußische Bau-Inspector Hr. **Ritter** in Arnsberg. Dieser ertheilte auch 1828 ein Gutachten, welches der Hauptsache nach Folgendes enthielt.

Die Ursache der Ausweichung der Nordmauer, die schon 17¾ Zoll von dem Fundamente bis zum Gesimse betrug, fand Hr. Ritter in der unerhört nachläßigen Construction des Daches, so daß sehr zu verwundern sei, daß die 3¼ F. starken und 58½ F. hohen Mauern so lange dem Drucke desselben Widerstand geleistet hätten. Da nun, bei dem geringen

Vermögen der Kirche, nicht wol daran gedacht werden könne, das herrliche Denkmal des Mittelalters in seiner ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen, das jetzige Dach herabzunehmen, das frühere Erkerdach zu erneueren und die gleichfalls zerstörte Attike wieder zu errichten, auch dies für die Erhaltung des Gebäudes in seinem jetzigen Zustande nicht durchaus erforderlich sei: so gab er folgende Vorschläge zur Wiederinstandsetzung.

a) Um dem zunehmenden Ausweichen der Mauern — auch die südlichen waren um einige Zolle gewichen — Einhalt zu thun, sollten in der Kirche selbst durch die Pfeiler an den Gewölbeanfängen eiserne Anker von hinlänglicher Stärke eingezogen, und mit tüchtigen, weit umsichgreifenden Schließen versehen werden, auch,

b) die vier unter der Balkenlage schon früher angebrachten Maueranker noch um 2 Stück vermehrt werden;

c) Sollten alle 24 Sparren des Daches mit zusammengesetzten Doppelbalken versehen werden, in der Art, wie dies früherhin schon bei 5 geschehen;

d) Ward verlangt äußerliche sorgfältige Verankerung der Ausbauchungen und Risse der Nordmauer, sowie Ausbesserung ihrer Pfeiler;

e) Wegnahme der Gewölbe des nördlichen Schiffes und Wiederaufbau derselben, und endlich,

f) Gehörige Ausbesserung des übrigen Mauerwerkes, der Fundamente der Kirche u. s. w.

Ferner war es Hrn. Ritter's Ansicht, daß die Begräbnißkapelle auf der Südseite, weil sie nur ein Anhang späterer Zeiten sei, und den Eindruck der schönen Hauptfaçade störe, abzubrechen wäre, auch um die Werkstücke zur Benutzung zu erhalten.

Der Kosten Überschlag betrug 1390 Rthlr. Pr. Ct.

Um mit möglichster Umsicht in der wichtigen Angelegenheit zu verfahren, erging nun an den Königl. Preuß. Regierungs- und Baurath Hrn. **Clemen** in Arnsberg das Gesuch, auch seinerseits die Baugebrechen zu besichtigen, sowie die von dem Bau-Inspector Hrn. Ritter in Vorschlag gebrachten Arbeiten zur Abhülfe derselben, einer Prüfung zu unterwerfen. Hr. Baurath Clemen war nun in dem 1829 gegebenen Gutachten der Ansicht, daß die von Hrn. Ritter vorgeschlagenen Reparaturen zwar sämmtlich nothwendig und zweckmäßig seien, jedoch allein noch nicht hinreichend, um nach ihrer Ausführung die gründliche und dauerhafte Herstellung, sowie den gefahrlosen Gebrauch der Kirche zum Gottesdienste mit Gewißheit verbürgen zu können. Es sei nämlich, da die Mauer an der Nordseite bereits 18 Zoll übergewichen, durchaus unwahrscheinlich, daß diese mittelst Schrauben-Anker wiederum in lothrechte Richtung gebracht würden; es geschähe wenigstens nur auf Kosten der Festigkeit, des Zusammenhanges und Verbandes des Mauerwerkes selbst. Weit angemessener und zweckmäßiger dürfte es daher sein, die schadhafte Mauer gänzlich bis auf das Fundament abzubrechen und von Neuem aufzuführen, wodurch nur allein allen übelen Folgen dauernd vorgebeugt werde. Der Abbruch der Mauer müsse stückweise geschehen, die Werkstücke genau bezeichnet, dann heruntergelassen, und so, wie sie zusammengehörten, bis zum Wiedergebrauch aufgeschichtet werden. — Der Kostenanschlag betrug 5128 Rthlr. Pr. Ct.

Da man nun Willens war, die Wiederherstellung der Kirche nach diesem Plane vorzunehmen, allein Kirche und Stadt sich außer Stande glaubten, das nöthige Geld aufbringen zu können; so dachte man daran, durch freiwillige Beiträge die erforderliche

Summe herbeizuschaffen. Man verschwieg sich indessen nicht, daß durch sie allein dies nicht möglich sein werde, und unterließ darum jetzt noch einen Versuch.

Mittlerweile fiel, am 1. November 1830, Nachmittags 2 Uhr, abermals ein Theil des Gewölbes im nördlichen Seitenschiffe herab. Von Neuem ward der Wunsch, die Wiederinstandsetzung des schönen Denkmales christlicher Frömmigkeit bewerkstelligt zu sehen, lebhaft aufgeregt.

Der Fürstlich Waldeckische Landbaumeister Hr. **Löffel** gab nun, im März 1831, ein drittes Gutachten zu einer gründlichen, aber möglichst wenig kostspieligen Reparatur der altstädter Kirche.

Hr. Löffel fand gleichfalls die nächste Ursache der Ausweichung der Nordmauer in dem Seitendrucke der nicht zweckmäßigen Dachverbindung, und verlangte zur Wiederherstellung der Kirche

a) eine gehörige Verbindung des Dachgebälkes mittelst eiserner Bänder und Schrauben;

b) die Abstützung der Freisäulen im Innern des Daches, sowie die Herausnahme aller schadhaften Gewölbe, und den gänzlichen Abbruch der ausgewichenen Mauer;

c) sorgfältige Wiederaufführung der Mauer und der Gewölbe;

d) gehörige Verankerung der beiden langen Mauern, und

e) die sonstigen nothwendigen Reparaturen am Fundamente u. s. w.

Die Kosten wurden zu 2900 Rthlr. Pr. Ct. angeschlagen.

Ein Verein, gebildet durch die Bemühung des sich des Baues stets mit der größten Thätigkeit annehmenden damaligen und auch dermaligen Burgemeisters Hrn. **Schleicher**, trat in's Leben, über die

Herbeischaffung der nöthigen Mittel zur Unternehmung des Werks gemeinsam zu berathen. Man veranstaltete vor Allem, nach eingeholter Genehmigung Hochfürstlichen Consistoriums, in Corbach und mehren Städten des Waldeckischen Landes eine Subscription zu Geldbeiträgen. Etwa 700 Rthlr. wurden unterzeichnet, 100 — 150 sofort auch gegeben. Mit den vorhandenen Mitteln wollte und konnte man jedoch die Arbeiten zur Wiederherstellung der Kirche noch nicht beginnen; man beabsichtigte daher auch noch eine Collecte in bedeutenderen Städten des Auslandes, wie sie zu solchen Zwecken auch anderwärts mehrfach in Anwendung gebracht und mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden war, auf geeignete Weise zu veranstalten. Die Erlaubniß hierzu wurde jedoch höheren Orts verweigert. Der Eifer, die Begeisterung war erkaltet, der Muth gesunken. Die Sache blieb liegen.

Von Zeit zu Zeit hob sich der Muth wieder, loderte die Begeisterung wieder empor, auch wol durch Wort und Rede angefacht. Viele gabs immer noch, die Nichts sehnlicher wünschten, als nochmalige Aufnahme des gescheiterten Vorhabens. Da man kein Auskunftsmittel sah, so blieb's beim Hin= und Herreden bis zur Mitte des Winters 1835. Reger, lebendiger, denn je, ward jetzt bei allen Bürgern der Wunsch, die schöne Kirche zur Gottesverehrung und Erbauung wieder zu benutzen, und sie, die ihre frommen Ahnen unter Opfern errichtet hatten, den Nachkommen in ihrer früheren Schönheit zu überliefern. Die verschiedenen Corporationen der Stadt traten zusammen, unterzeichneten aus ihren Mitteln etwa 500 Rthlr., und verlangten von dem Magistrate und den Stadtfreunden ernstliche Maßregeln zur Ei[illegible]=Herstellung der Kirche. Der Magistrat, im

verständniß mit den Stadtfreunden, verwilligte nun aus den städtischen Kassen zu dem Unternehmen 2000 Rthlr. Allgemein legte sich hierüber die unverstellteste Freude, der größte Jubel an den Tag, bei Vornehm und Gering, Jung und Alt. Eine nochmalige Subscription unter den Bewohnern der Stadt, von der man sich bei solchem Sinne bessere Erfolge versprach, ward eröffnet. Man hatte sich nicht getäuscht. Fast durchgehends wurden auf's Bereitwilligste bedeutende Beiträge versprochen. Über 2000 Rthlr. waren in kurzer Zeit unterzeichnet. Da nun zu diesen noch 500 Rthlr. aus dem Vermögen der Kirchen Corbachs zu nehmen beschlossen war; 132 Rthlr., früherhin von einer Gesellschaft zu wohlthätigen Zwecken gesammelt, beigesteuert wurden; etwa 100 Rthlr. von den früheren Sammlungen noch vorhanden waren, man durch fernere auswärts noch einige Hunderte zusammenzubringen hoffen durfte, und eine von den Damen unserer Stadt veranlaßte Lotterie, zu der über 300, theilweise sehr werthvolle Gaben aus der Nähe und Ferne auf's Bereitwilligste eingesandt wurden, 500 — 600 Rthlr. einzubringen versprach: so hielt man dafür, nun auch ungesäumt Hand an das allerdings schwierige, doch sicherlich ausführbare Werk zu legen. Es bildete sich wiederum, nach dem Wunsche der Mehrzahl der hiesigen Bürger, „**ein Bauverein zur Wiederherstellung der Kirche St. Kilian**", bestehend aus der Geistlichkeit, dem Magistrate, mehren Honoratioren und je zwei Abgeordneten der Zünfte. Nachdem Se. Durchlaucht unser gnädigster Fürst geruhet hatten, einer Deputation, die an Höchstdieselben abgeordnet war, das zu einem Gerüste nothwendige Holz zum Gebrauche unentgeltlich gnädigst zu verwilligen; so ward zur Wahl eines Baumeisters

geschritten. Die Mehrzahl der Mitglieder des Vereines bestimmte sich für den Großherzogl. Hessischen Hof-Oberbaurath Hrn. **Moller** aus Darmstadt, wol den größten Kenner altdeutscher Baukunst, rühmlichst bekannt als Herausgeber der „Denkmäler deutscher Baukunst“.*) Auf's Zuvorkommendste verstand sich dieser auch zur Mitwirkung, sandte den Bauconducteur Hrn. **Mittermaier** zur Ausführung mancher Vorarbeiten, und kam im Mai 1836 selbst zur Besichtigung der Kirche. In einer Zusammenkunft des Vereins trug der höchst liebenswürdige Mann seine Ideen über die Art und Weise der Wiederinstandsetzung derselben klar, lichtvoll, überzeugend für Alle vor, war insbesondere entschieden gegen den Abbruch der Mauer, weil durch ihn sehr leicht der Ruin des ganzen Gebäudes herbeigeführt werden könne, und versprach, wolle man auf seine Ansichten eingehen, in einem schriftlichen Gutachten sie weiter auseinanderzusetzen. Man nahm das Anerbieten an. Der Plan kam, im Wesentlichen Folgendes enthaltend.

Die Ursachen des Verfalls des „so schönen Gebäudes“ fand Hr. Moller 1) in der nicht hinreichenden Stärke der Strebepfeiler; 2) in der Verwitterung der untersten Schichten der Mauern und Pfeiler, und 3) in dem Seitendrucke des großen, schlecht construirten Daches auf beide, nicht aber auch, wie Einige angenommen, in der schlechten Beschaffenheit der Mauern des Schiffes, da die Festigkeit der sogenannten gothischen Kirchen nicht auf den Mauern, sondern auf den Strebepfeilern beruhe.

*) Ueber ihn und seine Werke vergl.: Biographisch-literarische Lexicon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen, herausgegeben von H. E. Scriba. Darmstadt, 1831. p. 256.

Die Arbeiten der Reparatur sollen in Folgendem bestehen. Damit der dermalige Zustand der Kirche während der Reparatur sich nicht verschlimmere, weil diese sonst gefährlich sei, ja den Einsturz nach sich ziehen könne, soll zunächst durch ein Gerüst der Stand der vier mittleren Pfeiler im Innern der Kirche und der nördlichen Mauer gesichert werden, wenn durch das Abnehmen der schadhaften nördlichen Gewölbe das Gleichgewicht der stehenbleibenden temporär aufgehoben würde.

Sodann soll das Terrain um die Kirche soweit abgehoben werden, daß allenthalben der ursprüngliche Sockel der Kirche, soweit er bestimmt war über Erde zu sein, wieder frei sich zeige, und sowie das Fundament wo es nöthig sei, gehörigermaßen ausgebessert werde.

Nachdem die Mauern und mittleren inneren Säulen durch die Gerüste so fest gespannt, daß keine Verschiebung derselben möglich, und nachdem die Fundamente und Sockel ausgebessert sein werden, soll der Abbruch der schadhaften Theile erfolgen. Die drei nördlichen Gewölbe sollen sorgfältig abgebrochen werden, und nachdem dies geschehen, auch die zwei mittleren Strebepfeiler der Nordseite, damit die Mauer, nach vorhergegangener Absprießung des Daches an dieser Seite, durch vorgeschriebenes Schraubenwerk, wenn auch nicht völlig, so doch wenigstens wieder mehr in ihren senkrechten Stand gebracht werde, welche Operation allerdings mit der größten Vorsicht, um Gefahr zu vermeiden, vorgenommen werden müsse. Hierauf sollen, nachdem das Dach wieder auf seinen Umfangsmauern ruhe, die abgebrochenen zwei Strebepfeiler, aber größer im Umfange, von Grund auf wieder aufgeführt, sowie auch die beiden äußeren und die Gewölbe erneuert werden.

Das Dach, so fehlerhaft es sei, soll bis zu beendigter Reparatur des Mauerwerks stehen bleiben, um die Gewölbe vor Regen und Frost zu schützen. Über die Erneuerung desselben, die erst 1837 vorgenommen werden kann, will Hr. Moller späterhin seine Ansichten darlegen.

Einen Anschlag der Kosten gab derselbe nicht, sondern äußerte nur, daß sie die früher verlangten Summen wol nicht übersteigen würden.

Die Leitung des Baues zu übernehmen, wurde vom Bauvereine der Herr Lieutenant v. **Rheins** dahier ersucht, der sich auch mit Liebe diesem Geschäfte unterzog, sowie auch Herr Hof-Kammerrath **Klipstein** in Itter seine Beiwirkung mit Rath und That gefälligst zusagte. Zur Ausführung der nöthigen Maurerarbeiten erwählte man den Maurermeister **Carl Eberley** aus Mengeringhausen, zu der der Zimmerarbeiten den Zimmermeister **Schäfer** aus Ober-Ense. Beide sind schon seit einigen Monaten mit Reparatur der Fundamente und Aufschlagung des Gerüstes beschäftigt.

Einige Blicke auf den Handel Deutschlands mit dem Auslande, mit besonderer Rücksicht auf Waldeck.

Es scheint in der Natur des Deutschen zu liegen, daß es ihm erst recht übel gehen oder, wie man sagt, zu arg gemacht werden muß, ehe er sich zusammen nimmt, sich zu wehren, dann aber mit seiner Kraft oft Großes leistet. So war es der Fall bei unserer Abschüttelung des Herrscherjochs Frankreichs, und ebenso scheint es jetzt mit dem Handelsjoche Englands rc. der Fall zu werden. Statt daß wir vor nicht langer Zeit noch mit Grund fürchten mußten, daß unser enorm starker Verbrauch ausländischer Producte und dagegen der unbedeutende Absatz unserer Erzeugnisse an das Ausland Deutschland zur Geldverarmung bringen würde, sehen wir jetzt der Gegenstände immer weniger und ihre Quantität immer geringer werden, die Deutschland dem Auslande abkauft. Unter vielen Gegenständen sollen hier nur einige herausgehoben werden, welche der Handelsabhängigkeit vom Auslande uns immer mehr überheben können und einer nähern Betrachtung werth sind.

Wolle ist unser Product. Baumwolle und noch zur Zeit auch Seide beziehen wir vom Auslande.

Es ist erfreulich, zu sehen, welche großen Fortschritte Deutschland in neuerer Zeit in der Verbesserung und Veredlung der Schafzucht gemacht hat, worin auch unser Land nicht zurückgeblieben ist.

Es ist erfreulich, zu bemerken, wie die Fabrikate aus Wolle, denen aus Baumwolle schon vorgezogen werden, und die aus Seide immer mehr verdrängen.

Der früher fast einzig aus Baumwolle und Seide bestehende Anzug unserer Frauenspersonen, wenigstens ihre Putzkleidung macht fortgehend einem Anzuge aus Wolle Platz. Bombasin, Merino, Tibet ꝛc., diese Zeuge aus Wolle, sind, ihrer fremden Namen ungeachtet, großen Theils deutsches Product, und können dieses ganz werden. Sie haben, bei ihrer Schönheit und Dauer, die Zeuge aus Baumwolle schon zurückgedrängt, und der Verbrauch der Seidenzeuge ist durch sie gewiß schon bis zur Hälfte vermindert. Der Mantel aus Wolle, das wollene Halstuch und der Shawl stehen bereits über den seidenen Kleidungsstücken dieser Art. Auch bei der Mannskleidung verdrängen die wollenen Zeuge die aus Baumwolle und Seide immer mehr. Manchester, Nanking ꝛc. sind dem Tuch und Halbtuch gewichen, und der Anzug des Mannes kann im Sommer, wie im Winter bloß aus wollenen Kleidern bestehen, die neben dem Vorzug, deutsches Product zu sein, auch den Vortheil haben, daß sie unserem veränderlichen Klima angemessener und der Gesundheit zuträglicher sind.

Zur Verdrängung der Kleidung aus ausländischen Stoffen, hat die Wolle einen treuen Helfer an unserem **Flachs.** Der Flachsbau und die Leinenverfertigung ist besonders auch in unserm Lande sehr im Zunehmen, vorzüglich in den Gegenden, wo dessen bis zur neueren Zeit wenig gebaut wurde und wo deshalb besonders im niederen Stande eine Leinenarmuth herrschte. Bis auf Weniges wurde der Flachs und auch das Werg (Heide) früher aus dem Auslande herbeigeholt, und auch das fertige Leinen, besonders das feinere, von Ausländern (aus Biele=

feld ꝛc.) hereingebracht. Wie hat sich dies jetzt schon so erfreulich geändert! Der Flachsbau ist bei uns auffallend erweitert; er gedeiht in unserem Boden und bringt reichen Ertrag. In der Behandlung desselben, in der Verarbeitung zu Garn und Leinen macht unsere Generation Fortschritte. Bearbeitung und Fleiß finden in dem guten Ertrag Ermunterung. Die Leinenarmuth ist bereits zum großen Theil gewichen, und wo vor nicht langer Zeit dieselbe noch bemerkbar war, ist schon bei Vielen ein Überfluß, sind also Verkaufsgegenstände vorhanden. Nicht bloß an weißem Leinen wird der Mangel immer geringer, sondern auch der Frauenkleidung kommt das Leinen gedruckt, gefärbt oder bunt gewirkt trefflich zu Statten, da es als inländisches Product und wegen seiner viel größeren Dauer den Fabrikaten aus Baumwolle so sehr vorzuziehen ist.

Spinnet und webet ihr deutschen Frauen! Wenn auch nicht in der Art, wie es — hochrühmlich — die der Vorzeit thaten, so sorgte doch durch gute Leitung und Einrichtung dieses wichtigen Theils des Haushalts so, daß der Leinenkasten voll werde, daß bei reichlicher Wäsche noch Überfluß da sei, daß nicht nur mancher Thaler gespart, sondern, bei spärlicherem sonstigem Erwerb, auch noch mit baarer Einnahme für verkauftes Leinen die Haushaltskasse unterstützt werde.

Der Flachsbau und die Verarbeitung desselben zu Leinen — sowohl zu einfachem Leinen, als Tischleinen — ist sehr lohnend, und wir müssen diese Erwerbsquelle um so mehr achten, da wir deren nur sehr wenige haben, andere Producte unseres meist guten Bodens leider in so geringem Werthe stehen, und unsere Industrie in der Veredlung roher Producte übrigens so geringe ist. Zur Erlernung des

künstlicheren Leinenwebens, zu Bildwerk und Damast, sollte unsere, sich so sehr vermehrende Bevölkerung ermuntert und dieses grade bei uns passende Gewerbe gehoben werden. Auch der **Hanfbau** und die Bereitung des vortrefflichen Hanfleinens verdient vorzügliche Aufmerksamkeit und fleißigen Betrieb.

In nicht entfernter Zeit werden wir ja auch unsern Zucker selbst ziehen und verfertigen, da die Runkelrübe in unserem Boden vortrefflich gedeiht. Der Kaffee ist durch die Aushülfe von Roggen und Gerste schon mit mehr Erfolg verdrängt worden, als einst durch die Continentalsperre, und der Tabacksbau ist in Deutschland in starkem Zunehmen. Alle diese Ansichten zeigen erfreuend, wie sich Deutschland den ihm Verarmung drohenden Handelsverhältnissen mit dem Auslande entwinden kann und wird. Schon soll — wie uns öffentliche Blätter sagen — die Masse des baaren Geldes in Deutschland in starkem Wachsen sein.

Zu denjenigen fremden Handelsgegenständen, welche sich bisher durch einheimische Producte nicht haben wollen ersetzen lassen, gehört leider noch der in allgemeinem Verbrauch stehende Indigo. So lange ein Surrogat desselben, so lange eine haltbare gute blaue Farbe noch nicht gefunden ist, bleibt das einzige Mittel, der so sehr bedeutenden Ausgabe für Indigo zu steuern, nur das, unseren Zeugen andere Farben zu geben.

Daß das Gewerbe, welches unser Product — das Leinen — färbt und druckt, sich bei uns mehr ausbreitet, dies ist gut; denn das gefärbte und gedruckte Leinen verdrängt immer mehr den Cattun und anderes Baumwollenzeug. Der gefärbte leinene Kittel wird immer mehr Nationaltracht, und seine Zweckmäßigkeit hat ihm auch bei dem gebildeteren Stande

den Platz eines Kleidungsstücks verschafft. Man muß es aber bedauern, daß unsere Färber und Drucker meistens **Blau**färber sind, daß die Färbung dieser Leinenkleider beinahe soviel kostet, als das Zeug selbst, und daß wir dabei dem Auslande eine sehr große Steuer opfern. Die Indigofarbe war uns früher so nachtheilig nicht, indem ihr Verbrauch viel geringer und ihr Preis bei weitem so hoch nicht war, als jetzt, wo der so bedeutend gewordene Verbrauch den Preis derselben wahrscheinlich noch mehr in die Höhe treiben wird.

Möchte also doch der deutsche Kunstfleiß aus einheimischen Producten andere haltbare Farben erfinden, womit unsere Leinenkleider gefärbt und gedruckt werden können. Möchten vorzüglich die Färber und Drucker darauf bedacht sein und Versuche machen, das Leinen nach Art des Cattuns zur Kleidung zu veredeln.

Möchten die deutschen Familien, und zunächst die unseres Landes dazu mitwirken, der ausländischen Fabrikate aus Baumwolle und Seide, sowie auch Kaffee, Zucker, Zimmet, Gewürz, Indigoblau ꝛc. immer weniger zu verbrauchen, und so die diese Gegenstände ersetzenden deutschen Producte immer mehr zu heben.

Gemeinsinn und Zusammenwirken nach **einem** Ziel vermag Vieles, und wo ein Volk das Gute, Zweckmäßige und Vortheilhafte durch Überzeugung und Erfahrung einmal lebendig erkennt, wird ihm bei klugem Entbehren, vernünftigem Streben und ernstlichem Willen die Erreichung des Zieles nicht schwer.

H. W.

Uber den mit unsern Mädchenschulen zu verbindenden Unterricht in weiblichen Handarbeiten.

Unsere Zeit ist zu der Erkenntniß gekommen, daß das Heil der Zukunft vorzüglich auf einer weisen und wohlgeordneten Jugendbildung beruhe, und mit dieser Erkenntniß ist neuerlich in den vorzüglichsten Ländern der gesitteten Welt ein fast überraschender Wetteifer in der Sorge für das Erziehungs- und Schulwesen hervorgetreten. Es war eine der segensvollen Wirkungen der Reformation, daß unser deutsches Vaterland und mit ihm die Schweiz, Holland, Schottland und Dänemark hinsichtlich ihrer alle Volksklassen durchdringenden Jugendbildung den übrigen Ländern unseres Erdtheils weit voraus eilten. Anstalten für die Gelehrtenbildung gab es längst auch in diesen; aber eine eigentliche Volkserziehung durch die Schule war lange nur ein eigenthümlicher Vorzug der deutschen und der übrigen genannten Länder.

Und doch, welche Fortschritte hat auch unser deutsches Volksschulwesen in den letzten zwanzig Jahren gemacht! In welcher schönen und raschen Entwicklung ist es fortwährend begriffen, und wie erfreulich wird es sich erst noch in den meisten Ländern gestalten wenn die Früchte der thätigen Fürsorge und Aufmerksamkeit, welche ihm nach dem Vorgange Preußens in Baiern, Würtenberg, Baden, Nassau, beiden Hessen und in neuester Zeit auch in Sachsen und Hannover gewidmet worden ist, zur Reife kommen!

Und gewiß wird man auch da, wo man bisher weniger darauf bedacht war, Jugendbildung und Schulwesen zu heben und zu fördern, diesem edlen und wahrhaft menschlichen Zuge der Zeit früher oder später folgen müssen.

Insbesondere wird auch auf Erziehung und Unterweisung des **weiblichen Geschlechts** in unsern Tagen weit mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwendet, als früher. Je mehr man einzusehen und zu beherzigen anfing, daß alle Erziehung ursprünglich von der Mutter ausgeht und daß die Schule wenig für wahre Bildung vermag und leistet, wenn das Haus, dessen Leben und Gedeihen doch hauptsächlich von dem Wirken und Walten der Frauen abhängt, nicht vorarbeitet und mitwirkt — mußte das alte Vorurtheil schwinden, als ob die weibliche Jugend einer besondern Ausbildung nicht bedürfe. Zugleich aber mußte man erkennen, daß die Erziehung und Unterweisung des Mädchens in der Schule doch in mehr als einem Betracht eine andere, als die des Knaben, sein, namentlich mehr noch die Bildung des Herzens berücksichtigen, sodann aber auch eine besondere Richtung auf den weiblichen Beruf erhalten müsse.

Um diesen doppelten Zweck bei der Schulbildung der Mädchen zu erreichen, scheint das nächste und sicherste Mittel das zu sein, die Geschlechter bei dem Unterrichte völlig zu trennen und besondere Knaben- und Mädchenschulen einzurichten. Hierzu aber wird es in den meisten unsrer Volksschulen zur Zeit und auch in der nächsten Zukunft nicht kommen, weil es ihnen an Mitteln zur Anstellung mehrerer Lehrer fehlt. Wollte man einwenden, daß doch auch derselbe Lehrer zu verschiedenen Stunden und Tageszeiten Knaben und Mädchen abgesondert unterrichten

könne; so hat doch, wo eine Trennung der Schüler statt finden muß, in der Regel, mag nun ein Lehrer oder mögen deren selbst zwei vorhanden sein, die Theilung nach dem Alter und den Fortschritten vor der Theilung nach dem Geschlechte entschiedene und unverkennbare Vorzüge. Denn schon dem mit der Schulkunde nicht näher Vertrauten muß es einleuchten, daß es noch weit schwerer ist, für die Bedürfnisse einer aus Kindern von ganz verschiedenem Alter (von 6 bis 14 Jahren) bestehenden Schule gleichmäßig befriedigend zu sorgen, als für die einer aus Knaben und Mädchen gemischten, aber dem Alter und den Fortschritten nach ziemlich gleichstehenden Schulklasse.

Ließe sich nun aber für die Gemüths- und für die weibliche Berufsbildung der Mädchen in unseren Volksschulen unter den gegebenen Umständen gar nichts thun? Wir glauben, sehr viel. Wenn die Schulbildung der Mädchen neben dem Lehrer zugleich einer geeigneten **Lehrerin** übergeben würde, so wäre damit unendlich viel gewonnen. Zu ächt weiblicher Sitte und Tugend wird das Mädchen gewiß am ersten unter weiblicher Aufsicht und Leitung gebildet. Und bedenkt man, wie selten das Familienleben, wie es gewöhnlich bei den niedern Volksklassen noch ist, auf gute Sitte und Veredlung des innern Menschen günstig einzuwirken vermag; so wird man nicht mehr daran zweifeln können, daß es angelegentlich zu wünschen ist, es möge bei der Schulbildung der Mädchen dem Lehrer eine weibliche Erzieherin zur Seite stehen.

In welchen Gegenständen diese hauptsächlich zu unterrichten habe, darüber kann kaum noch ein Zweifel obwalten. Zwar könnte ihr unter Umständen auch die Einübung anderer Kenntnisse übergeben werden, aber vorzüglich wird sie doch die Mädchen in den

jenigen gemeinnöthigen Geschicklichkeiten des weiblichen Berufs zu unterweisen haben, welche man im engern Sinne **weibliche Handarbeiten** zu nennen pflegt und zu welchen namentlich das Stricken und Stopfen, das Nähen und Flicken, das Zuschneiden der Kleider und Zeichnen der Wäsche zu rechnen ist.

Überall, wo sich in neuerer Zeit eine erfreuliche Sorgfalt für das Schulwesen bethätigt hat, ist auch diese Seite der weiblichen Bildung berücksichtigt und die Unterweisung in den weiblichen Handarbeiten zu einem Hauptgegenstande des Mädchenunterrichts gemacht worden. In unserm Lande indessen ist für diesen Theil der Bildung unserer weiblichen Jugend noch wenig geschehen, und man hat bisher die Sorge dafür mehrentheils lediglich den Eltern überlassen. Die Folge hiervon ist aber, daß die Mehrzahl der Mädchen aus den ärmern Volksklassen in jenen wichtigen Fertigkeiten des weiblichen Berufs vernachlässigt, ja oft ganz unwissend bleibt, so daß viele Mädchen die Schule verlassen, ohne noch einen ordentlichen Strumpf stricken oder ein Tuch säumen zu können. Den Müttern fehlt es, um ihre Töchter in diesen Fertigkeiten zu unterrichten, häufig an Zeit und noch häufiger vielleicht an eigenem Geschick. So verfließt die beste Zeit zum Lernen, und nur den Töchtern wohlhabender Eltern ist es, jedoch mit ungleich grössern Kosten- und Zeitaufwande, vergönnt, nach der Confirmation noch das Versäumte nachzuholen. Die ärmeren Mädchen müssen Dienste annehmen oder um Taglohn arbeiten, und empfinden in jedem Verhältnisse schwer, aber gewöhnlich zu spät, ihre Vernachlässigung in Kunstfertigkeiten, an deren Nothwendigkeit sie jeder Tag ihres Lebens erinnert. Und wie oft wird ihnen grade die Unkunde in den gedachten weiblichen Arbeiten, welche so ganz geeignet sind, je-

den geschäftsfreien Augenblick auszufüllen, Veranlassung zum Müßiggang, und es ist ja ein eben so wahres als altes Wort: Müßiggang ist aller Laster Anfang! — Wie viel günstiger und erfreulicher gestaltet sich die Lage weiblicher Dienstboten, wenn sie in jenen Geschicklichkeiten erfahren sind! Wie können sie die Stunden, welche ihr Dienst ihnen frei läßt, so nützlich für sich anwenden; wie viel mehr können sie sich ersparen, und vor wie mancher Versuchung zum Bösen bleiben sie bewahrt! — Fast nachtheiliger noch zeigen sich die Folgen der Vernachlässigung in den weiblichen Geschicklichkeiten im Familienleben. Wie beklagenswerth ist das Loos einer, zumal unbemittelten, Familie, wenn die Hausfrau, die Mutter aus Unkunde nicht im Stande ist, für sich und die Ihrigen die Verfertigung der Strümpfe, Wäsche und Kleidung selbst zu besorgen! Wie schlecht ist eine solche Familie dann mehrentheils mit jenen ersten und nöthigsten Bedürfnissen versehen; wie mancher Thaler, der anders angewendet oder erspart werden konnte, wandert für ihre Anschaffung aus dem Hause; wie leicht nimmt Noth, Unsauberkeit und Unordnung in der Familie überhand! Denn groß und ganz unbestreitbar ist der Einfluß, den diese Geschicklichkeiten auf Reinlichkeit, Ordnungsliebe, anständiges und ehrbares Verhalten, sowie auf Wohlstand und häusliche Zufriedenheit und durch dieses Alles auf den Geist höherer Sittlichkeit im Einzelnen und im Ganzen ausüben.

Inwiefern die Lehrerin der weiblichen Handarbeiten auch auf die Geistes- und Herzensbildung ihrer Schülerinnen einzuwirken vermag, hängt freilich vorzüglich von ihrer Persönlichkeit ab. Denken wir uns eine Frau, ächt weiblichen Gemüthes und Wesens, lebendigen Geistes, reinen Herzens und frommen Sinnes,

einfach und ungeziert in ihrem Benehmen, aber mit dem zarten Gefühle für das Schickliche begabt, welches wir auch bei Frauen niedern Standes nicht selten antreffen; eine Frau, die mit Liebe in der Kinderwelt verweilt, die es versteht mit mütterlichem Sinne die Neigungen und Bestrebungen jugendlicher Mädchen zu ordnen und zu leiten, ohne ihre natürliche Lebendigkeit und Munterkeit zu unterdrücken, und durch Besonnenheit und Festigkeit sich die Achtung, wie durch Freundlichkeit und Geduld sich die Liebe und das Vertrauen ihrer Zöglinge zu gewinnen und zu sichern weiß; eine Frau, die durch ihr Beispiel mehr noch als durch ihre Ermahnungen die Kinder mit Ernst und Liebe zur Reinlichkeit und Ordnung, zu geschmackvoller Einfachheit und Mäßigung, zu einem bescheidenen und freundlichen, sittigen und anständigen Betragen gewöhnt und anhält; eine Frau, die mit der eignen Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten auch Lehrhaftigkeit verbindet und neben einer guten und richtigen Aussprache Redefertigkeit genug besitzt, um, ohne den Hauptunterricht zu versäumen, die Kinder, nicht systematisch, sondern wie Zeit und Gelegenheit es an die Hand geben, über Gesundheitspflege, Kinderwartung, Dienstbotenberuf, Haushaltungskunde belehren, ihnen als Belohnung ihres Fleißes und zur Aufmunterung dann und wann eine Geschichte oder ein Volksmährchen erzählen, sie zuweilen auch ein hübsches Lied lernen und singen lassen zu können — wenn wir eine solche Frau uns als Lehrerin der weiblichen Handarbeiten denken, wie erfreulich und gesegnet muß deren Wirksamkeit für Bildung, Wohlstand, Sitte und Tugend eines ganzen Orts und einer ganzen Generation sein!

Aber wo ist eine **solche** Lehrerin in unsern Dörfern und kleinen Städten zu finden? wird mancher unserer

Leser denken und damit einen entscheidenden Einwurf gegen die Ausführbarkeit der hier in Anregung gebrachten Schuleinrichtung überhaupt gefunden zu haben meinen. Darauf antworten wir: Gewiß gibt es unter den Frauen, welche sich zur Ertheilung eines solchen Unterrichts willig finden lassen möchten, nur wenige, ja vielleicht keine, welche alle jene Eigenschaften in sich vereinigen. Aber wir haben hier auch nur eine Lehrerin, wie sie sein soll, bezeichnen und damit gleichsam ein Musterbild aufstellen wollen, dessen Verwirklichung die menschliche Unvollkommenheit nur in wenigen seltenen Fällen gestatten wird. Aber ist denn jeder Schullehrer, wie er sein soll, oder jeder Geistliche, jeder Richter, jeder Verwaltungsbeamte? Und wenn sie es nicht sind, wenn nicht jeder von ihnen ganz und vollkommen seine Stelle ausfüllt, soll es dann gar keine Schullehrer, Geistliche, Richter, Verwaltungsbeamte geben? Würde es in diesem Falle nicht um Bildung, Religiosität, Gerechtigkeit, Gemeinwohl in der menschlichen Gesellschaft noch viel schlechter stehen, als jetzt, wo nicht Alle, denen die Sorge dafür obliegt, den Anforderungen ihres Berufs in jeder Hinsicht genügen?

So auch in unserm Falle. Alle Eigenschaften einer guten Erzieherin werden sich nicht leicht in einer Person vereinigt finden; aber selten wird es selbst einem kleinen Orte an einer Frau fehlen — möchte sie nun verheirathet oder eine ehrbare Wittwe oder eine Jungfrau von untadelhaftem Rufe sein — welche nicht wenigstens theilweise den Nutzen stiften könnte, der sich von der gedachten Schuleinrichtung mit Recht erwarten läßt. Und wird sich dann nicht eine solche Lehrerin, so wenig sie auch anfangs ihren Beruf richtig erkennen und erfüllen mag, unter **zweckmäßiger Anleitung und Beaufsichtigung**

immer mehr vervollkommnen, sobald ihr nur nicht ganz die ersten geistigen und sittlichen Fähigkeiten dazu fehlen? Diese Anleitung aber zu ertheilen, diese Aufsicht zu führen, so wie überhaupt die ganze Anstalt zu schaffen und fortwährend zu pflegen, das muß das eben so erfreuliche als verdienstliche Geschäft der **gebildeteren Frauen eines jeden Ortes** sein. Ihnen vor Allen muß die Wichtigkeit der Sache, um die es sich handelt, einleuchten, und sollten sie, wenn dieses der Fall ist, nicht sich berufen fühlen, dem erkannten Bedürfnisse nach ihren Kräften abzuhelfen? Sollten sie unter dem fast immer nichtigen Vorwande des Zeitmangels sich einer Wirksamkeit entziehen wollen, welche so ganz in den Kreis des weiblichen Berufs fällt und durch welche sie sich als milde und wohlthätige Pflegerinnen des Nützlichen, Guten und Heilsamen bewähren? Sollten nicht insbesondere die Pfarrfrauen, welche ihren Beruf beherzigen, Gehülfinnen ihres Mannes, nicht bloß im häuslichen Leben, sondern auch in der Sorge für die innere und äußere Wohlfahrt der Gemeinde zu sein, zu einem Werke freudig die Hand bieten, das sich jedem empfänglichen Gemüthe so offenbar als ein menschlich-schönes und wahrhaft christliches ankündigt? Sollten nicht mit ihnen sich gern und willig alle Frauen und Jungfrauen ihres Wohnorts, denen Wohlstand und Sittlichkeit mehr als gleichgültige Dinge sind, vereinigen, ohne das Opfer einiger Stunden zu scheuen, welche die Beaufsichtigung und Leitung des Unterrichts in den weiblichen Arbeiten sie wöchentlich oder monatlich vielleicht kostet? O gewiß, es bedarf nur einer Anregung, einer verständigen Berathung, zu welcher insbesondere jeder Geistliche bereitwillig entgegenkommen wird, um an manchen Orten unseres Landes Anstalten ins Leben

treten zu sehen, deren Wichtigkeit so groß, deren Nutzen so unverkennbar ist. Das bezweifeln, hieße Waldecks Frauen und Jungfrauen einer engherzigen und für Besseres unempfänglichen Gesinnung beschuldigen und die lebendige Theilnahme für Werke der Menschenliebe, der Frömmigkeit und des Gemeinwohls verkennen, von welcher viele unter ihnen wiederholt sprechende Beweise gegeben haben.

Ist nur erst der gute beharrliche Wille und das erforderliche Einverständniß der Wohlgesinnten vorhanden, an dem Mangel der nöthigen **äußern Mittel** wird die gute Sache sicher um so weniger scheitern, da ihre Gründung und Erhaltung einen großen Aufwand nicht erfordert. Eine mäßige Vergütung für die Bemühungen der Lehrerin, ein angemessenes, mit Tisch und Bänken versehenes und im Winter geheiztes Local (wenn nicht anders die gewöhnliche Schulstube benutzt werden kann), höchstens noch ein Vorrath von Arbeitsmaterial für ganz arme Kinder, deren fertige Arbeiten aber dann auch größtentheils der Anstalt wieder zu gut kommen würden — das wird ziemlich Alles sein, was zum äußern Bestehen der Arbeitsschulen nöthig ist. Verständige und ihren Beruf richtig würdigende Ortsobrigkeiten werden sich leicht von dem Werthe und der Wichtigkeit derselben überzeugen und aus der Gemeindekasse wo nicht den ganzen Kostenaufwand, doch einen angemessenen Beitrag bewilligen. Wo aber auch auf solche öffentliche Fürsorge nicht zu rechnen sein sollte, wird es den Instituten an regelmäßigen Unterstützungen, wie an außerordentlichen Geschenken wohlthätiger Menschenfreunde nicht fehlen, zumal die Stifterinnen und Beschützerinnen es gewiß nicht unter ihrer Würde halten werden, für die gute Sache auch fremde Hülfe anzusprechen. Die Ein=

sammlung und nachherige Ausspielung von weiblichen Kunstarbeiten und andern Gegenständen ist ein zwar viel gebrauchtes, aber hier und da gewiß noch immer zweckdienliches Hülfsmittel zur Förderung eines heilsamen Unternehmens. Und warum sollten wir in unsern kleinen Städten nicht der französischen Mode, von der wir doch in andern Dingen abhängen, auch darin folgen, zum Besten einer guten Sache zuweilen einen kleinen Ball, ein Liebhaberconcert u. dgl. zu erhöhetem Eintrittspreise anzustellen? Wer zu solchen Vergnügungen Geld hat, würde sich vor seinem eignen Bewußtsein schämen müssen, wollte er nicht willig auch sein Scherflein zu einem dem Wohl seiner Mitmenschen gewidmeten Unternehmen beitragen. Vielleicht, daß auch grade bei diesem Anlaß der Sinn für milde Stiftungen wieder erwachen und sich lebendiger bethätigen möchte, als es in diesem Jahrhundert wenigstens in unsern Gegenden der Fall gewesen ist. Überhaupt aber wird sich hier die Wahrheit bestätigen, daß zur Begründung und Förderung eines guten Werkes fast niemals die äußern Hülfsmittel fehlen, wenn nur der rechte Geist da ist und mit klarer Einsicht bei der Anlage und Ausführung sich uneigennützige Liebe zur Sache und ein fester beharrlicher Wille verbindet.

Über die **beste Art der Einrichtung** unserer Arbeitsschulen enthalten wir uns vorläufig um so mehr unsere Ansichten mitzutheilen, weil in dieser Beziehung sehr viel von besondern und örtlichen Verhältnissen abhängt. Hier wird der Unterricht in den weiblichen Arbeiten in unmittelbare, dort nur in entferntere Verbindung mit den öffentlichen Schulen treten; hier wird sich derselbe über alle schulpflichtigen Mädchen, dort nur über den ärmeren Theil derselben erstrecken; hier wird er mit

der Confirmation aufhören, dort auch nach derselben seinen Fortgang haben; hier wird er nur im Laufe des Winters, dort das ganze Jahr hindurch ertheilt werden; hier wird er nur die allernothwendigsten Geschicklichkeiten umfassen, dort sich auch auf etwas feinere oder künstlichere Arbeiten ausdehnen; hier werden die gebildeten Frauen und Jungfrauen des Orts zugleich durch unmittelbare Hülfe und Theilnahme bei der Unterweisung, dort nur durch eine fleißige Aufsicht und Fürsorge des Instituts sich annehmen können. Vielleicht ließe sich auch hier oder da, in der Folge wenigstens, eine **Verwahranstalt für kleine Kinder** mit der Arbeitsschule in Verbindung setzen. — Gleichförmigkeit ist hier unnöthig, wenn nur gleicher Eifer und gleiche Thätigkeit für die gute Sache überall herrscht. Damit indessen nach dem Spruche: „Prüfet Alles und das Gute behaltet" verfahren werden könne, wird es gut sein, wenn zu Zeiten über die nähere Einrichtung der Arbeitsschulen an den verschiedenen Orten, wo sie bestehen und bestehen werden, in dieser Zeitschrift Mittheilungen gemacht werden. Durch eine solche Veröffentlichung werden diejenigen, welche sich für die gute Sache interessiren, sich wechselsweise Rechenschaft von ihren Bestrebungen geben, zur Vervollkommnung der Einrichtungen Manches von einander lernen und sich zu rüstigem Fortschreiten in dem begonnenen Werke und zu treuer Beharrlichkeit im Kampfe mit Schwierigkeiten gegenseitig ermuntern.

Gegenwärtig bestehen in unserm Lande unsres Wissens nur drei Arbeitsschulen von verschiedener Art und Einrichtung, nämlich zu **Rhoden**, **Nieder-Wildungen** und **Mengeringhausen**, welche sich sämmtlich der besondern Aufmunterung und gnädigen Unterstützung der verwittweten Fürstin Durch-

laucht erfreuen. Gewiß wäre es manchen unsrer Leser erwünscht, wenn das nächste Heft dieser Zeitschrift über Stiftung, nähere Einrichtung, Hülfsmittel, Fortgang und seitherigen Erfolg dieser drei Anstalten Bericht erstatten könnte. Es wäre für sie hiervon nicht bloß allgemeinere Beachtung und Theilnahme, sondern auch fleißige Nachfolge zu erwarten.

Waldeckische Frauen und Jungfrauen! es ist kein unwürdiges Ziel, das ihr vor euch seht: so lieb euch gute Sitte, so lieb euch wahre Menschlichkeit und Bildung, Gemeinwohl und das Heil der Zukunft ist, sucht es zu erreichen. Gewiß, Wohl und Wehe eurer vom Schicksal weniger begünstigten Schwestern liegt euch am Herzen. Ihr könnet viel dazu beitragen, daß jenes erhöht, dieses vermindert, daß es überhaupt besser werde im lieben Heimathlande. Es gilt hier ein wahrhaft gutes und gemeinnütziges Werk. Jeder Vaterlandsfreund vertraut euch, daß es ausgeführt werde: wollt ihr dieses Vertrauen nicht rechtfertigen?

t.

Streckcharade von zwei Sylben.

Erste Sylbe.

Schon meine Geburt erregt Schrecken und Grausen, obgleich ich ein schönes Frauenbild sein kann, dessen Gunst aber Niemand suchen wird. Eigentlich bin ich in England zu Hause, doch auch bei sehr vielen Bräuchen in Deutschland zu finden und namentlich bei Heirathen, die aber durch mich in schlechten Ruf kommen; denn geh ich dem Trauen voran, entsteht überall nur Böses daraus und Braut und Bräutigam, Pastor und Küster müssen überhaupt mein Geschick mit der ganzen Menschheit theilen. Man sollte denken, ich wäre ein Kaufmann, weil meine Handlung seit den ältesten Zeiten florirt, und noch dazu ein reicher, da sie niemals Bankerott zu fürchten hat; doch steht sie nur bei mir selbst in Credit und kein Mensch möchte sich derselben mit Hab und Gut anvertrauen. Meine Verhältnisse sind demungeachtet sehr ausgebreitet und verzweigen sich durch die vornehmsten, wie durch die geringsten Stände, richten aber in allen Kreisen nur Unheil an; ja bei den innigsten Freunden führt ein Verständniß mit mir nur zu Groll und Feindschaft. Muth hab ich unstreitig, erobere aber nichts dadurch, sondern mache Jederman, der ihn besitzt, krank, verdrießlich und menschenscheu; sogar ein kleines Fürstenthum kann ich mir zu eigen machen, mit dem ich aber einen ungewissen und zweifelhaften Charakter annehme. Auch ein großer Kapellmeister könnt' ich sein, da

Tageschronik.

Findling zu Wetterburg. Am 3. Februar d. J. Abends um 10 Uhr wurde dem Wirth Klemmroth zu Wetterburg, während mehrere Gäste bei ihm waren, an das Fenster geklopft, unter welchem sich eine steinerne Bank befindet. Als man das Fenster öffnete, sah man auf dieser Bank etwas Weißes liegen. Einer der von abergläubischer Furcht freiern Gäste wollte den, wie man jetzt erkannte, in ein weißes Tuch eingehüllten Gegenstand durch das Fenster aufnehmen, aber das Tuch löste sich auf und das Eingewickelte fiel auf den Stein zurück. Durch sein Schreien gab es sich als ein kleines Kind zu erkennen und wurde nun gleich in die Wirthsstube geholt. Glücklicherweise war es durch den Fall nicht beschädigt worden. Die herbeigerufene Hebamme erklärte das Kind, welches männlichen Geschlechts war, für neugeboren und kaum sechs Stunden alt, eine Erklärung, die später auch durch ein ärztliches Gutachten bestätigt sein soll. Alle amtlichen Nachforschungen nach dem Urheber des Klopfens und der Aussetzung des Kindes, sowie nach der Mutter des letztern blieben fruchtlos, obwohl die Volksmeinung den Ursprung des Kindes entdeckt haben will. Eine kurz vorher niedergekommene Frau in Wetterburg nahm darauf das Kind, unter Zusicherung einer Vergütung, zu sich, um ihm neben dem eigenen Kinde die nährende Brust zu reichen. Aber bald zeigte der Augenschein, daß der arme Säugling sich

in dieser Pflege nicht wohlbefand, indem jene Frau wegen ihrer Armuth sowohl als wegen einer andern Eigenschaft, die stets Verminderung der Muttermilch zur Folge hat, zwei Kinder an ihrer Brust zu ernähren nicht fähig war. Jedoch gewann das Kind durch die Hülfe einer andern säugenden Mutter später ein besseres Aussehn, welches sich aber, und zwar, wie man glaubt, in Folge seiner unvollkommnen Verpflegung, neuerlich wieder verloren hat. — Da vorher die Bestimmung Fürstl. Consistoriums eingeholt wurde, so erhielt das Kind erst am 10. April in der Kirche zu Wetterburg die heilige Taufe und bei derselben die Namen **Gottlieb Gottfried**, denen von den zwei Damen, welche späterhin freiwillig Pathenstelle bei der verlassenen Waise übernahmen, noch der Name **Lebrecht** beigefügt wurde. Die zu der Taufe selbst erbetenen Pathen hatten nämlich theils ausdrücklich, theils stillschweigend sich weigerlich bewiesen. — Wie wird es nun ferner mit dem unglücklichen Kinde werden? Die Gemeinde Wetterburg ist durch gerichtlichen Ausspruch für verbunden erklärt worden, für die Pflege und Erziehung des Kindes, unter Beihülfe der von der General-Armendirection zu zahlenden gesetzlichen Alimentengelder, zu sorgen. Da diese Gemeinde es aber hart findet, daß die Sorge für ein ihr ganz fremdes Kind ihr zur Last fallen soll; so bezeigt sie wenig Neigung, diejenige Aufmerksamkeit und Sorgfalt dem armen Findlinge zuzuwenden, deren er, wenn er aufkommen soll, dringend bedarf. Zum Glück hat Hr. Pfarrer **Brandt** zu Külte sich des Kindes nach Kräften angenommen und gibt sich forwährend Mühe, dasselbe bei einer geeigneteren Pflegerin unterzubringen. Möchten nur die Bemühungen dieses würdigen Mannes bei Allen, die es angeht, die gehörige Be-

achtung und Unterstützung finden! Derselbe hat auch die bei der Taufe des Findlings gehaltene sehr angemessene Rede zum Besten desselben drucken lassen, bei deren schnellem Verkauf sich menschenfreundlicher Sinn und christliche Liebe in unserm Lande bethätigt und einen Ertrag von ungefähr 50 Rthlr. geliefert haben. Es wird beabsichtigt, dieses Geld bei der Ortsarmenkasse zu Wetterburg anzulegen, die jährlichen Zinsen zum Besten des Kindes zu verwenden, von dem Kapitale demnächst den Knaben ein Handwerk erlernen zu lassen und den etwaigen Rest demselben bei dem Antritt seiner Großjährigkeit zu übergeben. Sollten jedoch Eheleute, von denen eine gute Erziehung des Kindes mit Sicherheit zu erwarten wäre, bei demselben Elternstelle vertreten wollen, so soll das Geld diesen zu gewissenhafter zweckmäßiger Anwendung übergeben werden. Dem würdigen Hrn. Pf. Brandt ist bei der Ausführung des schön begonnenen christlichen Werkes recht viele Aufmunterung und Theilnahme, und unter den Schwierigkeiten, denen er fortwährend dabei begegnen wird, Geduld und Beharrlichkeit zu wünschen.

Todtschlag zu Reitzenhagen. Am 12. Jun. d. J. war in dem Wirthshause zu Reitzenhagen bei Wildungen eine Tanzbelustigung, an welcher auch der in Nieder-Wildungen als Knecht dienende vierundzwanzigjährige **Johannes Fricke** aus Sebbeterode, Amts Treisa in Kurhessen, Theil nahm. Er wurde dabei in einen Zank verwickelt, der bald in Thätlichkeiten überging und insbesondere auch zur Folge hatte, daß **Caspar Meuser,** Schweinhirt zu Reitzenhagen, dem genannten Fricke, als dieser sich schon entfernt hatte, nachlief und ihm mit einer sogenannten Wagenrunge einen so gewalti-

gen Schlag auf den Kopf versetzte, daß er besinnungslos hinstürzte. Er raffte sich jedoch bald wieder auf und ging mühsam nach Nieder-Wildungen in das Haus seines Dienstherrn zurück, wo er sich zu Bett legte, ohne daß die Hausgenossen um seinen Zustand wußten. Den folgenden Tag fand man ihn sehr krank, bald auch bewußtlos, und als die herbeigerufenen Ärzte die Hirnschale beschädigt fanden, wurde die Trepanation vorgenommen. Aber der Unglückliche war nicht zu retten: er starb noch am 13. Jun., nach amtlicher Aussage der Ärzte in Folge des erhaltenen Schlages. Caspar Meuser wurde alsbald zur Untersuchung gezogen und befindet sich gegenwärtig behufs der Special-Inquisition vor dem Criminalgericht auf dem Schlosse Waldeck. Es leidet dem Vernehmen nach keinen Zweifel, daß er des Todtschlags wird schuldig befunden werden. — Es muß auffallen, daß es in unserm Lande und auch anderwärts ganz besonders **Hirten** sind, welche sich grober, einen hohen Grad von Rohheit und Verwilderung voraussetzender Verbrechen schuldig machen. Gleichwohl erklärt sich diese Erscheinung leicht. Schullehrer und Geistliche können nämlich bezeugen, daß unter allen die Kinder der Hirten, welche in der Regel selbst auch wieder Hirten werden, am schlechtesten die Schule besuchen und daher für den Confirmandenunterricht und für spätere sittliche Einwirkungen beinahe ganz unempfänglich sind. Kein Wunder, daß sie in ihren für Weckung und Belebung des sittlichen Gefühls nicht günstigen Verhältnissen in einen solchen Zustand von sittlicher Stumpfheit und Verwahrlosung versinken, in dem sie zur Verübung empörender Unthaten und blutiger Verbrechen fähig werden. Sollte es nicht möglich sein, hier vorbeugend einzuwirken?

Selbstmord zu Armsfeld. Am 1. August d. J. hat sich der Spürer (Forstlaufer) **Johannes Bohne** zu Armsfeld erhängt. Er hatte mehrere Personen auf Forstvergehungen entdeckt und seine Rügengebühren von ihnen eingezogen, ohne sie vor Amt anzuzeigen, andere unschuldige Personen dagegen eingerügt. Als dieses an den Tag kam, wurde er durch gerichtliches Strafurtheil von seinem Dienste auf ein Vierteljahr suspendirt, und da hierauf die Gemeinde Armsfeld, für deren Waldung er angestellt war, gegen ihn als einen des Vertrauens nicht mehr würdigen Mann protestirte, so wurde er im administrativen Wege seines Dienstes entsetzt. Dieses zog er sich zu Gemüthe, sein guter Name war verloren, er mußte mit Frau und Kindern einer sorgenvollen und vielleicht brodlosen Zukunft entgegensehen — und der verzweiflungsvolle Entschluß, sein Leben gewaltsam zu enden, kam schnell zur Reife. Bohne soll früher ein ordentlicher Mann gewesen sein: um so sprechender bewährt sich bei ihm, daß eine einzige Abweichung vom Wege der Pflicht sich oft furchtbar rächt und dem schrecklichsten Untergange entgegenführt.

Selbstmord zu Arolsen. Am 20. September d. J. erschoß sich hier der Schloßergeselle **Schmehler** aus Wittgenstein. Ein seinen Verhältnissen nicht angemessener Aufwand hat ihn vermuthlich zum Verbrechen und die Furcht vor Schande und Strafe, womit ihn die Entdeckung einer eben von ihm durch Einbruch versuchten Geldentwendung bedrohte, zum Selbstmorde geführt. Er war ein geschickter, fleißiger Arbeiter, dessen Ehrlichkeit während seines mehrjährigen Aufenthalts in Arolsen von niemand bezweifelt wurde. Nach seiner unmittelbar vor seinem Tode niedergeschriebenen Versicherung ist sein letzter verbrecherischer Versuch zugleich sein erster gewesen.

Ederbrücke. Am 13. August d. J. ist der **Grundstein zur Ederbrücke** bei Afholdern feierlich gelegt worden. Es wurden mehrere statistische Nachrichten und eine Anzahl waldeckischer Münzen in den Stein eingeschlossen. Die Vorbereitungen waren zu rasch getroffen worden, als daß dem Feste, wie beabsichtigt war, eine besondere Weihe durch Rede und Gesang hätte gegeben werden können. Es hatte sich indessen aus den beiden Oberämtern der Eder und der Werbe eine zahlreiche Versammlung aus allen Ständen eingefunden. Man freuete sich allgemein des mit Geschick unternommenen und Dauer versprechenden gemeinnützigen Werkes. Dem Vernehmen nach soll die Brücke noch in diesem Jahre vollendet werden. Möchte ihr nur auch bald der Bau der nach Wildungen führenden Kunststraße folgen, nach welchem die Brücke erst ihre ganze Wichtigkeit erhalten wird. Bis dahin möchte sie wenig und vorzüglich wohl nur dann benutzt werden, wenn die Eder nicht ohne Gefahr zu passiren ist. Freilich ist es alsdann immer schon ein Gewinn, wenn sie dazu dient, ein Menschenleben zu retten.

Einschlagen des Blitzes zu Nieder-Wildungen. Am 15. August d. J. Nachmittags war ein sehr starkes Gewitter, welches zu N. Wildungen gezündet und in der Umgegend, besonders nach Cassel hin, große Verheerungen angerichtet hat. In N. Wildungen sah man das Gewitter sich rasch entwickeln, und schon regnete es sehr stark, als auf einen Blitz fast unmittelbar Donner folgte, der von jenem Prasseln begleitet war, welches immer anzeigt, daß es eingeschlagen habe. Man hatte den Blitz in Gestalt einer Feuerkugel in der Richtung von Norden nach Süden über höhere Gebäude hinweg nach der

sogenannten Hinterstraße zu einen Bogen beschreiben sehen. Wirklich hatte er ein Haus, welches weder zu den höchsten noch zu den höchstgelegenen der Stadt gehört, entzündet, und schon schlug die helle Flamme aus demselben hervor, als das Feuer durch schnelle Hülfe und vielleicht mehr noch durch den herabströmenden Regen fast augenblicklich gelöscht wurde. Aber ein anderes Unglück war geschehen, gegen welches es keine Hülfe mehr gab. In dem obern Stockwerk des Hauses hatte sich der fünfzehnjährige Sohn des Hofbäckers **Brey** bei seiner verheiratheten Schwester aufgehalten, mit welcher er kurz vorher sehr erhitzt vom Felde zurückgekehrt war. Er stand am halbgeöffneten Fenster und sah dem Gewitter zu, als er vom Blitz getroffen zu Boden stürzte. Er war augenblicklich todt und der herbeigeeilte Arzt fand keine Spur des Lebens mehr. Der Körper war mit Brandstreifen bezeichnet und hatte das Ansehn, als ob zwei Funken oder Strahlen des Blitzes ihn getroffen und auf der Brust sich vereinigt hätten. — Die Schwester des Knaben, welche sich mit ihm in der Stube und ganz in seiner Nähe befand, blieb gleichfalls nicht unverletzt. Sie fühlte starke Schmerzen auf der ihrem Bruder zugewandt gewesenen Seite des Gesichts und klagte nachher über Harthörigkeit auf dieser Seite. Sie war überhaupt noch lange kränklich. Ob auch sie vom Blitze getroffen worden ist, oder ob nur der Schrecken, die unvermeidliche Nervenerschütterung und der Stoß der zusammengedrückten Luft nachtheilig auf sie eingewirkt hat, darüber erlaubt sich Schreiber dieses kein Urtheil. — Der Schmerz der unglücklichen Eltern des Erschlagenen ist nicht zu beschreiben. Sie fanden um so allgemeinere und innigere Theilnahme, da sie an ihren Kindern schon vielfaches Leid erfahren hatten. —

Grade unter der Stube, in welcher jener gute und den Seinigen sehr werthe Jüngling erschlagen war, befand sich ein Schreinermeister in seiner Werkstatt und streckte in dem Momente des verhängnißvollen Blitzes seine Hand nach einer nahe am Fenster hängenden Säge aus. Diese Hand wurde getroffen: sie war versengt und voll Brandwunden, welche jedoch nicht bedeutend und bald geheilt waren. Ist die Annahme richtig, daß die den Blitz bildende Feuerkugel sich beim Einschlagen in mehrere Funken zertheilt habe; so möchte diesen Mann etwa nur ein schwächerer Funken getroffen haben, welches dann auch seine Erklärung darin finden würde, daß sein Fenster geschlossen, das der obern Stube aber, an welchem der junge Brey stand, offen war. — Aus diesem Vorfalle möchten für das Verhalten bei nahen Gewittern folgende Vorsichtsregeln abzuleiten sein: 1) Man muß sich vor Erhitzung hüten; 2) man muß sich so viel als möglich **mitten** in der Stube aufhalten und 3) kein Fenster öffnen.

Wildunger Brunnen. Die für gewisse Krankheiten specifische Heilkraft des Wildunger Wassers findet bei nahen und entfernten Ärzten immer allgemeinere Anerkennung, wozu der kürzlich verstorbene berühmte Hufeland, welcher vor mehreren Jahren von dieser Heilkraft an sich selbst die erfreulichste Erfahrung machte, gewiß viel beigetragen hat. Die Versendung des Wassers (aus dem Stadt= oder sogenannten Sauerbrunnen, denn der Salzbrunnen wird verhältnißmäßig wenig verschickt) hat in den letzten Jahren sehr bedeutend zugenommen. In diesem Jahre dauert die Versendung noch immer (Mitte Sept.) fort und wird jedenfalls, wie auch im vorigen Jahre, 50,000 bis 60,000 Flaschen betragen.

Die Zahl der Brunnengäste war in diesem Jahre größer, als im vorigen, aber doch weit geringer, als man bei dem gesteigerten Rufe unserer Quellen erwarten sollte. Jedoch befanden sich darunter Personen aus sehr entfernten Gegenden, z. B. aus Amsterdam, Stettin, Mecklenburg, Königsberg in Pr., und sogar ein Finnländer kam nach Wildungen und fand hier die Hülfe, die er in Pyrmont vergebens gesucht hatte. Bei Kranken, die am Stein leiden, thut unser Wasser Wunder, und es ist eine Freude zu sehen, wie zufrieden und dankbar dieselben ihre Cur beendigen. Wildungen, wo die Natur sich in vieler Hinsicht so freigebig bewiesen hat, könnte gewiß ein geschätzter und vielbesuchter Brunnenort werden, wenn die äußern Anstalten dem Werthe seiner Heilquellen entsprächen. Dem Vernehmen nach ist Aussicht da, daß sich in dieser Beziehung die Verhältnisse bald glücklicher gestalten werden. Jedenfalls ist sehr zu wünschen, daß alle mit dem Brunnen in Verbindung stehenden Gebäude und Anstalten bald Eigenthum des Fürsten oder des Landes oder auch der Stadt Nieder-Wildungen werden mögen.

Waldeckische Sparkassen. Während eine nähere Besprechung dieser beiden neuen Institute andern Mitarbeitern dieser Zeitschrift überlassen bleibt, soll hier vorläufig nur die Freude darüber ausgedrückt werden, daß sie ins Leben getreten sind und daß durch sie einem wahren Bedürfnisse abgeholfen ist. Die Sparkassen haben sich anderwärts bereits zu entschieden als heilsam bewährt, als daß darüber noch gestritten werden könnte. Nun haben unsere Dienstboten und fleißigen Arbeiter aller Art Gelegenheit, ihren ersparten Lohn nicht bloß sicher aufzubewahren, sondern auch bedeutend zu vermehren. Der

Fall ist bisher nicht selten gewesen, daß eine Magd den größten Theil ihres Jahrlohns zehn Jahre und länger zinslos bei ihrer Herrschaft hat stehen lassen. Alsdann hatte sie, wenn sie jedes Jahr 10 Rthlr. stehen ließ, nach 10 Jahren 100 Rthlr. Wieviel wird sie dagegen jetzt nach Ablauf von 10 Jahren haben, wenn sie jährlich 10 Rthlr. bei der Sachsenhäuser Sparkasse anlegt und die Zinsen immer wieder zum Capital schlägt? Die guten Rechner unter unsern Lesern werden es leicht auffinden. Haus- und Dienstherrschaften sollten es sich nun zur Pflicht machen, ihre Untergebenen über den Werth der Sparkassen gehörig aufzuklären und sie zur Benutzung derselben anzuhalten. Wird von diesen Kassen auf die rechte Weise Gebrauch gemacht, wie manche unnöthige Ausgabe wird dann verhütet, wie sehr auf Ordnung und Mäßigkeit hingewirkt, wie mancher Nothpfennig für das Alter gewonnen und in wie vielen Fällen einer selbstverschuldeten Verarmung vorgebeugt werden! Sehr verdienstlich und aller Anerkennung werth ist auch der andere Hauptzweck der für das Oberamt der Werbe zunächst gegründeten Sparkasse, den Bedürftigen unter ihren Angehörigen Geld darzuleihen und sie so vor den gefährlichen Händen der Wucherer zu behüten. Ob, wie Einige bezweifeln wollen, die Bestimmung des §. 30. der Statuten im eignen Interesse des Instituts begründet sei, muß dem Ermessen der Unternehmer billig überlassen bleiben. Gewiß aber wäre zu wünschen, daß die Anstalt hinsichtlich ihres genannten zweiten Hauptzwecks eine Ausdehnung auf unser ganzes Land gewinnen möchte. Denn daß eine besondere Spar- und Leihkasse in jedem einzelnen Oberamte gedeihen möchte, ist sehr zu bezweifeln. Jedenfalls bleibt den Stiftern des Sachsenhäuser Instituts die Ehre, ein

höchst zeitgemäßes und für das öffentliche Wohl ersprießliches Werk des Gemeinsinns unternommen und alle Hindernisse, die demselben hemmend entgegentraten, durch ihre Beharrlichkeit glücklich überwunden zu haben.

Die Landschaftliche Sparkasse. Dieselbe wurde am 9. August d. J. eröffnet und hat einen Erfolg gehabt, welcher bei der Neuheit der Sache und bei den geringen Mitteln, die Aufmerksamkeit des Publikums darauf hinzulenken, sich kaum erwarten ließ. Schon nach wenigen Wochen waren von Handwerkern, Dienstboten, Kindern u. s. w. nahe an Tausend Thaler Ersparnisse eingezahlt, auch andere kleine Capitalbesitzer, denen es vor Allem um Sicherheit zu thun ist, machten davon Gebrauch, und es ist seitdem kein Zahlungstag ohne mehr oder minder beträchtliche Einlegungen vorübergegangen. Gleich der Anfang hat also das Bedürfniß einer solchen Anstalt bestätigt und neuerdings gezeigt, daß die Bewohner des hiesigen Landes ebenfalls nicht auf sich warten lassen, wenn ihnen etwas Nützliches geboten wird. Und warum sollte dies bei uns nicht eben so gut der Fall sein, als anderswo?

Die meisten der Einleger fanden indeß aus den Städten Arolsen und Mengeringhausen sich ein: ohne Zweifel weil hier die Anstalt bereits näher bekannt und mehr besprochen worden ist, als in den entfernteren Theilen des Landes. Um so erwünschter ist daher die Gelegenheit, welche diese Zeitschrift nun darbietet, die allgemeinere Kundbarwerdung zu befördern. Hierum ist es jetzt zu thun, und die Personen, auf deren Mitwirkung hierbei gerechnet werden muß, sind diejenigen Herrn in den Städten Corbach, Nieder-Wildungen, Mengeringhausen, Sachsenhausen, Sachsenberg und Rhoden, welche ohnehin schon die

Verbindung mit der Hauptkasse unterhalten, ferner die Herrn Prediger und Schullehrer, die Ortsbehörden, die größeren Gutsbesitzer und manche Andere, deren Stimme und Beispiel von Gewicht ist. Dieselben können in einem größeren oder geringeren Kreise auf die Sparkasse aufmerksam machen, Zweck und Wesen derselben verdeutlichen, zur Theilnahme anregen, und sie werden gewiß nicht anstehen, sich auf diese Weise nützlich zu machen. Martini, wo Dienstboten abgelohnt werden und sonst manche Einnahme fällt, ist vor der Thür.

In der Folge werden diese Blätter weitere Mittheilungen über die Sparkasse bringen. Einstweilen nur noch soviel, daß es irrig sein würde, wollte man lediglich an die Städte dabei denken. Auch für das Land wird sie vielfältig benutzt werden können.

Truppenschau in Arolsen. Bekanntlich hat die hohe deutsche Bundesversammlung eine durch Oesterreichische, Preußische oder Baierische Generaloffiziere zu haltende Musterung der kleineren deutschen Bundeskontingente angeordnet, welche dem Vernehmen nach von Zeit zu Zeit wiederholt werden soll. Die Musterung der Waldeckischen Truppen geschah durch den Königl. Preußischen General **v. Quadt** am 1. und 3. October d. J. auf dem Königsberge bei Arolsen. Der Anblick der schönen, jugendkräftigen, wohl und neu bekleideten Mannschaft war höchst erfreulich. Ihre Leistungen haben ohne Zweifel der Art und Dauer ihrer militärischen Einübung, wozu nur zwei Monate verwendet worden waren, entsprochen. — Der Waldecker bildet sich leicht und schnell zum guten Soldaten, wozu er bekanntlich — wie der Bergbewohner im Allgemeinen — alle erforderlichen Eigenschaften besitzt. Keiner unter den

kleineren deutschen Volksstämmen hat gerechtere geschichtliche Ansprüche auf Kriegerehre, als der Waldeckische. Die Söhne unsers Fürstenhauses haben seit Jahrhunderten als Krieger und Feldherren sich ausgezeichnet, Waldeckische Bataillone aber noch zu unsern Zeiten in Europa, Afrika und Amerika Waffenruhm erworben. Tapferkeit und Kriegszucht ehren vor andern Tugenden große und kleine Völker. Möchten wir doch eifersüchtig wachen über die von den Vätern ererbte Ehre und sie, da uns das Gewicht der Masse versagt ist, im kleinen Haufen durch kriegerische Zucht und Ordnung zu erhalten bedacht sein.

Ausschmückung der Kirche in Arolsen.

Eine würdigere Ausschmückung der hübschen Arolser Kirche war schon seit vielen Jahren der Gegenstand allgemeiner Wünsche. Jedoch scheiterte die Ausführung derselben an dem gänzlichen Mangel an Fonds, die zu diesem Zwecke hätten verwendet werden können und so gewahrte man außer einem weißen Behange, der vor ungefähr 17 Jahren dem Altare geweiht worden war, kein äußeres Zeichen einer dankbaren Gottesverehrung. Die Zwischenbekleidung des Altars und der Kanzel zeugte nur von der Armuth der Kirche, welche, schon bei der Einweihung im J. 1787 damit geschmückt, jetzt einen betrübenden Contrast bildete mit der freundlichen Stadt, deren Einwohner sie so oft in gleichen Gefühlen in sich vereinte. Ein Verein von Frauen entschloß sich endlich, als die erledigte Hofprediger-Stelle zur Freude des Publikums durch den Hrn. Pfarrer **Steinmetz** wieder besetzt wurde, diesem Zeitpunkte ein würdiges Andenken zu stiften. Sie übernahmen es, durch eine eröffnete Subscription die benöthigte Summe zu einer

zweckmäßigen Verschönerung der Kirche zusammenzubringen und forderten Frauen und Jungfrauen zum Mitarbeiten an den Stickereien auf, mit denen Kanzel und Altartisch verziert werden sollten. Gottes Segen war mit diesem Unternehmen. Die Freunde öffentlicher Gottesverehrung trugen willig ihr Scherflein bei; sogar von unbekannter Hand wurden bedeutende Geldbeiträge übersandt, so daß es möglich wurde, nicht nur die beabsichtigte Bekleidung des Altars sehr angemessen und würdig zu besorgen, sondern auch ein schönes Crucifix von Gußeisen auf den Altartisch und ein eisernes Geländer um denselben anzuschaffen, und die bisher rohen Bänke mit Oelfarbe anstreichen zu lassen. — Von Seiten der Stadt unterstützte man den Verein sehr bereitwillig in sofern, daß die Kirchenwände geweißt, die Emporkirche nebst Altar angestrichen, die Stände im Schiffe der Kirche mehrentheils mit Thüren versehen und überhaupt viele nöthige Reparaturen und Verschönerungen ausgeführt wurden, so daß die Besucher des Gotteshauses den 30. October mit Dank und Freude feiern werden, wo bei Einführung des Hrn. Hofpredigers **Steinmetz** die Kirche zum erstenmal also geschmückt erscheinen wird.

An diese gegenwärtige Verschönerung unserer Kirche knüpft sich die Aussicht auf eine zukünftige, indem Hr. Professor **Rauch** in Berlin sicherem Vernehmen nach seine Vaterstadt durch ein Denkmal seiner Meisterhand zu zieren beabsichtigt. Es wird solches in zwei symbolischen Marmorstatuen bestehen, die zu beiden Seiten des Altars aufgestellt werden sollen. Möge dem großen Künstler Gesundheit und Muße werden, damit er durch Ausführung dieses schönen Planes unserer freundlichen Kirche ein hohes Interesse für Gegenwart und Zukunft gewähre.

Abschiedsfest in Mengeringhausen.

Sobald die Versetzung des Hrn. Hofpredigers **Steinmetz** aus Mengeringhausen nach Arolsen gewiß geworden war, vereinigten sich die ihm näher Befreundeten mit denjenigen seiner bisherigen Pfarrkinder, welche als Gemeindeglieder in weiterer Verbindung mit ihm standen, in der Absicht, ihm noch einmal vor seinem Abzuge die wohlverdiente öffentliche Anerkennung zu bezeugen. Es wurde daher Hr. Hofprediger **Steinmetz** zu einem auf den 7. October (unter Leitung der Herrn: Rathsgewandte **Hock**, Stadtrentmeister **Engelhard** und Advokat **Engelhard**) veranstalteten Abendessen in dem Hause des Gastwirths **Stiefel** eingeladen und durch eine Deputation in den von den Jungfrauen der Stadt festlich bekränzten Saal eingeführt. Die Gesellschaft bestand mit Einschluß einiger auswärtigen Theilnehmer aus 40 Personen. Auch der bisherige Rector, Hr. **Gallas**, dessen Versetzung nach Flechtdorf erst kurz vorher sich entschieden hatte, war dazu eingeladen worden. Nach der Mahlzeit überreichte Herr Burgemeister **Engelhard** im Namen der Gesellschaft dem Gefeierten mit einigen Worten des Danks für seine ausgezeichnete Wirksamkeit als Seelsorger der Stadt Mengeringhausen einen silbernen Becher, und Herr Hofprediger **Steinmetz** erwiederte dankend die Anrede mit Wünschen für das Gedeihen seiner Bestrebungen. Es dauerte lange, ehe man sich trennte. Ehre denjenigen, welche die treueste Erfüllung heiliger Berufspflichten dankbar und öffentlich anerkannten.

Inhalt.

Für die gemeinnützige Waldeckische Zeitschrift sind an die Redaction eingesandt worden und zum Druck in den folgenden Heften bestimmt:

Bemerkungen eines Rechtsfreundes.

Der Sonnensextant von W—ck.

Gemeinnützige Notizen vom Hrn. Landbaumeister Lossel.

Der Eisenberg bei Corbach von Hrn. A. Yark.

Der Arzt. Novelle.

Einige philantropische Betrachtungen über geistige Dinge zur sonderbaren Erbauung Aller, welche solche lieben und nicht lieben.

Streckcharade.

Lied an die Ruhe von Erna.

Der Ankündigung gemäß sollte die Hälfte des Subscriptionsbetrages für den ersten Jahrgang dieser Zeitschrift bei Ausgabe des ersten Heftes erhoben werden, da sich indessen die Bogenzahl des zweiten Heftes noch nicht bestimmen läßt, so ersuchen wir die resp. Subscribenten, bei Empfang dieses ersten Heftes 12 ggl. Pr. Ct. an die Speyer'sche Buchhandlung in Arolsen einzuzahlen; bei Ausgabe des vierten Heftes wird dann der Rest des Subscriptionsbetrages, der Bogen zu 1 ggl., erhoben werden.

Die Redaction.

Waldeckische gemeinnützige Zeitschrift.

Erster Jahrgang.

Zweites Heft.

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Uhland.

Bemerkungen eines Rechtsfreundes.

Die Mängel des Rechtszustandes werden größtentheils am ersten demjenigen offenbar, der mit der Anwendung des Rechts sich beschäfftigt. In jedem Lande findet sich manches Alte, das nur darum fortdauert, weil es vergessen ist; manches Neue entspricht den Bedürfnissen nicht so vollständig, als man erwartete, und häufig werden die besten gesetzlichen Einrichtungen in der Ausführung entstellt. Dieß Alles kann leicht der Aufmerksamkeit der Staatsregierung entgehen, während es demjenigen, welcher das Leben in der Nähe beobachtet, von selbst sich aufdringt. Vielleicht ist der Beruf des Advokaten einer unbefangenen Wahrnehmung des Mangelhaften in Gesetzgebung und Rechtspflege in ausgezeichneter Weise förderlich, und dann dürfen auch wohl die folgenden Blätter eine nicht ungünstige Aufnahme erwarten.

I.
Zustand hinsichtlich der alten Landesgesetze.

Von den hiesigen alten Verordnungen sind viele ganz unbekannt und nur noch in 1, 2 oder 3 Exemplaren vorhanden. Es ist den Obergerichten wohl erinnerlich, wie oft die Fürsprecher der Parteien erst am Ende der ersten Instanz zufällig von dem Dasein eines solchen vergessenen Gesetzes Kunde erlangen und welcher Schaden für die Parteien und welche Verlegenheit für die Gerichte dadurch entsteht.

Das Übel ist anerkannt und es wäre nur die Aufgabe, ihm durch eine durchgreifende Maßregel ein Ende zu machen. Die meisten der alten und veralteten Verordnungen könnten wohl, ohne daß es eine Lücke in unserm Rechtszustande gäbe, aufgehoben werden, und von den andern die noch erheblichen Bestimmungen zu sammeln, wäre eine Arbeit, die sich trotz mancher Schwierigkeiten ohne Zweifel ausführen ließe.

II.

Zur Materialkritik verschiedener Verordnungen mit Ausschluß derer, die sich auf die Rechtspflege beziehen.

1.

Vom Jahr 1808 ist eine Verordnung vorhanden, wonach Vergleiche in Wirthshäusern bei Saufgelagen nicht nur ungültig sein, sondern auch die dawider Handelnden ihres Leichtsinns halber mit Gefängniß bestraft werden sollen.

Ein Strafgesetz für diesen Fall aber scheint über die Gränzen hinauszugehen, bis auf welche selbst die öffentliche Bevormundung sich ausdehnen mag.

Deshalb wird dann auch von den Gerichten, wie es scheint, diese Strafe nicht mehr erkannt.

Da aber jedes unanwendbare Gesetz ein Übel ist, so wäre eine Aufhebung dieses Theils der Verordnung wohl zu wünschen.

2.

In der Verordnung über die Beschädigung öffentlicher Anlagen von 1829 sind die Dienstherrschaften für ihre Knechte ꝛc. und die Meister für ihre Gesellen und Lehrlinge verantwortlich gemacht. Man weiß aber aus Erfahrung, daß es nicht möglich ist, über diese Personen eine solche Gewalt auszuüben, als hier vorausgesetzt wird. Es scheint daher, daß der Grundsatz: poena suos teneat auctores,

der für die Gesetzgebung auch im Privatrecht gelten muß, nicht anders als durch eine Aufhebung dieses Artikels hier gewahrt werden könne.

Die allgemeine Denunciationspflicht, welche in dieser wie in vielen andern Verordnungen über leichtere Vergehen ausgesprochen ist, und wodurch so wenig erreicht wird, steht wohl mit den deutschen Sitten und Volksansichten im Widerspruch.

3.

Wer von einem Hammerschmiede, den sein Factor nicht zum Handel ermächtigt hat, Eisen kauft, ist nach einer Verordnung von 1821 als Defraudant anzusehn und zu bestrafen.

Nach einer Verordnung von 1822 soll derjenige, **unter dessen Namensaufschrift** sich ein verrufener Pfennig in einer Geldrolle findet, dafür gestraft werden. — Eine Verordnung von 1822 bedroht mit der Strafe der Theilnahme am Diebstahl diejenigen, welche Schafe kaufen, von denen sie wissen **konnten**, daß sie gestohlen seien. Auch diese Strafgesetze scheinen einer Einschränkung auf den Urheber des Unrechts, sowie auf Bewußtsein und Absicht zu bedürfen.

4.

Im Jahre 1820 wurde verordnet, daß es künftig den Unterthanen des Landes nicht erlaubt sein solle, auswärtige Gesindedienste zu nehmen, wenn sie nicht zuvor bescheinigt hätten, daß sie sich um

einen Dienst im hiesigen Lande vergeblich bemüht, und dann eine obrigkeitliche Erlaubniß dazu ausgewirkt hätten; ebenso wurde das Reisen nach den Rheingegenden, um daselbst Stroh zu schneiden rc. verboten — Alles bei Vermeidung der Confiscation des im Auslande erworbenen Lohns, um, wie die Verordnung selbst sich ausdrückt, dem oft fühlbar gewesenen Mangel an brauchbaren Personen zur Verrichtung des Gesindedienstes und der Beschwerden über hohen Gesinde- und Taglohn abzuhelfen. Diese Verordnung möchte wohl eine Kritik aus dem Gesichtspuncte des materiellen Staatsrechts und der Nationalökonomie nicht aushalten. Man wird gewiß, sobald von der Theorie die Rede ist, nicht die Wahrheit verkennen:

> "daß jeder Staat in dem Verhältnisse vollkommen sei, in welchem jedes einzelne Glied, indem es Mittel zum Ganzen, zugleich **in sich selbst Zweck ist.**"
>
> Vergl. **Justus Möser** patriotische Phantasien Th. I. Nr. 15.

Dieser Wahrheit scheint aber jene Verordnung zu widersprechen, welche die persönliche Freiheit der dienenden Klasse beschränkt, und daher gehört es wohl nicht zu den unbilligen Wünschen, dieselbe recht bald aufgehoben zu sehen.

5.

Wenn man erwägt, daß die Einführung des Stempelpapiers nur die Einkünfte des Landes vermehren soll und daß Gesetze über reine Policeivergehen ihrer Natur nach nicht sehr dazu geeignet sind, ins Volksbewußtsein überzugehen, und daher leicht von Unwissenden übertreten werden, so scheinen die Stempelstrafen etwas zu hoch angesetzt. Vielleicht wäre es auch im öffentlichen Interesse, bei Geldanleihen, die doch meistens aus Noth aufgenommen werden, den Gebrauch des Stempelpapiers ganz nachzulassen.

6.

Die durch eine gesetzliche Erläuterung von 1826 bestätigte Verordnung über die Beitreibung der Auctionsgelder enthält Bestimmungen, deren unbedingte Anwendnng fast zu den Unmöglichkeiten gehört. Der mit der Versteigerung beauftragte Richter oder Advokat kann für die Beitreibung der Auctionsgelder binnen 2 Monaten nicht wohl verantwortlich sein, wenn sein Auftrag sich auf die Versteigerung selbst beschränkte, oder er die weitern Geschäfte zu übernehmen gar nicht Willens war. Man kann ferner nicht wohl verlangen, daß die Sache binnen 2 Monaten bis zur **Execution** gebracht werde, da **dies** nicht in der Macht des Klägers steht. Es stehet auch dadurch, daß die Execution binnen 2 Monaten statt finde, **das**

Klagrecht nicht zu bedingen, da sich erst nach der **Einlassung** zeigen kann, ob die Rechtshülfe binnen 2 Monaten eintritt.

Möchte dies die Veranlassung werden, daß über diesen Gegenstand ein abgeändertes, angemessene Fristen, gestattendes Gesetz, mit Unterscheidung zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen, gegeben werde.

Bei dieser Gelegenheit sei zugleich überhaupt daran erinnert, wie schädlich es sei, wenn man wohlbegründeten Rechten, z. B. hier den Rechten aus dem Branntweinsverkauf, die Klagbarkeit abspricht.

7.

Nach dem Edicte der Gräfin Anna von 1644 und nach dem Redintegrationsedicte von 1732 ist gerichtliche Bestätigung bei manchen Verträgen der Bauern erforderlich, nämlich, wie die Gesetze sich ausdrücken, bei „contractus, obligationes, Eheberedungen, Pfandverschreibungen und dergleichen Sachen." Es bedarf keiner Ausführung, daß solche unbestimmte Verfügungen für die Wissenschaft und für die Praxis nicht ausreichen. Es bedarf aber auch wohl nur der Erinnerung, um zu veranlassen, daß dieselben durch bestimmtere Vorschriften ersetzt werden, in welcher Hinsicht es erlaubt sei, den Wunsch auszusprechen, daß das Erforderniß der gerichtlichen Bestätigung, welches nach Umständen Treue und Glauben und Unbefangenheit im Verkehr benachtheiligen kann, nicht zu weit ausgedehnt werden möge.

8.

Wenn der Vater eines unehelichen Kindes abwesend, verstorben oder unvermögend ist, so soll nach einer Verordnung vom 18. December 1743 der **Großvater** in die Alimentationspflicht eintreten. Diese aus der einseitigen Sorge für Verhütung des Kindermords und aus einem Mißverständnisse des gemeinen Rechts hervorgegangene, für die Belasteten so höchst gefährliche Bestimmung läßt sich mit den Forderungen der Gerechtigkeit nicht vereinigen.

III.

Rechtspflege.

1.

Die einzig sichere Bürgschaft dafür, daß die Thatsachen und Rechtsgründe, worauf die Parteien und ihre Anwälte sich berufen, allen Mitgliedern des Gerichts vollständig bekannt werden, liegt in einer mündlichen Verhandlung, welche unmittelbar vor der Urtheilsfällung statt findet und welche den Parteien oder ihren Anwälten Gelegenheit gibt, ihre Sache allen Mitgliedern des Gerichts selbst in freier mündlicher Rede vorzutragen. Der Vorzug dieser Einrichtung vor dem unsichern Wege der Relationen ist anerkannt, und wie sehr sie die Schnelligkeit der Justiz befördert, ist aus der Civilproceßstatistik derjenigen Länder bekannt, in welchen ein solches mündliches Verfahren bisher bestanden hat. Ist damit

eine Öffentlichkeit des Verfahrens nur in dem Grade verbunden, wie sie bisher bei uns sich erhalten hat, so erlangt dieses Institut für die Vervollkommnung und Veredlung des Advokatenstandes eine Wichtigkeit, die allein schon dessen Einführung rechtfertigt. Es belebt das Ehrgefühl der Advokaten und den Muth der Rechtsvertheidigung, und während es das Talent hervorzieht und entwickelt, zeigt es dem Publikum diejenigen, die des Vertrauens am meisten würdig sind, und hilft dem Advokatenstande wieder zu der äußern Ehre, welche durch die Ungunst ertödtender und verheimlichender Formen verloren wird. Statt aller Ausführung sei hier nur auf die trefflichen Worte verwiesen, in welchen ein berühmter deutscher Rechtsgelehrter aus diesem Gesichtspuncte die Vertheidigung der mit Öffentlichkeit verbundenen Mündlichkeit geführt hat.

Mittermeier im Archiv f. d. civ. Praxis Bd. 11. S. 432. Bd. 15. H. 1. S. 139.

Das s. g. Verfahren vom Mund in die Feder oder gar das Dictiren zum Protocoll hat mit dieser Einrichtung keine Ähnlichkeit.

Dieß anerkennend, hat man in neuester Zeit auch in Preußen eine solche mündliche Verhandlung mit einer gewissen Öffentlichkeit eingeführt.

Preuß. Gesetz über den Mandats-, summarischen u. Bagatellproz. v. 1. Juni 1833 Art. 18—53, insbesondere Art. 22. 26. 36. 49 und 53.

Nehmen wir von dem preußischen Verfahren die mündliche Verhandlung an und behalten wir von unserm bisherigen Proceß die Öffentlichkeit, so werden auch wir einer Einrichtung theilhaftig, durch welche man in andern deutschen Ländern die Rechtspflege zu verbessern mit dem besten Erfolge sich bemüht hat.

Wenn auch bei uns, so lange das gemeine Recht noch gilt, das Urtheil öfter als in Preußen auf eine der nächsten Gerichtssitzungen nach der mündlichen Verhandlung ausgesetzt werden müßte, so wäre doch dadurch nicht die ganze Einrichtung unmöglich gemacht, da ja auch nach Art. 29 des Preuß. Gesetzes das Gericht die Urtheilsfällung auf 8 Tage verschieben darf.

2.

In unserm Instanzenzug ist ein altes, anerkanntes Übel die bisherige Superrevision, bei welcher in der vierten Instanz dasselbe Gericht wieder entscheidet, welches in der zweiten geurtheilt hat, und wodurch eine glücklich durchgeführte Revision zu einer kurzen, vorübergehenden Freude wird. Hoffentlich wird dieses nicht lange mehr fortdauern.

In der Revisiionsinstanz werden die Acten nicht versendet, wenn der revidentische Anwalt zufällig vergißt, auf Actenverschickung anzutragen. Hierin liegt wohl ein ähnliches Übel wie in dem vorhin getadelten Verfahren bei der Superrevision. Man

sollte vielleicht die Sache lieber umgekehrt stellen, so daß das vorige Gericht in der Revisionsinstanz nur dann wieder urtheilte, wenn der Revident sich besonders damit zufrieden erklärt.

3.

Ein dringendes Bedürfniß ist eine Vereinigung der Collegien, welche in höherer Instanz urtheilen, über die Grundsätze bei der Kostenvergleichung. Da dies Bedürfniß anerkannt zu sein scheint: so mag eine bloße Erwähnung zur Anregung hier genügen.

4.

Es ist anerkannt worden, wie außerordentlich in Folge des Accisewesens die Sittlichkeit und namentlich die Achtung vor dem Eide gesunken sei. Die letztere ist noch bei weitem nicht wiederhergestellt, und nicht selten scheut man sich seinem Gegner im Proceß den Schiedseid anzutragen. Die Ursache des Übels dauert fort, so lange bei Polizeivergehen und in allen Denunciations- und Rugesachen, die in der Meinung des Volks nicht für groẞes Unrecht gelten, auf den Reinigungseid erkannt wird. Es wäre daher eine dringende Aufgabe der Gesetzgebung, in solchen Sachen auf eine Beschränkung des Eides zu denken, welche durch die anderwärts ebenfalls als nothwendig erkannte Abschaffung des Rügerlohns erleichtert werden würde. Vielleicht würde es auch nicht ohne gute Wirkung bleiben, wenn manche alte Eidesformeln, die, wie z. B. der städtische Bürger-

eid doch niemals streng gehalten werden und in der That kaum zu erfüllen sind, eine Berichtigung erführen, und wenn man die zwecklosen Eide bei Intercessionen der Frauen abschaffte.

5.

Unser bisheriges Sportelnwesen gehört zu den Lasten, womit die Justiz unnöthigerweise beschwert ist. Auch dieses scheint jetzt Anerkennung gefunden zu haben, da dem Vernehmen nach die Einführung einer neuen Sporteln- und Stempelordnung bevorsteht, welche die vielen unnöthigen Verschiedenheiten bei den Sportelnansätzen, die die Sache unnöthigerweise verwickeln, aufheben und die Kosten der Justiz auf den bloßen Gebrauch des Stempels schlagen und dadurch die Erhebung und Berechnung derselben ausnehmend vereinfachen soll. Möge die neue Einrichtung recht bald ins Leben treten.

6.

Es ist eine der ersten Forderungen des materiellen Staatsrechts, daß für **jede** Rechtssache ein beständiger ordentlicher Richter bestellt, mithin auch der Rechtsweg gegen den Regenten, gegen die Kameral-Behörden, den Fiscus, die Landschaft 2c. nicht von einer besondern Erlaubniß abhängig gemacht sei.

Schmid gem. deutsch. Staatsrecht 1. Abth. §. 74. Nro. II. 2. §. 57. Nro. II. §. 81. Nro. 4.

In Ansehung der fürstlichen Kammern ist der freie ungehinderte Rechtsweg sogar durch die Reichsgesetze vorgeschrieben.

Kaiserl. Wahlkap. von 1792.
Art. 19. §. 6.
Pfeiffer practische Ausführungen
Bd. 1. Nro. 16.

Diesen schließt sich ein hiesiges Particulargesetz von 1811 ziemlich genau an, indem es verordnet, daß die Fürstliche Kammer auch ohne besondere Instanzeröffnung bei der „der Person und dem Object nach competenten Gerichtsbehörde“ zu Recht stehen soll, und indem es eine Ausnahme hiervon nur für „reine Kammer- und Chatull-Schuldsachen“ gestattet. Gleichwohl scheint die Meinung allgemein verbreitet, daß die Fürstliche Kammer nur dann zu Recht zu stehen brauche, wenn die besondere Eröffnung einer Instanz gegen dieselbe ausgebracht sei.

Auch in Ansehung der weiter erwähnten hierher gehörigen Rechtssachen, welche herkömmlich kein hiesiges Gericht ohne besondere Eröffnung des Rechtswegs annimmt, ist die freie Rechtspflege zeitgemäßes Bedürfniß.

7.

Die Consistorialjustizsachen sind der Competenz des Oberappellationsgerichts entzogen. Ein genügender Grund, warum diese meist so wichtigen Sachen jener Bürgschaft der rechtlichen Entscheidung entbehren sol-

len, wird kaum aufzufinden sein. Daher hat sich auch ein hiesiger Rechtsgelehrter für die Erweiterung der Competenz des Oberappellationsgerichts auf die Consistorialjustizsachen ausgesprochen.

Waldeck Controversen-Entscheidung
S. 139.

8.

Wenn auch zwischen dem Streitgegenstande und den Proceßkosten kein allzugroßes Mißverhältniß stattfinden darf, so ist es doch immerhin ein Übel, daß für die s. g. Bagatellsachen nur zwei Instanzen gegeben sind. Es scheint deshalb wohl der Mühe werth, zu erwägen, ob hier nicht durch Ausdehnung der unheilbaren Nichtigkeits-Klage auf sententias contra jus in thesi oder auf andere Art der Mangel der dritten Instanz zu ersetzen sei.

9.

Ein viel zu weit ausgedehnter Gebrauch der Edictalladungen und Präclusionen, mit erzwungenen Vergleichen und Nachlaß- und Stundungsverträgen, scheint im hiesigen Lande stattzufinden.

Eine wissenschaftliche Begründung als gemeinrechtliche deutsche Institute haben die beiden ersteren bisher nur für folgende Fälle erhalten:

a) wenn eine Sache von Gerichtswegen zur Vollstreckung eines Urtheils verkauft werden soll, oder sonst ein Gläubiger sein Pfand öffentlich verkaufen läßt;

b) bei erkanntem oder wahrscheinlich bevorstehendem Concurs;

c) wenn die Erben sie gegen die Erbschaftsgläubiger verlangen, um sich über die Antretung oder als sui heredes über die Beibehaltung der Erbschaft erklären zu können;

d) wenn ein Schuldner, der ohne sein Verschulden in Vermögensverfall gerathen ist, darum nachsucht, um einen Stundungs- und Nachlaßvertrag zu erlangen;

e) bei dem Verfahren zur Amortisation verlorner Schuldurkunden;

f) zum Zweck von Todeserklärungen und beim Proceß gegen Abwesende.

Die Minderzahl der Gläubiger kann dann nur in den Fällen unter c und d von der Mehrzahl gezwungen werden, einem Nachlaß- und Stundungsvertrage beizutreten. Insbesondere kann die Mehrheit der Gläubiger dieses Zwangsrecht nicht mehr ausüben, wenn die Erbschaft bereits cum beneficio inventarii angetreten oder der Concurs schon eröffnet ist.

Spangenberg in der Zeitschrift für Civil-Recht und Proceß Bd. 6. Nro. 6. S. 226 ff.

Im hiesigen Lande dagegen wird zu Edictalladungen, Präclusionen und Verhängung sonstiger Rechtsnachtheile auch in den ungerechtfertigten Fällen ge-

schritten, wenn Jemand wünscht, seine Rechtsverhältnisse noch bei seinen Lebzeiten in Ordnung zu bringen, oder an einen andern Wohnort zu ziehen willens ist; ferner, wenn ein Vormund den Vermögenszustand seiner Mündel aufs Reine bringen, wenn ein Verschwender mit seinen Gläubigern accordiren will, und was dergleichen Fälle mehr sind.

Eine richtige Begrenzung der richterlichen Thätigkeit in dem vorliegenden Bezuge, wobei die Anhalt-Dessau'sche Gesetzgebung,

cf. Archiv für die civ. Praxis
Bd. 7. S. 269 ff.

zur Anleitung dienen könnte, wäre nicht ohne Wichtigkeit.

10.

Die bisherige Behandlung der Criminalsachen scheint ihrer Wichtigkeit nicht vollkommen angemessen zu sein und mit der Sorge für Gerechtigkeit in Civilsachen in keinem rechten Verhältnisse zu stehen. In Civiljustizsachen, wo es sich meistens nur um Geld und Gut handelt, sind 3 Instanzen gegeben; in peinlichen Sachen, wo Ehre und Freiheit auf dem Spiele steht, nur zwei; dort steht der Weg ans Oberappellationsgericht offen, hier nicht, und es scheint sogar nach Art. 11 der Verordnung vom 24. März 1817, als ob die hier zu einigem Ersatz gestattete Versendung der Acten an auswärtige Rechtsgelehrte immer auf Kosten des Angeschuldigten statt-

finden solle; dort ist gegen jede richterliche Verfügung ein Rechtsmittel zulässig, hier die Vertheidigung nur gegen Haupterkenntnisse, worunter man selbst ein Erkenntniß auf persönliche Haft während der Untersuchung nicht zu zählen scheint; dort werden bei jedem Urtheil die Entscheidungsgründe mitgetheilt, hier erfährt sie der Anwalt niemals; dort endlich gestattet man zur Ausführung der Beschwerden zu wiederholten Malen vierwöchige Frist, hier, wo die Information fast immer erst während des Laufs der Frist eingezogen werden muß, soll der Advokat die Vertheidigung binnen 14 und höchstens 16 weitern Tagen bei 10 Rthlr. Strafe einliefern. Das Nachtheilige dieser ungleichen Behandlung fällt in die Augen.

11.

Ungeachtet unsere Verfassungsurkunde, indem sie die Cabinetsjustiz abschafft, die Unabhängigkeit des Richteramts anerkennt, sind dennoch die Fälle des Einwirkens der Administrativbehörden auf den Gang der Justizsachen nicht selten, und der gemeinrechtliche Grundsatz, daß die Gerichte selbst und allein mit rechtlicher Wirksamkeit zu beurtheilen haben, was eine Justizsache sei und was nicht,

Pfeiffer practische Ausführungen
Bd. 1. S. 241.

wird nicht immer streng beachtet.

12.

Das Commissionswesen, welches durch Art. 6 der Verfassungsurkunde abgeschafft ist, tritt hie und da von Neuem ins Leben, weshalb es nicht überflüssig sein wird, hierauf aufmerksam zu machen.

13.

Die bisherige Art der Vorbereitung zur juristischen Praxis ist eigentlich nur auf die staatsdienstlichen, nicht auf die Advokatur-Geschäfte berechnet. Da aber die Thätigkeit des Advokaten sich von der Thätigkeit des Richters bedeutend unterscheidet, so wird auch für jene eine besondere Vorbereitung nur nützlich sein können. Diese könnte darin bestehen, daß ein Advokaturcandidat, nach kurzem Acceß bei einem Gerichte, etwa 1 Jahr lang unter der Leitung eines Advokaten arbeitete und Processe führte. Die Vorzüge dieser Einrichtung hinsichtlich der Kunst, eine Sache von allen Seiten aufzufassen, sowie hinsichtlich der Gelegenheit, die Ansichten verschiedener Gerichte kennen zu lernen, die Lücken der Gesetzgebung und den Zusammenhang des Rechts mit den bürgerlichen Verhältnissen zu beobachten und die schwierige Kunst einer zweckmäßigen Informationseinziehung zu lernen, sind anerkannt.

Vergl. **Mittermaier** a. a. O. B. 11. S. 436. B. 15. H. 2. S. 281.

14.

In Hannover und in andern Staaten hat man den Advokaten das Recht eingeräumt, durch Deputationen oder Ausschüsse aus ihrer Mitte an der Handhabung der Disciplin über ihren Stand Theil zu nehmen.

Spangenberg im angef. Archiv Bd. 15. S. 240.

Nach derartigen Vorgängen wird der Nutzen dieser Einrichtung auch im hiesigen Lande ohne Zweifel Anerkennung finden.

Abriß der Waldeckischen Bergwerks-Geschichte.

Die nachfolgenden Blätter bezwecken weniger, dem Leser eine durch ihren Gegenstand interessante Unterhaltung zu gewähren, als den vaterländischen Bergwergksfreunden Kunde und Belehrung darüber zu geben, welche Resultate der hiesige Bergwerksbetrieb in den verschiedenen Zeiten von seiner Entstehung bis jetzt geliefert, aus welchen Gründen derselbe zum Erliegen gekommen und welcher Erfolg endlich noch jetzt unter den in so mancher Hinsicht umgestalteten Verhältnissen von demselben zu erwarten sein möchte. Zur Erreichung seiner Absicht war dem Verfasser der Gebrauch aller im Archiv und den verschiedenen Registraturen befindlichen Bergbücher, Rechnungen und Actenstücke gestattet, und wenn wegen deren Unvollständigkeit hier auch nur etwas Fragmentarisches geliefert werden konnte, so unterscheidet sich dies doch von den hin und wieder zerstreuten Bergwerksnachrichten unseres Landes durch den Vortheil, daß es nicht, wie es bei jenen fast überall der Fall ist, irrige und grundlose Angaben, sondern lediglich actenmäßige Darstellungen enthält. Der Verfasser kann indessen diese Zeilen nicht als nackte, durch sich selbst

redende Geschichte hinstellen, ohne sich zugleich über das Wesen des Bergbaues etwas weiter zu verbreiten. — Wir werden uns nach vorliegender Darstellung zwar von selbst überzeugen, daß die Ergiebigkeit und Reichhaltigkeit der in unseren Gebirgen enthaltenen metallischen Lagerstätten in Berücksichtigung der Preise der Producte zu keinen glänzenden Erwartungen berechtigt, noch weniger wollen wir Hoffnungen erregen, die unter den obwaltenden Umständen nicht verwirklicht werden könnten, aber eben so wenig können wir es uns vorenthalten, den Gesichtspunct anzudeuten, welchen man bei Beurtheilung dieses Gegenstands festhalten muß, wenn man mit Gerechtigkeit verfahren und nicht über Einzelheiten das wichtigere Ganze aus den Augen verlieren will.

Man hat dem Bergbau hauptsächlich den Vorwurf gemacht, daß er dem Unternehmer keine sichere und zuverlässige Ausbeute gewähre, für die Staatscassen keine unmittelbare Einkommensquelle bilde und im Verhältniß zu seinem geringen Ertrag einen zu bedeutenden Kostenaufwand verursache. Dieser Tadel ist im Ganzen genommen ungegründet und wir gewahren bei näherer Prüfung bald, daß der Bergbau ein Gewerbe ist, welches mehr als ein anderes das Nationalvermögen befördert und die Nationalindustrie belebt und erhöhet. Welches andere Gewerbe, um dem ersten Vorwurf zu begegnen, kann den Erfolg seiner Arbeiten sicher vorraussehen? Manches Gewer=

be muß schon von selbst aufhören, weil seine Fabricate der Zeit und dem damit verbundenen Luxus nicht mehr genügen; der Bergbau wird ewig betrieben werden müssen, weil seine Producte ein ewiges Bedürfniß der Welt bleiben werden. Will man dem Bergbau die Unsicherheit in der Ausdauer zum Vorwurf machen, so darf man nicht ausser Acht lassen, daß die Ausdauer aller anderen Gewerbe eben so wohl von Umständen abhängt. Freilich können uns beim Bergbau leichter physische Hindernisse in den Weg treten, indem z. B. das bebaute Erzmittel sein Ende erreicht, aber hier gibt uns die Wissenschaft der Geognosie auch leicht die Mittel an, den Betrieb durch Erforschung anderer Erzspuren wieder fortzusetzen. Der geringe Ertrag der Bergwerke und der damit in Mißverhältniß stehende Kostenaufwand würde, für sich betrachtet, vom Betrieb des Bergbaues abschrecken, aber wo finden wir ein anderes Gewerbe, was diesem Vorwurf nicht ebenfalls unterläge? Wir müßten daher, von diesem Gesichtspunct ausgehend, alle Gewerbe bis auf den Ackerbau verdammen, weil dieser allein dem Unternehmer einen Ertrag zusichert, der mit den Gewinnungskosten ein günstigeres Verhältniß bildet. Kann aber demnach der obige Tadel den Bergbau nicht ausschließlich treffen, so gilt alles das, was von der Wohlthätigkeit der Gewerbe für den Staat, in dem sie getrieben werden, so oft und so treffend gesagt worden

ist, in vollem Umfange vom Bergbau, der, ohne andern Erwerbszweigen in den Weg zu treten, durch Darbietung seiner gewonnenen Schätze zur weiteren Verarbeitung eine Menge neuer Erwerbsquellen öffnet und die Zahl der Geld verdienenden Consumenten zum Beßten des Ackerbau's vermehrt. Diesen segensreichen Einfluß wird der Bergbau auch sogar dann noch haben, wenn er für seine nächsten Interessenten keinen Gewinn abwirft, sondern mit Verlusten verbunden ist und dies muß den Staat verpflichten, den Bergbau zu befördern und ihm jede mögliche Erleichterung angedeihen zu lassen. Es erhellet übrigens, daß das Interesse des Staats hinsichtlich des Bergbaus sehr verschieden ist von dem des Privatmanns, indem dieser, nur den größtmöglichen momentanen Gewinn bezweckend, die reichsten Partieen der Bergwerke abbauen, jener aber, um das so wohlthätige Gewerbe seinen Unterthanen möglichst lange zu erhalten, die Gewinnung reicherer und ärmerer Erze dergestalt verbinden wird, daß vom Überschuß der reicheren die Gewinnungskosten der ärmeren Erze gedeckt werden.

Ausser jenem wohlthätigen Einfluß des Bergbaus auf Industrie und Wohlstand des Staats begründet derselbe, auch wenn er mit Schaden für die nächsten Interessenten verbunden ist, für den Staat eine nicht unbedeutende Einkommensquelle, wiewohl nur auf mittelbare Weise. Der Bergmann wird dem Hand-

werker, dieser dem Landmann und der Landmann dem Kaufmann zahlungspflichtig; die aus der Erde gewonnenen Schätze wandern aus der Hand des Bergmanns in die des Landmanns, Handwerkers und Kaufmanns; sie belohnen jedem seine Arbeit, nehmen jedem seine Producte ab und hinterlassen jedem seinen Gewinn; alle diese Stände entrichten dem Staate ihre directen und indirecten Abgaben und so gewinnt der Staat auf diese mittelbare Weise mehr Einnahme, als er durch directe Besteurung des Bergbaus erhalten kann, die zumal den unergiebigen Bergbau, dessen Betrieb schon an und für sich mit Schaden für die Theilnehmer verbunden ist, um so eher zum Erliegen bringen würde, als in einem solchen Fall kein Bergwerksinteressent Lust haben möchte, dem Staate Abgaben von einer nicht existirenden Einnahme zu entrichten. Daher gebietet es denn schon in finanzieller Hinsicht das Staatsinteresse, den Bergbau möglichst von directen Abgaben zu befreien und durch sonstige Erleichterungen und Freiheiten die Lust zum Bergwerksbetrieb rege zu machen. Von diesen Grundsätzen sind nicht nur fast alle europäische Bergordnungen ausgegangen, sondern es haben es namentlich die früheren Grafen von Waldeck, wie diese Geschichte zeigen wird, nie an Aufmunterungen zum Bergwerksbetriebe fehlen lassen. Schon 1524 gab Graf Philipp der Ältere ein Patent, worin zunächst dem Eisenberger Goldbergwerk die wünschens-

werthesten Freiheiten zugesichert wurden. Diesem Patent folgte 1559 ein zweites und 1561 unter Graf Wolrad ein drittes, bis dann im Jahr 1580 die Gebrüder Josias und Wolrad, Grafen von Waldeck, die noch jetzt bestehende Bergordnung errichteten.

Der eigentliche Beginn des Waldeckischen Bergbau's scheint in die Mitte des 13. Jahrhunderts zu fallen und wahrscheinlich gab der Goldgehalt des Edergrandes die erste Veranlassung zu bergmännischen Unternehmungen. Schon der Erzbischoff von Regensburg, Albertus magnus, welcher den Grafen Adolf von Waldeck besuchte, erwähnt der Goldsandführung der Eder. Vom 14. und fast dem ganzen 15. Jahrhundert fehlen uns die Nachrichten über den Bergbau, indessen scheint die bergmännische Thätigkeit in diesem Zeitraum nicht gänzlich darnieder gelegen zu haben, indem ums Jahr 1489 in verschiedenen Gegenden des Landes alte, auflässige Gruben wieder gemuthet wurden. Seit dieser Zeit werden unsere Nachrichten zwar vollständiger und zuverlässiger, indessen geht daraus hervor, daß der Bergwerksbetrieb überhaupt nie lange anhaltend, sondern nur periodisch Statt fand. Die Ursachen der desfallsigen Störungen und Unterbrechungen sind theils in den Verhältnissen der Zeit, theils in denen der Grubenbewirthschaftung, theils in dem Vorkommen der Erze selbst zu suchen. Die vom 15. Jahr-

vorgängiger Muthung ward geschürft:

1543 und 44 am Teufelspfad *) und Heidberg bei Ottlar.

1587 an der Haardt.

1589 an der hohen Eiche bei Frebershausen, im Taubenthal und Brenzebach bei Reizenhagen, bei Dülfershof, am Hohenstedt bei Sachsenberg, in der Stockwiese bei Braunau auf Eisenstein.

1592 im Sörengrunde zwischen Sachsenhausen und Höringhausen auf Kupfer.

1593 am Nachtigallenbusche unweit Leferinghausen auf Gold- und Silberblenden, wofür man den dort befindlichen Basalt hielt. Der damalige Kanzler Anton Holmann, welcher damit beliehen wurde, ließ 133 Ctr. 20 Pfund von diesen vermeintlichen Erzen auf die Rhoder Kupferhütte fahren und daselbst mit 30 Ctr. Basalt aus dem Lammsberge und den Rhoder Kupfererzen verschmelzen und schlug den Silbergehalt dieser Beschickung auf 1250 Marc an, bekam aber natürlich nichts.

1594 am Eichenscheid und Thalborn bei Wildungen, an der Wand zwischen Hemfurt und Affoldern, am rothen Berge bei Böhne auf Kupfer, im Schleengrund bei Adorf.

---

*) Die Ortsbezeichnungen sind hier eben so gewählt, wie sich dieselben in den älteren Bergbüchern 2c. finden.

1595 im Bärenthal bei Berich auf Eisenstein, an der Banfe auf Blei, am Lengefelder Berge über dem Mühlsteinbruch, am Kupferberg bei Goddelsheim, Watersberg bei Adorf, Heinberge bei Hüddingen, vor dem niedern Thore bei Landau auf Kupfer, Eisen und Kiese.

1596 zwischen Dittmarshausen und dem Pön an der Diemel bei Usseln, auf dem Buerhagen zwischen Rhena und Giebringhausen.

1597 unter der Goldkule im Hessenwalde bei Eilhausen, bei der Eisthäuser Ölmühle zwischen Schmillinghausen und Volkmarsen.

1610 am Auenberge nach Odershausen hin.

1611 am Wege von Mehlen nach Netze auf Kupfer.

1613 im Gründchen an der Leuchte.

1614 am Schlage bei Berndorf auf Kupfer.

1617 bei der Nieder-Wildunger Kirche auf Eisen.

1618 am Heidberge bei Ottlar.

1620 bei Welleringhausen, am Mühlberge bei Mühlhausen, an der Haardt zwischen Bergfreiheit und Gershausen auf Kupfer, am Knipsradt bei Armsfeld auf Eisen.

1621 im Taubenthal bei Kleinern.

1622 im Kreuzgrund zwischen Armsfeld und Freiheit, im Schöpfthal bei Albershausen auf Blei.

1623 in der Stockwiese zwischen Freiheit und Odershausen auf Eisen.

1624 am Dürrenberge zwischen Gellershausen und Frebershausen.

1625 zwischen Kleinern und Reizenhagen und zwischen Armsfeld und Fischbach.

1631 am Auenberge bei Flechtdorf auf Eisenstein.

1633 am Landscheid bei Benkhausen.

1644 im Tiefenbach bei Sachsenhausen auf Eisen.

1670 am Siekegraben bei Helmighausen desgl.

1694 im Dalwigker Holze bei Corbach auf Kupfer.

1697 am Bommelsberg bei Goddelsheim, am Östenberg bei Schweinsbühl auf Eisen.

Im 18. Jahrhundert wurden obige Versuche zum Theil wiederholt oder verlassene Gruben auf ihren noch vorhandenen Erzvorrath untersucht. Ausserdem ward 1782 in der Gegend von Frebershausen, am Wennehirt, Strupel und der Katzenhecke auf Kupfer geschürft, jedoch machte man an keinem dieser Orte eine nachhaltige Grube fündig. Da die hauptsächlichsten Bergwerke schon vor 1543 aufgenommen waren, so sind die hierauf bezüglichen Schürfarbeiten, deren es eine große Zahl gibt, oben unerwähnt geblieben. Alle vorher angeführten Versuchsarbeiten bezweckten nur die Auffindung von Erzlagerstätten, nichtsdestoweniger war man aber schon in den frühesten Zeiten auf Entdeckung fossilen Brennmaterials bedacht. 1590 ertheilte Graf Franz einem gewissen Werner Crispin die Erlaubniß, drei Quartal lang auf Steinkohlen frei zu schürfen.

Seit jener Zeit sind noch oft Versuche auf Steinkohlen gemacht worden, ohne jedoch das erwünschte Resultat zu erzielen. 1733 wollte man auf der Höhe des Escheberg's bei Eppe, 1744 und noch vor wenigen Jahren im Fahrwege von Wethen nach Wrexen, und am Osterberge und Quast unweit Rhoden, 1817 an der Waldecke bei Hillershausen Steinkohlen gefunden haben, aber es ergab sich, daß man bald einen schwarzen, bituminösen Letten der Keuperformation, bald den im Thonschiefergebirge vorkommenden Alaun- und Brandschiefer mit der eigentlichen Steinkohle verwechselt hatte. Indessen veranlaßte der Wunsch, fossiles Brennmaterial aufzufinden, das Gouvernement mehrmals, kenntnißreiche Geognosten einzuladen, in dieser Beziehung das Land zu untersuchen. Schichtmeister Hänel vom Harz, der 1791 eine solche Untersuchung ausführte, behauptete zwar, daß Steinkohlen im tollen Graben bei Helsen, östlich bei der Stadt Waldeck, sowie in der Heckengrund und am Stänkenberge bei Rhoden vorhanden seien, jedoch zeigte eine neuere Untersuchung des ausgezeichneten Naturforschers, Herrn Hofraths Hausmann zu Göttingen 1821, daß die geognostische Constitution unseres Landes keine gegründete Hoffnung zur Auffindung dieses nützlichen Brennmaterials gebe, weil in der Reihenfolge unserer Gebirgsgebilde diejenige Formation fehlt, welche die Lagerstätten der Steinkohlen einzuschließen pflegt.

Auf Braunkohlen ist bisher nicht geschürft worden, obgleich die Braunkohlenformation, wie es scheint, auf einem zum v. Dalwigk'schen Gute in Züschen gehörenden Lande vor dem Lohner Holze aus dem Kurhessischen Gebiet in das diesseitige herüberstreicht. Torf wird nur bei Strothe gewonnen.

Es wird nicht unpassend sein, hier noch einen Blick auf die Verwaltung zu werfen, welche dem inländischen Bergwesen seit den frühesten Zeiten vorstand.

Die Bergwerke befanden sich von jeher unter der Direction der Kammer, welche zur Leitung des Betriebs einen Bergmeister, oder Berginspector, nachmals aber ein förmliches Bergamt unterhielt. Der erste Bergmeister war Conrad Leusmann 1480, dessen Nachfolger bis auf Frölich (1550) unbekannt sind. Hierauf folgten Wolf Prasser und Christoph Herold (1570), Christoph Stier (1595), Joh. Katzenberger (1602), Joh. Berthold (1614), Kaspar Hoppe (1621), Kaspar Scheffer (1647), Martin Becker (1654), Georg Ulrich (1656), Hans Lorenz Estel (1659), Martin Becker (1660, zum zweiten Mal) und zuletzt Daniel Weber aus Saalfeld. Von 1665 an wurden die Berggeschäfte durch beeidigte Verwalter und Inspectoren versehen (Joh. Greber, Burkhard Hille aus Gittelde). Gegen Ende des 17. Jahrhunderts fiel die Oberaufsicht an Kammerrath Waldschmidt, in dessen Familie sie

bis auf die neueren Zeiten verblieb, wo Leonhard und Wirths den Beschluß machten. Seit dem Tode des letzten Bergbeamten ist die Oberaufsicht über das Bergwesen von der Fürstlichen Domainen- und Bergkammer zum Theil unmittelbar gehandhabt worden.

Wir halten es für sachgemäß, die Geschichte des Bergbaus nach den Metallen abzuhandeln, deren Gewinnung sein Zweck war.

1. Gewinnung des Goldes.

Die Goldgewinnung aus dem Edergrande mag leicht schon an 600 Jahre betrieben worden sein, wenn auch nur durch einzelne Personen, welche in einem Sommer selten mehr als 2 oder 3 Loth erhielten. Von 1641 bis 1705 fand ein stärkerer Betrieb Statt, bis 1707 unter der Direction des Oberberginspectors Zumben aus Kassel eine Gesellschaft Hessischer Entrepreneurs zusammentrat, die sich aber schon im folgenden Jahr wieder auflöste. In 10 Wochen wurden damals mit 47 Rthlr. Kosten excl. der Bau- und Aufsichtskosten 6¼ Loth Gold gewonnen. Der Gehalt des hierzu verwendeten Grandes, den man von den sogenannten Klanken (oberflächigen Grandbänken) entnahm, betrug nach Ausscheidung der gröberen Geschiebe in 200 Ctr. ½ Loth. Nach Auflösung der Zumbenschen Gesellschaft gingen die Wascharbeiten wieder an Einzelne über, bis 1832

der Königlich Portugiesische Oberst und Oberberghauptmann Herr v. Eschwege die große Hessisch-Waldeckische Compagnie stiftete, welche mit dem ganzen Flußgebiet der Eder beliehen wurde und beim ersten Versuch aus 4000 Kubikfuß Grand mit 26 Rthlr. Kosten 3¾ Loth Gold gewann. Der nachmalige Ertrag schien den früheren Erwartungen nicht zu entsprechen und da ausserdem der Herr Unternehmer nach Portugal zurückkehrte, so löste sich die Compagnie vor einiger Zeit wieder auf.

Wichtiger, als die Goldgewinnung aus der Eder war

das Goldbergwerk im Eisenberg bei Corbach.

Dies Bergwerk war schon vor 1480 im Betrieb und bauete auf zwei im Grauwackenschiefer aufsetzenden Gängen, dem Haupt- und Laurentiusgang. Die Bergleute bauten sich am Abhange des Eisenbergs an und gründeten hier das Dorf Goldhausen. — Wir enthalten uns, über die Beschaffenheit der Erzgänge hier Muthmaßungen aufzustellen, weil solche jetzt nicht mehr begründet werden können. Es ist aber als gewiß anzunehmen, daß neben dem selbst in größeren Stücken gediegen vorkommenden Golde noch Silber und Kupfer gewonnen wurde, weshalb die Gänge gold- und silberhaltige Kupfererze und Kiese geführt zu haben scheinen.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts waren die Eisenberger Gruben mit 23 Arbeitern belegt, welche jährlich 6 bis 10 Marc Gold gewannen. Von 1499 bis 1500 wurden in 5 Quartalen 31 Marc Gold erbeutet und brachen insbesondere auf der Grube Anastasia 7löthige Golderze. In jener Zeit wurde von einem der Arbeiter eine gediegene Goldstuffe von 50 Goldgulden Werth dem Eisenbergischen Amtmann v. Dorfeld im Schachthute heraufgebracht und es wird erzählt, daß damals die auf dem Eisenberg residirenden Grafen von Waldeck ihren Freunden größere und kleinere Stuffen im Eisenberg gewonnenen Goldes zum Geschenk machten. Von 1540 bis 1570 war das Goldbergwerk besonders im Flor und wurde von einer Straßburgischen Gewerkschaft betrieben. 1545 erhielt man aus einer Beschickung von 80 Ctr. Erz, 21 Ctr. Kieß und 21 Ctr. Fluß: 8 Ctr. Gaarkupfer, 4 Marc Silber und 4 Loth Gold und im ganzen Jahre für 2210 Rthlr. Gold. 1559 fielen 20 Marc, 1 Loth 1 Quent und 1560 27 Marc Gold. Für mehr als 5000 Rthlr. ist in keinem Jahre Gold gewonnen. Durch Wascharbeiten auf den Halden erhielt man nebenbei jährlich bis 26 Loth Gold. 1574 kam das Bergwerk zum Erliegen, ward 1577 von einer Gesellschaft Magdeburgischer Bergwerksinteressenten, welche 1584 bei Nieder-Ense ein Pochwerk und eine Hütte errichtete, wieder aufgenommen und mit einer jährlichen Zubuße

von etwa 1000 Rthlr. bis 1585 fortgesetzt. Von 1590 bis 1597 wurden nur die Halden am Bocksberg, im tiefen Thale, an der Königsburg, unter der Kanzlei und am Molkenborn bearbeitet. Als 1661 Graf Heinrich Wolrad eine neue Gewerkschaft zur Wiederaufnahme des Eisenberger Goldbergwerks errichten wollte, ließ er aus den noch befahrbaren Gruben Erze fördern und probiren. 7 Ctr. Erz auf 1 Ctr. Schlich concentrirt, lieferten 3 Loth 2 Gran Gold. Trotz diesem ausnehmend günstigen Resultat wollte es jedoch so wenig dem Grafen Heinrich Wolrad, als 1698 dem Grafen Christian Ludwig gelingen, den Betrieb der Gruben wieder herzustellen und so ruhete der Bergbau fast ein ganzes Jahrhundert, bis 1742 durch den Waldeckischen Bergrath Kraus neue Versuche vorgenommen wurden. Man fand zu dieser Zeit auf der Grube St. Thomas gute Anbrüche, wovon man Proben nach Zellerfeld an den Probirer Schröder und an den Waldeckischen Münzmeister Bunsen übersandte. Der Erstere gab den Goldgehalt in 4 Ctr. Schlich*) auf 1/4 bis 5 Loth nach den verschiedenen Sorten, der Letztere in 8 Ctr. auf 1/2 bis 10 Loth mit 3/4 bis 6 Loth Silber an. Kraus führt als Gründe des öftern Erliegens dieses Bergbaus blos äussere Umstände an, als Pest, Krieg, Uneinigkeit

*) d. i. gepochtes und durch Schlämmung von leichten erdigen Theilen befreites Erz.

der Gewerken, Betrügereien u. dgl. Weder Wasserzudrang, noch plötzliches Abschneiden der Erzmittel soll nach ihm Veranlassung zum Untergang des Eisenberger Goldbergwerks gegeben haben und da er die Eisenberger güldischen Erze für reichhaltiger erklärt, als die Kremnitzer, und die Tiefe, welche der Eisenberger Bergbau erreichte, als ganz unbedeutend angibt, so erhellet von selbst, daß er von dessen Wiederaufnahme sehr befriedigende Resultate erwartete. Gleichwohl ist ein ernstlicher Betrieb seitdem nicht wieder eingeleitet worden und wenn wir auch von diesem keine zu günstige Erwartungen erregen wollen, so können wir doch den Wunsch nicht unterdrücken, daß durch einen nochmaligen Versuch die Beschaffenheit und der Vorrath der Eisenberger Golderze genauer ermittelt werden möge.

Ausser dem Eisenberge soll nach einem Schreiben des Grafen Wolrad auch noch am Hahnenberge gediegen Gold gefunden worden sein. Am Iberg bei Willingen fand Bergrath Kraus einen Kies, welcher in 4 Ctr. 1 Quent Gold enthielt; indessen sind über dort eingeleitete Bauarbeiten keine Nachrichten vorhanden.

2. Gewinnung reiner und silberhaltiger Kupfer.

Fast alle im hiesigen Lande vorkommende Kupfererze haben einen geringen Silbergehalt, jedoch ist

dieser nur aus den Twister Kupfern geschieden worden, weil die übrigen die Scheidungskosten nicht deckten. — Die ergiebigsten Kupferbergwerke waren die bei Bergfreiheit an der hohen Leuchte, weshalb deren Geschichte zuerst folgen mag.

a. Die Bergwerke an der Leuchte.

Diese Bergwerke sind, wenn nicht schon früher aufgenommen, doch unter Graf Samuel 1552 erst in schwunghaften Betrieb gesetzt. 1559 wurden der Gewerkschaft die üblichen Freiheiten ertheilt und durch ein Patent von 1561 noch erweitert. Bald nach der Aufnahme des Bergwerks, etwa seit 1562, trat die glänzendste Epoche für dasselbe ein, so daß 1564 auf einen Kux schon 25 Rthlr. Ausbeute fielen. Von 1562 bis 1571 wurden bei einem mindestens 15 % betragenden Gehalt der Erze: 4674½ Ctr. Gaarkupfer von den drei Gruben himmlische Gabe, Segen Gottes und Allerheiligen gewonnen. Diese 3 Gruben lieferten in 24 Quartalen von 1563 bis 1570: 13930 Rthlr. Ausbeute, eine im Vergleich zu den damaligen niedrigen Kupferpreisen nicht unbedeutende Summe! Die Grube himmlische Gabe war die reichste und lieferte in 9 Jahren allein 2046 Ctr. 41 Pfund Kupfer, von 1570 bis 1573 jedoch nur noch 237 Ctr. Die jährliche Ausbeute an Gaarkupfer betrug in den besten Jahren durchschnittlich 600 Ctr., indessen wird in den Rechnungen

die Ausbeute einzelner Gruben oft von der des ganzen Bergwerks getrennt und zwar auf eine so unklare Weise, daß nicht ersichtlich ist, ob mit der betreffenden Angabe der Ertrag eines Theils oder des Ganzen gemeint war. Die von Klettenberg mitgetheilte Nachricht, daß von 1562 bis 1571: 34,482 Rthlr. Ausbeute gefallen und blos in ½ Jahr 4021 Ctr. Kupfer gewonnen sei, beruht offenbar auf einem Mißverständniß, indem die angegebene Summe dem sämmtlichen Einnahmebetrag ohne Abzug der Unkosten gleichkommt, und die in ½ Jahr gefallen sein sollenden 4021 Ctr. Kupfer den halbjährigen Förderungsbetrag der Erze ausmachen, die indessen schwerlich blos in ½ Jahr zu gute gemacht worden sind, weil sie zu 15 % an 603 Ctr. Kupfer liefern mußten, welcher Betrag erst der Jahresproduction gleich ist. — Im Jahr 1568 gab die Fundgrube an der Leuchte 7½ Rthlr., 1569 die Grube zu den Fünf Eichen in einem Quartal 875 Rthlr. Ausbeute. Von 157¾ fielen (bei einem Gedingepreis von 2 Rthlr. pro Lachter) noch 208 Ctr. Kupfer. Von 1574 an nahm der Ertrag der Gruben aus nicht überlieferten Gründen schnell ab, so daß 1587 nur noch 70 Ctr. Kupfer gemacht wurden, wofern dies der Ertrag von nur einer Grube und nicht vom ganzen Bergwerk war. 1590 hörte der Bergbau an der Leuchte gänzlich auf und wurde erst von 1595 bis 1605, aber nur ganz schwach, wieder aufgenommen. 1608 wur-

den einige alte Gruben gewältigt (wieder in Betrieb gesetzt) und eine neue Hütte angelegt, da die alten im Leuchtenthal befindlichen Hütten baufällig geworden waren. Im folgenden Jahr gewann man 25 Ctr. Kupfer. 1611 fand nach vorgängiger Aufwältigung eines Richtschachts ein neuer Betrieb Statt. Die Erze wurden zu Stein (Schwefelverbindungen des Kupfers rc. mit Erden) verschmolzen, aus diesem Schwarzkupfer dargestellt und letzteres gaar gemacht. Die Erze hielten 16 bis 18 %, gaben 42,8 Stein und dieser lieferte 43,7 Schwarzkupfer, welches fast 93 % Gaarkupfer enthielt. Von 1619 bis 1625 fielen 237 Ctr. Kupfer. 1619 trat eine Wasserfluth ein, in deren Folge mehrere Gruben ersoffen. Nach 1625 fielen die Gruben wieder ins Freie und wurden erst 1644 wieder aufgenommen und mit zwei Künsten versehen, welche 7 und 9 Lachter tief hoben. Demungeachtet war der Wasserzudrang so groß, daß dasselbe durch die Kunstgezeuge nicht gehörig zu Sumpfe gebracht werden konnte, weshalb der Betrieb abermals aufhörte. 1661 bildete sich eine neue Gewerkschaft, welche nur kurze Zeit auf Zubuße (9 Rthlr. pr. Kux) baute und sich wieder zerschlug, weil die Zubußen nicht richtig eingingen. 1729 kam das Bergwerk unter die Direction des Oberberginspectors Müller zu Thalitter und lieferte bei einer Zubuße von 16 Fl. pr. Kux 104 Ct. Kupfer. 1734 wurden Schmelzer und Kunststeiger vom Harz

verschrieben. 1741 und 42 waren noch 2 Beamte, 3 Steiger und 34 Häuer, Anschläger, Haspeler, Kunstknechte und Jungen in Activität, welche 780 Kübel Stufferz und 192 Kübel gering Erz lieferten; der Gedingepreis des Lachters belief sich auf 1⅓ bis 2⅓ Rthlr. Im letzten Jahre betrug die gesammte Einnahme 2116 Rthlr., die Ausgabe 3305 Rthlr. Nicht lange nach dem Jahr 1742 ist das Bergwerk an der Leuchte ganz zum Erliegen gekommen und alle nachmals gemachten Versuche, dasselbe wieder emporzubringen, blieben ohne Erfolg. Noch jetzt sieht man viele Spuren dieses ergiebigsten der ehemaligen vaterländischen Bergwerke und wenn auch dasselbe in den oberen Tiefen schon stark abgebaut sein und der Wasserzudrang viele Schwierigkeiten dem Betriebe entgegenstellen mag, so dürfte dies doch von einer nochmaligen Wiederaufnahme nicht abschrecken, vorausgesetzt, daß eine voranzuschickende Untersuchung der Verhältnisse der Erzlagerstätte selbst den Unternehmern kein zu ungünstiges Resultat verheißt.

An den Bergfreiheiter Bergbau, der beiläufig dem Dorfe Bergfreiheit seine Entstehung gab, schließen sich an:

b. Die Bergwerke bei Hundsdorf und Armsfeld.

Dieselben wurden 1528 bestätigt und mit vielen Freiheiten versehen. Die vorzüglichsten Gruben befanden sich am Königsberg und Silberberg oder

Sylberg bei Hundsdorf und Armsfeld. Der erste Betrieb dauerte bis 1549, nach welchem Jahre die Gruben mehrmals an andere Gewerkschaften übergingen. Ums Jahr 1555 ward der Königsberg auf Zubuße betrieben und kam 1557 zum Erliegen. Der Graf Samuel bemühete sich, das Bergwerk wieder in Aufnahme zu bringen und bot es deshalb 1568 dem Pfalzgraf Reinhard bei Rhein an, der sich jedoch nicht gleich darauf einlassen wollte. Die Armsfelder Gruben waren gegen 1561 ziemlich ergiebig, obgleich sie keinen so großen Silbergehalt hatten, als die Hundsdorfer. In den Jahren 1590, 1592 bis 1594 suchte man vergebens den fraglichen Bergbau wiederherzustellen. 1611 ward der alte Stollen des Silberbergs gewältigt und im folgenden Jahre gelangte man zu guten Anbrüchen, welche im Ctr. 12½ Pfund Kupfer und 2 Quentchen Silber hielten. — Zu Ende des 17. Jahrhunderts arbeitete man am Silberberge bei Armsfeld auf einem „seigern" Gange von 3 Fuß Mächtigkeit, welcher Kupfer- und Bleierz in späthiger Gangart führte. Man senkte auf diesem Gange einen 24 Lachter tiefen Schacht ab, konnte aber nicht mehr als 5 bis 600 Rthlr. Zubuße aufbringen, weshalb denn auch der stets nur schwache Betrieb 1734 schon aufhörte. 1696 ergab die Probe im Ctr. gerösteten Schlich 24 bis 26 Pfund Schwarzkupfer. Die nachmals gemachten Versuche zur Herstellung des Betriebs hatten keinen

guten Erfolg. 1757 schickte man Proben der Silberberger Erze nach Frankenberg, wo sie nur für Pochgänge erklärt wurden. 1818 nahm eine neue Gewerkschaft Versuche an der kahlen Seite zwischen Armsfeld und Hundsdorf vor. Man überfuhr mit einem Stollen einen h. 12 streichenden und 45° fallenden 8″ mächtigen Gang, welcher in kalk- und schwerspäthiger Gangart gelbe Blende (Zinkerz), Kupferkies und Bleierz führte, die für sich ausgehalten 49 % hielten. Die Gewerkschaft zerschlug sich aber schon bald, weil die Zubußen nicht eingingen.

Im Jungfernhain bei der Kolbenmühle fand man 1699 nesterweise Kupfer.

c. Die Bergwerke bei Ense, Goddelsheim und Nordenbeck.

Die früheren Nachrichten über die beiden Ersteren dieser Bergwerke fehlen bis zum Jahr 1585; das Letztere ward schon 1500 aufgenommen. Ein regelmäßiger Betrieb trat erst 1677 ein, wo die Kupferschiefer bei 5′ Mächtigkeit (?) 8 Pfund Kupfer im Ctr. enthielten, nach späterer Probe jedoch nur 3 Pfund. Die Zahl der Arbeiter belief sich 1698 nur auf 14 Mann, die jährliche Zubuße 500 Rthlr. Vorher wurden die Gruben eine Zeitlang für Rechnung des Grafen Christian Ludwig betrieben, welchem sie einen jährlichen Zuschuß von 900 Rthlr. kosteten. Pochwerk und Schmelzhütte bestand schon

1695. Nachdem die Gruben ins Freie gefallen waren, wurden sie 1710 vom Herrn von Kanstein wieder gemuthet, welcher von 1715 bis 1718 811 Ctr. 44 Pfund Gaarkupfer mit einer Zubuße von 2580 Rthlr. erzielte. Als Herr v. Kanstein starb, vermachte er die Bergwerke dem Waisenhaus zu Halle an der Saale (1720), welches 1729 auch noch die Hütte kaufte, übrigens aber gleichfalls auf Zubuße baute. Das Waisenhaus verkaufte die Bergwerke sammt Hütte ꝛc. an den Berginspector Leonhard zu Goddelsheim. 1750 lieferten die Enser Gruben allein aus 5257 Ctr. Erz: 104½ Ctr. Kupfer. 1752 kaufte diese Gruben der Kaufmann Möller aus Warstein für 4200 Rthlr. und betrieb dieselben bis 1763. Die Goddelsheimer und Nordenbecker Gruben erstand von Leonhards Erben 1752 der Banquier Joh. Ph. Bethmann zu Frankfurt a. M. für 9000 Fl., welcher sie bis 1790 bebauen ließ und jährlich etwa 107 Ctr. Gaarkupfer gewann. 1795 erkaufte Bergverwalter Bauer die Hüttengebäude und betrieb von 1802 bis 1805 ein Schlackenpochwerk, welches ihm noch 10 Ctr. 79 Pf. Kupfer lieferte. 1812 erlag das Goddelsheimer Bergwerk ganz und ihm folgte das N. Enser ebenfalls bald nach. Die Hauptgruben befanden sich übrigens im sogenannten weißen See und gebrannten Holze.

Spuren eines früheren Kupferbergbaus finden sich ferner noch in der Vasbecker Feldmark im Schäfer-

stieg und bei der Eulenkirche, woselbst 1785 ein Fräulein von Lüning und der Domherr Herr von Hompesch aus Münster kurze Zeit Bergbau betrieben.

Die Frage, ob von einer nochmaligen Wiederaufnahme dieser Bergwerke ein günstiges Resultat zu erwarten sei, läßt sich nicht geradezu verneinen. Sind auch die Erze verhältnißmäßig arm, so sind doch die Kosten ihrer Zugutemachung nicht so bedeutend, als die der blei- und silberhaltigen Kupfer und durch Einführung der erwärmten Gebläseluft möchte sich jetzt ein weit günstigeres Resultat herausstellen, als früher.

d. Die Bergwerke bei Twiste, Rhoden, Wrexen und Sachsenhausen.

Diese sämmtlichen Bergwerke bauten auf silberhaltigen Kupfererzen, welche flötzweise im bunten Sandstein vorkommen, jedoch keineswegs mit den Sanderzen des Todtliegenden oder der Kupferschieferformation identisch sind. Die Twister Sanderze waren von Allen die reichhaltigsten. — Die Aufnahme der Twister und Rhoder Bergwerke fällt in das Jahr 1568. Gegen 1595 ward bei Twiste und 1591 bei Rhoden eine Kupferhütte erbaut, letztere auf einer Schlackenhalde, woraus hervorgeht, daß bereits früher hierselbst eine Hütte befindlich war. Die Twister und Rhoder Erze zusammen verschmolzen

hielten im Ctr. Kupfer 6 Loth Silber; die Twister Erze allein (1587) im Ctr. Kupfer 10 Loth und im günstigsten Falle 23 Loth Silber. Die Gewinnungs- und Aufbereitungskosten von 200 Ctr. Erz betrugen damals 24 Rthlr. Diese 200 Ctr. Erz gaben 50 Ctr. Schlich, dieser 13 Ctr. Rohstein, welcher bei 16¼ Rthlr. Röstungs-, Schmelzungs- und Gaarmachungskosten 6 Ctr. Kupfer mit 60 Loth Silber lieferte, was nach Abzug der Scheidungskosten 22 Rthlr. werth blieb. Im Ganzen fiel eine Ausbeute von 95⅜ Rthlr. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren die Herrn v. d. Malsburg Entrepreneurs dieses Bergbaus. Unter dem Grafen Johann producirte man wöchentlich 6 Ctr. Kupfer aus 60 Ctr. Schlich. 1623 fielen nur noch 45 Ctr. Schwarzkupfer; der Ctr. Gaarkupfer kostete damals 22 Rthlr. Obgleich 1643 die Erze noch den vorher erwähnten günstigen Gehalt zeigten, erlag doch das Bergwerk, ward aber von 1650 bis 1652 wieder betrieben. Nach einer 1664 vorgenommenen Untersuchung erhielt man aus 5 Ctr. Erz und 1 Ctr. Schlich von unhaltigen Kiesen ½ Ctr. Kupfer und 5 Loth Silber. Durchschnittlich lieferten 20 Ctr. der damaligen Beschickung 2½ Ctr. Stein und 8 Ctr. Schlich (welchen man aus 18 bis 22 Ctr. Erz erhielt) gaben 1 Ctr. Kupfer und 14 Loth Silber.

Die Twister Bergwerke standen zuletzt vor etwa 100 Jahren in Betrieb. 1736 wurden noch 60½

Ctr. Gaarkupfer erzielt und 4849 Schichten verfahren; das Lachter im Gedinge kostete 1⅓ Rthlr.; man verbrauchte für 200 Rthlr. Kohlen und büßte im ganzen Jahre 219 Rthlr. zu.

Der Rhoder und Wrexer Bergbau fand besonders da Statt, wo es in der Kupferkule, im Papenwinkel, grünen Mai und am Steinberg heißt. Über den früheren Betrieb fehlen uns die Nachrichten bis 1717, wo derselbe auf kurze Zeit wiederhergestellt wurde. 1726 muthete ein früherer Steiger des Berndorfer Bergwerks diese wieder ins Freie gefallenen Gruben und 1733 vereinigten sich Bergverwalter Zumben aus Stadtberg und Consorten mit ihm. Die damals noch bestehende, aber sehr baufällige Hütte, taxirte man zu 125 Rthlr. 1734 ward eine Wäsche am Wrexer Teich angelegt, jedoch in Folge einer Protestation der Rhoder Bürgerschaft wiedereingestellt, weil die Wiesen durch den Schlamm zu sehr verdorben wurden. Auch in der Labeck, bei der neuen Mühle, am grünen Mai und in „Ständekens“ Wiese legte die Gewerkschaft 1735 Erzwäschen an, welche indessen von den dadurch sich beeinträchtigt haltenden Müllern gewaltsam zerstört wurden. Das aus diesen Gruben gewonnene mit Stadtberger Kupferschiefern verschmolzene Erz gab ein Schwarzkupfer mit 20 % Gaarkupfer. Auf der Kupferkule erreichte man 1737 mit einem 3 Lachter tiefen Schacht das Erz, das Gestein war aber so

gebräch, daß die meisten Gruben zu Bruche gingen. Aus 4½ Ctr. dieses Erzes fiel 1 Ctr. Schlich (von 15 Ctr. Steinberger Erzen ebenfalls 1 Ctr. Schlich). In 7 Wochen wurden 413 Ctr. Erze gefördert und zu 111 Ctr. Schlich aufbereitet. 1 Ctr. Erz kostete 1 ggl. Förderungslohn, 1 Ctr. Schlich rein zu waschen 3 ggl., durchs Sieb zu setzen 2 pf. 26 Ctr. 55 Pfund Schlich gaben 9 Ctr. 18 Pfund Gaarkupfer, der jährliche Ertrag belief sich auf 48 Ctr. Bei dem Bergwerk waren damals angelegt 6 Häuer, 2 Wäscher, 2 Laufer, 2 Schmelzer und 1 Steiger. Der Letztere (Timotheus Beck) kam mit der Gewerkschaft in Prozeß, nahm 1738 seinen Abschied, um den Steigerdienst beim Blankenroder Bleibergwerk zu übernehmen und hiermit erlag das Bergwerk. 1741 muthete Herr v. Kanstein die ins Freie gefallenen Gruben wieder, um die Kupfererze mit seinen Kupferschiefern zu verschmelzen. Eine damalige Probe der Erze vom Steinberg und grünen Mai zeigte einen Kupfergehalt von ¼ bis 1½ Procent. Seit dieser Zeit haben die vorbemerkten Gruben völlig geruht. Im verflossenen Jahr ist zwar die Stadtberger Gewerkschaft am sogenannten Klus wieder beliehen, jedoch von derselben ein neuer Betrieb noch nicht eingeleitet worden.

Das Kupferbergwerk bei Sachsenhausen, mit den vorhergehenden ungefähr gleichzeitig aufgenommen, lieferte 1589 quartaliter etwa 40 Ctr. Erz, kam aber

bald zum Erliegen. 1694 wurde es von einem sächsischen Ruthengänger untersucht, dessen Wünschelruthe zwar anschlug, aber den ihr geschenkten Glauben nicht rechtfertigte, weil man in Folge der dadurch veranlaßten Nachsuchungen mittelst einiger Schächte nur Letten, keineswegs aber Kupfererze fand.

Ausser obigen Bergwerken fand man Spuren von Kupfererzen am Hellenberge und Ryßer-Felde unweit Herbsen, bei Berndorf und Rocklinghausen, worüber indessen keine Nachrichten weiter vorhanden sind. Daß jedoch am letztern Orte ein ernstlicherer Betrieb Statt gefunden hat, zeigen die alldort noch vorhandenen Pingen und Halden, welche mit hell- und ultramarinblauen und grünen Gräupchen von Kupferlasur und Kupfergrün bedeckt sind.

Daß bei dem geringen Gehalt dieser Sanderze, welche übrigens in Flötzen von 1 Fuß Mächtigkeit, durchmengt mit kohligen Pflanzenresten, vorkommen, höchstens nur von einer Zugutemachung auf nassem Wege (durch Cementirung), oder durch Zuschlag bei andern Schmelzprocessen ein leidliches Resultat erwartet werden dürfe, mag hier nur beiläufig angedeutet werden.

3. Bleibergwerke.

Der Bleibergbau, obschon sehr früh aufgenommen, war hier im Lande nie von großer Bedeutung. Die Bleibergwerke wurden in der Gegend von Kleinern am Bleikopf und an der Banfe schon vor 1571

betrieben. Die Letzteren gehörten gegen 1587 dem Grafen Josias von Waldeck, welcher die gewonnenen Erze auf der, der Gräfin Margarethe, geb. Gräfin v. Gleichen und Tonna zuständigen Kupferhütte im Leuchtenthal verschmelzen ließ. Der Betrieb war stets nur schwach und lag von 1660 bis 1749 fast ganz darnieder. Man baute an der Banfe auf zwei h. 12½ und 5½ streichenden Gängen, deren reichste Erze 1660 im Ctr. 78 Pfund Blei und 1 Mark 14 Loth Silber hielten. Von 1750 bis 1768 wurden in 49 Quartalen 11900 Ctr. Erz gefördert, aus welchem man mit 33476 Rthlr. Kosten 4970 Ctr. Blei erhielt und diese für 25644 Rthlr. verkaufte. Demnach belief sich die durchschnittliche Gewinnung jährlich auf 972 Ctr. Erz mit 408 Centner Blei. Zu diesem Bergwerk gehörte damals ein Zechenhaus, ein Pochwerk mit 6 Stempeln und 2 Waschwerken und ein an den oberen Kleinerschen Hammer angebauter Schmelzofen mit 2 Probiröfen. 1770 löste sich die Gewerkschaft wegen nicht mehr eingehenden Zubußen auf und hinterließ 835 Rthlr. Schulden. Schichtmeister Hänel vom Harz untersuchte 1791 die Gruben am Bleikopf und fand sie bis auf die Stollnsohle abgebaut. Der letzte Versuch, den Bleibergbau wieder zu beleben, fand 1793 Statt, hatte jedoch keinen Erfolg.

Ausserdem fand man 1622 Blei im Schöpfthal bei Albershausen und 1680 in Willingen.

Von den 1694 wieder aufgenommenen Bergwerken im Affolderberg bei Affoldern, welche den Spuren nach nicht ohne Bedeutung gewesen sein können, besitzen wir keine Nachrichten mehr.

1730 ward bei Giebringhausen ein Bergwerk angelegt, wobei man mit einem unter Sudens Scheune in Greinlitzens Wiese angesetzten 88 Lachter langen Stollen einen h. 1, 10 streichenden und 50 ° fallenden Lettengang überfuhr und am Fahrwege nach Ottlar hin 3 Schichte absank, ohne jedoch Erze zu finden.

Könnte man annehmen, daß der in diesem Augenblich sehr annehmliche Blei-Preis längere Zeit anhielte und bei Kleinern noch ein hinlänglicher Erzvorrath vorhanden wäre, so dürfte von den dortigen Gruben noch etwas zu hoffen sein.

4. Eisensteinbergbau.

Bevor man die reichen Eisensteinsablagerungen des Martenbergs bei Adorf ausfindig machte, wurde fast in allen Gegenden des Landes nach Eisenstein geschürft. Man fand besonders in der Edergegend viele Spuren von Eisenstein, aber es wurde daselbst nie ein regelmäßiger Bergbau darauf geführt. 1589 war z. B. ein Eisensteinsbergwerk im Taubenthal bei Reizenhagen schon lange wieder aufläßig. Der Eisenstein am Teufelspfad und Heidberg bei Ottlar

war schon 1543 bekannt; der Watersberg wurde 1595 als alt und verlegen bezeichnet. Am Winsenberge bei Adorf ward in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der bedeutendste Eisensteinbergbau betrieben. Schon 1587 begann man auf Befehl des Grafen Josias den Franciscus Felix-Stolln daselbst. Die durchschnittliche Ausbeute des Winsenbergs betrug von 1622 bis 1644 jährlich 309 Rthlr. und 3000 Fuder Eisenstein, in den schlechtesten Jahren 32 Rthlr. bei 660 Fuder und in den besten 928 Rthlr. bei 7460 Fuder Stein. 1661, wo der Franzstollen schon ganz verbrochen war, abeiteten noch 18 Mann im Winsenberge und der Hauptbetrieb zog sich auf den Martenberg herüber, obschon man gleichzeitig Eisensteingruben am Semmet bei Rhenegge, Watersberg, Heidberg, an der Plettenmühle nnd im Tingerloh betrieb. Von 1671 bis 1706 förderte man 288,348 Bergfuder Eisenstein mit einer Ausbeute von 38,758 Rthlr., oder im Durchschnitt jährlich 8238 Fuder Stein mit 1107 Rthlr. Ausbeute. Die größte Förderung war die des Jahrs 1698 im Betrage von 14000 Fuder Eisenstein und 2528 Rtlr. Ausbeute. Die Eisensteinsgruben um Wildungen lieferten in dieser Zeit jährlich 100 bis 200 Fuder, der Bummelsberg bei Goddelsheim ebensoviel. Der Betrieb des Watersbergs kam von 1643 bis 1682 eine Zeitlang ins Stocken, weil der Erzbischoff von Cöln, Maximilian Heinrich, irrthümlicherweise

den Watersberg als zum cölnischen Gebiet gehörig in Anspruch nahm und dieserhalb Streitigkeiten veranlaßte. — 1654 wurde ein Eisensteinbergwerk bei Dülfershof aufgenommen, das aber bald wieder erlag. 1657 fand man am Dörrenberge $\frac{1}{2}$ Lachter mächtigen Eisenstein; der des Taubenthals kam nierenweise vor, sowie der Wildunger bei der Schule und der im Kapffsgrund und Walmacker. 1697 erschürfte man an den Tannen bei Schweinsbühl einen gelben Lettengang mit Eisennieren. 1747 wurden die Amt Wildunger Eisensteine untersucht. Man fand, daß die aus den alten Bauen am Auenberge gewonnenen Eisensteine flüßig, die aus dem Kohlbache bei Armsfeld reich, die aus dem Eppenbache daselbst gut, aber in geringer Menge vorhanden, die des Pickelsbergs und der lichten Wiese unter Armsfeld arm, die vom neuen Gefäß über Neubau schmelzwürdig waren. Da aber die Gewinnungskosten sehr hoch veranschlagt wurden, so scheint dieserhalb der Bergbau unterblieben zu sein. 1774 wurde nördlich über dem Thalbrunnen bei Wildungen ein Eisensteinsgang entblößt, welchen ein bleiglanzführendes Spathtrumm durchsetzte. Es bildete sich eine Gewerkschaft darauf, die jedoch bald sich wieder zerschlug. 1778 ward am Pickelsberge bei Armsfeld ein 24 Lachter langer Versuchsstolln getrieben, mit dem man indessen keinen Eisenstein mehr fand, weil dieser, wie sich auch 1794 ergab, nur nesterweise vorkam.

Wie schon bemerkt, ist nur der Eisensteinbergbau bei Adorf bis in die gegenwärtige Zeit fortgesetzt worden und seine Wichtigkeit für unser Land erfordert es, demselben eine nähere Betrachtung zu widmen.

Ausser dem Hauptbergwerk am Martenberg ist noch eine Eisensteinsgrube am Semmet bei Rhenegge im Betrieb und beide beschäftigen dermalen noch gegen 40 Bergleute, welche jährlich 4 bis 5000 Fuder (zu 9 Scheffel) Eisenstein fördern. Der Eisenstein, obgleich hin und wieder etwas arm, ist von vorzüglicher Reinheit und liefert ein Eisen von einer Güte, welche ihm schon seit Jahrhunderten einen dauernden Ruf gesichert hat. Die Lagerstätte, auf welcher die Martenberger Gruben bauen, ist von sehr bedeutender Ausdehnung und Mächtigkeit und wird, wenn auch bereits stark angegriffen und in technischer Hinsicht früher sehr fehlerhaft bewirthschaftet, das Bedürfniß der Hütten noch auf unabsehbare Zeiten decken. Das Haupthinderniß der besseren Einrichtung dieses Bergwerks lag von jeher in den Verhältnissen der bauenden Gewerkschaften, welche mit der Martenberger Eisensteinslagerstätte in 116 bis 118 einzelnen Gruben (von einer oder mehreren Maaßen) beliehen sind. Da jede dieser vielen Gruben separat und in mancher Hinsicht als ein für sich bestehendes Ganze bewirthschaftet und das Interesse an dem Bergbau mithin sehr zerstückelt wurde, so erhellet von selbst, daß ein regelmäßiger, das Ganze mit

Umsicht umfassender Betrieb nie Statt finden konnte und so haben denn diese Verhältnisse alle die nachtheiligen Folgen herbeigeführt, die von einer solchen Zerstückelung des Bergwerkseigenthums unzertrennlich sind. Sowohl der obern Behörde, als der Gewerkschaft selbst entgingen jene Nachtheile nicht und man suchte sie schon früher durch Veränderung der gewerkschaftlichen Verhältnisse zu beseitigen. Im Jahr 1811 wurde Hr. Oberberginspector Stünkel in Zellerfeld, 1812 Hr. Bergmeister Zintgraff, damals in Rommershausen und endlich 1832 der damalige Bergrath, jetzige Geheime Hofrath, Herr Schneider zu Holzappel im Nassauischen eingeladen, an Ort und Stelle den Mängeln des Bergwerks nachzuforschen und Vorschläge zu Verbesserungen zu machen. Obgleich von den beiden Ersteren die Hauptgebrechen des Bergwerks nicht verkannt wurden, so blieben deren Vorschläge doch ohne Erfolg. Herr Geheime Hofrath Schneider unterzog sich dem ihm angetragenen Geschäft mit ganz besonderem Eifer und versäumte nichts, sich mit allen Verhältnissen des Adorfer Bergbaus gehörig bekannt zu machen, dessen Gebrechen in ein klares Licht zu stellen und sodann zu zeigen, auf welche Art denselben am zweckmäßigsten abgeholfen werden könne. Er fand, daß

1. wegen der dem Ganzen fehlenden Einheit der Bergbau nicht planmäßig nach den Regeln der Wissenschaft geführt, daß man demzufolge

2. nicht darauf bedacht gewesen, durch zeitige Heranholung eines tiefen Stollens die Eisensteingewinnung auf längere Zeiten vorzubereiten und

3. aus Mangel an dem nöthigen administrativen Personal hin und wieder den Gewerken selbst die Administration ihrer Bergtheile theilweise überlassen und die Cassengeschäfte nebst der technischen Leitung in ein und dieselbe Hand gelegt.

Um diesen Mängeln abzuhelfen, schlug er vor

1. alle jetzt bestehenden einzelnen Gewerkschaften, zusammengesetzt aus 18 Interessenten, zu einer Einzigen zu vereinigen und diese an dem ganzen Bergwerk nach Maßgabe ihrer früheren Bergtheile an den einzelnen Gruben und des noch vorhandenen Eisensteins participiren zu lassen.

2. Die Verwaltung der Cassengeschäfte von der technischen Leitung des Betriebs zu trennen und das Ganze einer sorgfältigen Controle und Oberaufsicht zu unterstellen.

3. Den bisher sehr unregelmäßigen Betrieb des Bergwerks durch Anlage eines neuen tiefen Stollns und der damit verbundenen Verbesserung des Förderungswesens ꝛc. auf einen ordnungsmäßigen, rein bergmännischen Grubenbau zurückzuführen und gleichzeitig durch diese Stolln-Anlage die tieferen Eisensteinsvorräthe gewinnbar zu machen.

Die Ausführung dieser so sehr sachgemäßen und umsichtigen Vorschläge scheiterte leider bisher an der

Beharrlichkeit einiger Gewerken, die Annahme jener Propositionen von der Ausgleichung verschiedener, schon seit längerer Zeit obschwebenden Differenzen wegen reclamirter Abgaben, die auf die Einführung der lediglich das Beste des Bergwerks bezweckenden neuen Einrichtung nicht einmal im mindesten Bezug haben, abhängig zu machen. Bei dieser unerfreulichen Lage der Dinge, wo durch die Verwechslung des Privatinteresses mit dem des Bergwerks die Erreichung des guten Zwecks so sehr in die Ferne geschoben wurde, daß an eine Sicherung des Betriebs durch die vorgeschlagene neue Stolln-Anlage vorerst nicht zu denken war, vielmehr zu besorgen stand, daß demnächst, wenn nicht schon jetzt vorgebeugt würde, Stockungen im Betriebe des in den oberen Partieen bereits stark abgebauten Bergwerks eintreten könnten, fand Se. Durchlaucht der regierende Fürst sich bewogen, zur Ausführung des neuen Stollnbaues Befehl zu ertheilen und die desfallsigen, auf 15000 Rthlr. veranschlagten Kosten aus den Landesherrlichen Cassen zu verwilligen. In Folge dieser wahrhaft landesväterlichen Verfügung ist dann am 13. April 1835 mit der neuen Stolln-Anlage der Anfang gemacht worden und der Betrieb hat bis jetzt einen so erfreulichen Fortgang gehabt, daß der dicht vor der Rhenegger Mühle angesetzte Stolln bereits in einer Länge von 75 Lachter oder 525 Fuß (mit Einschluß der 58 Lachter langen gemauerten Rösche) vorgerückt

und mit dem ersten Lichtschacht versehen worden ist. Wenn nun schon jene conservative Maßregel den Betrieb des Martenberger Bergwerks bis in die fernsten Zeiten sichert, so kann man es doch nur bedauern, daß die wegen der zugleich proponirten Abgabenreduction sogar in pecuniärer Hinsicht für die Gewerkschaft vortheilhafte neue Organisation noch nicht ins Leben getreten und die mangelhafte bisherige Einrichtung bestehen geblieben ist. Wir hoffen indessen mit Zuversicht, daß die Gewerken ihr eigenes und das wahre Interesse des Bergwerks nicht länger verkennen und der Einführung der bessern Organisation nicht ferner Schwierigkeiten entgegensetzen werden, welche selbst ihrem eigenen Vortheil zuwider laufen. —

Wir haben aus der vorliegenden Darstellung ersehen, daß von einer Wiederaufnahme des Bergbaus hier und da ein vielleicht nicht ungünstiges Resultat zu erwarten sein möchte, inzwischen bezieht sich dies nur auf den Gehalt der noch vorhandenen Erze. Leider bietet der gegenwärtige Holzmangel unseres Landes wenig Hoffnung, das zu einem neuen Gruben- und Hüttenbetriebe nöthige Brennmaterial zu liefern. Würde man sich dieses nicht anderswoher verschaffen können, in welchem Fall dann wieder die Transportkosten hinderlich in den Weg treten dürften, so möchte die Wiederaufnahme der Bergwerke solange unräthlich erscheinen, bis die jetzt noch unangreif-

baren jungen Holzbestände das erforderliche Brennmaterial werden hergeben können.

Am Schluße dieser Betrachtung sei es uns noch erlaubt, einen Blick auf den früheren Hütten- und Hammerbetrieb rc. zu werfen, von dem wir freilich, weil er Privatunternehmung war, fast gar keine Nachrichten mehr vorfinden.

Es bestanden seit dem 16. Jahrhundert Eisenhütten am neuen Gefäß, bei Gellershausen, (die Schlacken dieser Hütte wurden noch 1806 verwaschen), bei Elleringhausen, aufm Stryck, am Dommel, bei Eilhausen, an der Orpe, bei Mühlhausen, Adorf und Berich. 1695 waren 12 Hütten und 50 Hammerfeuer hier im Lande in Betrieb. Von allen diesen Hütten und Hämmern existiren jetzt nur noch die Bericher Hütte und die schon lange ruhende Bornsberger Hütte bei Adorf. Hämmer werden noch betrieben an der Orpe, bei N. Werbe, Kleinern, Neubau, Willingen und auf der Herrnwiese, sowie ein Waffenhammer bei Wetterburg und ein Drathzug rc. bei Braunsen. Ein Blechhammer bestand früher in Cülte. Zur Zeit des vorzüglichsten Flors der Hütten, 1611, ward eine Hütten- und Hammer-Ordnung promulgirt.

Glashütten haben unseres Wissens hier im Lande nie existirt. 1588 beabsichtigten die Gebrüder Gundelach aus Großalmerode ein solches Etablissement bei der Banfe anzulegen und erhielten dazu

auch ein Privilegium, jedoch kam die Sache nicht zu Stande.

Erörterungen über sonstige in unserem Lande vorfindliche nutzbare Fossilien und dgl., über Salzsiedereien, Mineralquellen, Kalkbrennereien, Ziegeleien und Töpfereien behalten wir uns für die folgenden Hefte dieser Zeitschrift vor.

Der Eisenberg bei Corbach.

Auf einem der höchsten Berge unseres Vaterlandes thronte vor Jahrhunderten ein stattliches Schloß, von einem Geschlechte bewohnt, welches rauh und stark war, wie das Metall, von dem Berg und Schloß den Namen trugen.

Eisenberg war sein Name: nicht weil Heinrich der Eiserne, Graf von Waldeck, die Burg erbaute, noch viel weniger von der Göttin Isis also genannt, welche unsere Altvordern schwerlich kannten, als der Berg selbst schon diesen Namen trug; sondern von dem Eisen, welches er reichlich enthielt.

Fast unermeßlich ist auf der Höhe des Berges der Aussicht weiter Raum; aber ich wage es um so weniger dieselbe zu beschreiben, da jeder, der sich einmal an ihr erfreut hat, sehr leicht die reichhaltigste Beschreibung für ungenügend halten möchte. — Auch glaube ich annehmen zu dürfen, daß der größte Theil meiner verehrten Landsleute, namentlich die, welche das Gymnasium in Corbach besuchten, den Berg schon bestiegen und jenen großartigen Anblick genossen haben, weshalb ich lieber zu der Geschichte der Burg selbst übergehen will.

Eine ausführliche zusammenhängende Angabe aller das Schloß betreffenden Data wird wohl Niemand erwarten, da die Nachrichten, welche auf uns gekommen sind, bei weitem nicht zureichen, außerdem auch zu sehr zersplittert sind und nur mit Mühe gesammelt werden können. — Was ich erhalten habe, gebe ich hier wieder, und bitte mich wegen etwa vorkommender Mängel zu entschuldigen.

Wann und von wem das Schloß Eisenberg eigentlich erbaut wurde, wissen wir so wenig, als wie lange es bewohnt war. Kindlinger erwähnt zwar S. 157 des Isinberges, woraus man allerdings folgern könnte, daß damals (1126) bereits ein Castell oder sonst ein Burgbau auf dem Berge gestanden habe: bestimmt kommt Eisenberg erst im Jahre 1249 vor. Adolf II., Graf zu Waldeck, wird in jener Zeit als Burgherr angegeben, als er in gedachtem Jahre selbst unter freiem Himmel einen Landtag hielt, wobei die Bischöfe von Cöln und von Paderborn, sowie der Abt von Corvei und mehrere andere Herrn und Edle erschienen. Wichtig war dieser Landtag deshalb, weil Adolf auf demselben seiner Advocatie über das Kloster Flechtdorf entsagte.

Über zweihundert Jahre geschieht nun des Eisenbergs weiter keine Erwähnung. Wahrscheinlich wohnten die Grafen zu jener Zeit nicht dort, sondern hatten, wie das gewöhnlich war, Burgvögte daselbst,

und dann lebten sie bekanntlich auch nicht in den besten Verständnissen mit der Stadt Corbach, welche überhaupt wenig Communication mit der Burg gehabt zu haben scheint.

1475, und nicht, wie v. Klettenberg sagt, 1490 — bewohnte Graf Philipp II. den Eisenberg. Er erbaute 1487 das Observantenmönchskloster und die dazu gehörige Kirche in Corbach, und Philipp selbst, nachdem er 1524 den 26. Oct. zu Sparemberg gestorben war, wurde nebst seiner Gemahlin Katharine, gebornen Gräfin Solms († 1492) hieselbst bestattet. Nach Säcularisation dieses Klosters (1576) wurde dasselbe dem neu errichteten Gymnasium übergeben, und Graf Wolrad II. zu Waldeck ließ im gedachten Jahre am 1. Mai die Leichen seiner Ahnen ausgraben und feierlich in der Neustädter Kirche zu St. Nicolai beisetzen.

Philipp II. hielt an seinem Hofe mehrere Junker, welche oft in die Stadt gingen, wo zu jener Zeit einige adelige Familien wohnten. Auf Pfingsten 1475 war ein Graf von Wittgenstein bei Graf Philipp zum Besuch auf Eisenberg, wohin auch verschiedene zu seinem Gefolge gehörende Edelleute kamen, welche mit den waldeckischen Junkern am zweiten Pfingsttage von der Burg in die Stadt gingen, um sich die ewig trockenen Kehlen mit dem damals so berühmten Corbacher Biere zu netzen.

Johann Ritze, des Grafen von Wittgenstein

Leibknappe, bekam mit einem der in Corbach wohnenden Edelleute, Namens Otto Winter, Streit, und da sich mehrere Bürger und Burgleute des Einen oder Andern annahmen, so kam es bald zu Thätlichkeiten. Ein Corbacher, Namens Hermann v. Cratzenstein, hielt mit seinen Söhnen Hermann und Dietrich zu den Burgleuten, welches die Bürger höchlich verdroß. Hans v. Hunold und ein Junker von Ewerde verwundeten einige Bürger, Ritze wurde von Otto Winter erschlagen, und Dieter von Cratzenstein, welcher mehrere Bürger bis aufs Rathheus verfolgte, erstach sogar einen Rathsherrn hinter dem Rathstische, worauf er aber sogleich festgenommen wurde. Die beiden andern Cratzensteine, Winter, sowie alle Eisenberger entkamen glücklich. Ganz Corbach drohte Rache und obgleich Graf Philipp denen von Cratzenstein sicheres Geleit gab, wollten diese, die den Bürgern nicht trauten, lieber „Vögel in Reisern als in den Eisern", wie mein Gewährsmann sagt, bleiben. Philipp sagte der Stadt zuletzt offene Fehde an, aber erst dann, nachdem viel verwüstet, des Grafen Vettern vergeblich zur Sühne gerathen und beide Theile des Haders müde waren, brachten der Landgraf zu Hessen und der Kurfürst von Cöln einen Vergleich zu Stande, kraft dessen die Burgmänner, sowie alle Cratzensteine, wieder frei und ungehindert die Stadt beziehen konnten, und alles Vorgefallene vergessen sein sollte.

Philipp II. ist überhaupt merkwürdig, weil er, als Stifter der ältern Eisenbergischen Linie, als eigentlicher Stammvater der jetzt einzig und allein blühenden jüngeren Wildungischen Linie betrachtet werden kann. Er gab im Jahre 1480 den Goldgräbern zum Eisenberge die ersten Gesetze, bestellte einen Corbacher, Namens Conrad Leusmann, zum Bergmeister und später den Ritter Friedrich v. Twiste zum Bergvogt, gab auch den vierten Theil des Goldzehntens den Landgrafen zu Hessen für sich und ihre Nachkommen. Seit 1500, wo der Graf nicht mehr auf Eisenberg hauste, hielt er Bergvögte daselbst, von denen einer aus Corbach, Namens Dietrich Münch, der Stadt einen großen Dienst leistete. Einige Bürger hatten sich nämlich in Warburg auf dem Jahrmarkte mit cölnischen Krämern entzweit, diese lauerten nun den Corbachern bei Cülte auf und mishandelten sie (daher das Sprüchwort: „Du bist noch nicht vor Cülte über"); Johann Schnügel von Hechthausen, damals cölnischer Landdrost in Westphalen, damit noch nicht zufrieden, sammelte dasselbe Jahr (1514) viertausend Knechte und 300 Reiter, um die Corbacher zu überrumpeln, welches ihm auch sicher gelungen wäre, da er die Nacht schon bis Wirmighausen gekommen war, wenn die Burgleute auf Eisenberg nicht die Verderben sprühende Rotte entdeckt hätten. Münch sprengte sogleich hinunter in die Stadt, benachrichtigte den Rath,

welcher sofort die Thore schließen, Mauern und Thürme besetzen ließ und so die Cölnischen zwang, mit langer Nase abzuziehen. Letztere wollten nämlich Alles mit Feuer und Schwert verwüsten. Dieser Tag wurde lange nachher noch alljährlich in Corbach gefeiert.

In der Landestheilung, welche der geistesschwache Philipp III. 1538 vornahm, fiel das Schloß Eisenberg an Wolrad II. und Otto VII., von denen Ersterer dort meistentheils seine Residenz hatte. Er ging zwar 1545 nach Eilhausen und vermählte sich dort mit der Gräfin Anastasia Güntherine von Schwarzburg, muß aber bald darauf den Eisenberg wieder bewohnt haben, indem seine meisten Kinder dort geboren sind, als z. B. 1555 Walpurg, 1559 Johann Günther und 1560 Jutta. Auch verschrieb er dieses Schloß seiner Gemahlin zum Wittwensitz, und erst nach deren Tode (1577) zog Wolrad wieder nach Eilhausen. 1563 blieb sein Sohn Wolrad III. mit mehreren deutschen Rittern in der Schlacht bei Anjou: in Corbach sowohl, als auf dem Eisenberg wurden ihm zu Ehren Exequien gehalten, wobei Anton Steinrück, Hofcaplan auf Eisenberg, eine schöne Rede hielt. Wolrad II. selbst ist merkwürdig, weil er wegen der damaligen Religionsstreitigkeiten 1548 vor Kaiser Carl V. fußfällig Abbitte thun mußte.

Nach seinem Tode fiel Eisenberg an seinen Sohn Josias, der, in diesem Schloße geboren den 18.

März 1554, auch bis an seinen Tod daselbst residirt hat. Graf Josias ließ, weil Eisenberg baufällig und zu einer größeren Hofhaltung nicht geräumig genug war, den nach Corbach zustehenden Flügel des Schlosses abbrechen und einen stattlichen Bau, mit vier Thürmen an den Ecken, sowie ein anderes Haus für die Dienerschaft neu aufführen. Josias Söhne, Wolrad und Christian, stifteten, Ersterer die 1692 mit Georg Friedrich ausgestorbene neue Eisenbergische, Letzterer die noch blühende Wildungische Linie. Wolrad wurde am 7. Julius 1588 auf dem Eisenberge geboren, und obgleich Josias sich nicht wohl befand, so hielt er doch am 4. August eine solenne Kindtaufe auf der Burg, wozu viele Gäste geladen wurden, welche dem Neugebornen zu Ehren manchen Humpen leerten. Tags darauf zogen sämmtliche Corbacher Schüler vor das Schloß und führten geistliche Stücke mit Musikbegleitung auf, wobei der Graf, obschon leidend, doch zugegen war. Nach dem 6. August ließ er zur Belustigung der anwesenden Herrschaften ein wildes Schwein auf dem Burghofe hetzen, welches er aus dem Fenster mit ansah; doch konnte er am Abend dieses Tages nicht mehr an Tafel gehen, sondern fiel erschöpft auf seiner Gemahlin Bette, woselbst er nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab, keineswegs aber in Folge übernommenen Trunks, da er vielmehr von jeher ein Muster von Mäßigkeit gewesen war. Seine

Gemahlin bewohnte den Eisenberg, bis sie sich 1592 zum andern Male mit einem Grafen von Erbach vermählte, wogegen sein Sohn Wolrad meistens hier seinen Aufenthalt hatte, wenigstens in seiner letzten Lebenszeit. Er starb 1640 auf diesem Schlosse.

Im Jahre 1621 überfielen Landgraf Moritz von Hessen und sein Sohn Wilhelm mit 8000 Mann zu Roß und zu Fuß die Grafschaft Waldeck und belagerten sowohl Corbach als den Eisenberg, indem sie zugleich die ganze Gegend verheerten. Graf Wolrad hielt sich eine Zeitlang, mußte aber, da alle Hülfe ausblieb und die Hessen einen Hauptsturm unternahmen, des Nachts bei stürmischem Wetter das Schloß verlassen, wobei seine Gemahlin, eine geborne Markgräfin von Baden, einen Muth zeigte, der manchen Krieger beschämte. Von ihrem Gemahl getrennt, ihre beiden Söhne, Philipp und den nachmals berühmt gewordenen Georg Friedrich an der Hand, floh sie, Sturm und Wetter nicht achtend, in derselben Nacht bis Canstein und Tags darauf nach Arolsen. Wolrad ließ, obgleich er nicht mehr dort wohnte, den Eisenberg wieder ausbessern, als auch die Cölner einen Zug dahin unternahmen, um die Burg zu nehmen. Die Besatzung hielt sich aber so gut, daß die Cölner, nachdem sie in ihrer barbarischen Wuth alle Felder verwüstet hatten, abziehen mußten. In der Theilung unter Wolrads Söhnen erhielt Philipp der Ältere den Eisenberg,

woselbst er jedoch selten wohnte. Er blieb in der Schlacht bei Tabor in Böhmen 1645.

Heinrich Wolrad Graf zu Waldeck, ein jüngerer Sohn Philipps — geboren 1642 den 28. März, gestorben 1664, ohne Kinder zu hinterlassen — war der Letzte, welcher das Schloß Eisenberg bewohnte; denn obgleich er es seiner Gemahlin zum Wittwensitz bestimmte, so blieb diese doch nicht lange mehr daselbst, sondern zog nach Arolsen. Anfangs wohnten die gräflichen Amtmänner noch auf dem Eisenberge. Da aber in der Stadt Corbach zwei herrschaftliche Höfe waren, so wurden diese zu Wohnungen jener Beamten eingerichtet. Unter der Regierung Anton Ulrichs kommt Eisenberg, namentlich 1711 schon, als herrschaftliche Meierei vor. Dieser glorwürdige Fürst projectirte einen Schloßbau in Corbach selbst, wozu schon der Anfang gemacht war. Da er sich aber mit der Bürgerschaft über mehrere Punkte nicht vereinigen konnte, so unterblieb der Bau, welcher, nach den noch vorhandenen Rissen zu urtheilen, der Stadt zur größten Zierde gereicht haben würde.

Wilhelm Schäffer, genannt Dilich, liefert in seiner hessischen Chronik, Ausg. 1602, eine Ansicht der Stadt Corbach, auf welcher Eisenberg ebenfalls erscheint, wie es nämlich vor der hessischen und cölnischen Invasion ausgesehen. Dieselbe Ansicht liefert Matthäus Merian in Martini Zeileri Topographia Hassiae et vicinarum regionum, desgl.

Varnhagen in Knipschilds Corbachischer Chronik. So schätzbar indeß diese Blätter in Hinsicht auf Alterthum sind, so wenig Kunstwerth haben sie, indem der Eisenberg viel zu nahe bei der Stadt erscheint, sowie der Klusenberg, obgleich Galgen und Rad gewissenhaft seine Bestimmung anzeigen, zu hoch angegeben ist.

Daß von dem Schlosse nichts mehr übrig ist, erklärt sich leicht, wenn man die letzten Belagerungen, die Verheerungen durch Sturm und Wetter und die noch größere Zerstörungswuth menschlicher Hände bedenkt, welche manches Alterthum, manche Ruine, sonst einer ganzen Gegend zur Zierde gereichend, vernichteten um — einen Schafstall zu bauen, wie dieses namentlich von dem Eisenberge gilt.

Noch einmal und zwar im Jahre 1831 trug der ehrwürdige Berg die Urenkel seiner früheren Bewohner, indem unser jetzt regierender Fürst mit seiner Familie und seinem ganzen Hofstaate auf dessen Höhe ein frohes Mahl hielt, wozu die Stadt Corbach Lauben, Gänge und andere passende Einrichtungen gemacht hatte.

Arolsen im Junius
1836.

Alfred Vark.

Beiträge zur medicinischen Volksaufklärung.

II.

(S. Heft I. S. 23.)

Wenn die Medicin diejenige Achtung und Schätzung, worauf sie Anspruch macht und bei Behauptung ihres wahren Standpunktes machen darf, heutiges Tages nicht findet, so verdankt sie diese Ungunst hauptsächlich zwei Umständen, welche sich einander wechselsweise wie Ursache und Wirkung bedingen. Das Publikum verlangt Anderes und mehr, und die Geschäftigkeit der Ärzte verspricht Anderes und mehr, als die Heilkunde zu leisten vermag. Mit den Versprechungen wachsen dann die Ansprüche, mit den Ansprüchen die Versprechungen.

Es steht hier nicht zu erörtern, wie dieses Verhältniß, bedingt durch den Gang der Entwickelung, welchen unsere Wissenschaft seit Hippokrates genommen hat, allmählig ein nothwendiges geworden zu sein scheint; unzweifelhaft aber bleibt es: daß die Medicin, jemehr sich ihr Umfang durch Wahrnehmungen, Beobachtungen, Erfahrungen, Entdeckungen, Schulbegriffe und Lehrsätze erweitert, um somehr von

ihrer hippokratischen Einfachheit und zugleich von ihrem natürlichen Standpunkte sich entfernt hat.

Welches ist denn ihr natürlicher Standpunkt und welches sind die Grenzen ihrer Wirksamkeit?

Es ist oben (Heft I. S. 37 dieser Zeitschrift) gesagt worden: die Heilkunde sei der Inbegriff derjenigen Kenntnisse, wodurch wir in den Stand gesetzt werden, Stoffe und Kräfte der Natur als Heilmittel zur Herstellung des in der Krankheit gestörten Gleichgewichts der organischen Verrichtungen anzuwenden. Forschen wir nun, auf welche Weise die Medicin ihre Aufgabe zu lösen vermag.

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß kleine und große Krankheiten von selbst wieder verschwinden, und daß völlige Genesung eintritt ohne alle Beihülfe von Heilmitteln und ohne die Mitwirkung solcher äußeren Umstände, denen wir irgend einen bemerklichen Einfluß auf den Erfolg der Wiederherstellung zuschreiben können. Es wäre dieses nicht möglich, wenn nicht in den lebenden Organismen selbst eine Kraft läge zur Ausgleichung krankhafter Störungen. Denn hat auch die erste und unmittelbare Wirkung einer äußeren Schädlichkeit längst aufgehört, so braucht deshalb doch die durch sie veranlaste Krankheit nicht aufzuhören. Der verletzende Körper kann entfernt, das genossene Gift entleert worden sein und dennoch dauert der dadurch angeregte Krankheitsproceß fort. Nicht also bloß durch Verschwinden oder Beseitigung

der äußeren Ursache erfolgt (in der Regel) die Genesung, sondern durch die innere, in dem Organismus selbst wirkende Thätigkeit, welche von den Ärzten unter dem Namen der Heilkraft der Natur (Vis medicatrix naturae) verehrt wird. Diese wohlthätige Kraft ist indessen nicht eine besondere, dem belebten Körper zum Behufe der Heilung eigens verliehene, sondern die Lebenskraft oder das individuelle Leben selbst, wie es in seinen mannigfaltigen Formen und Richtungen sich offenbart. Die Behauptung ihrer individuellen Selbstständigkeit und Integrität ist nemlich der eigenste Trieb, der unterscheidende Charakter und das eigentliche Wesen lebender Organismen und ihr steter Kampf gegen die Einflüsse der Außenwelt, unter dessen Bilde wir oben (Heft I. S. 34 und 35) das Leben vorstellten, nur der Ausdruck dieses Wesens. Das Leben selbst also übt jene Heilkraft der Natur und stellt sich den feindseligen Angriffen der Außenwelt kämpfend und siegreich entgegen, so oft es die von außen bewirkte Störung seines harmonischen Gleichgewichts, die Krankheit, durch Verwendung der dem störenden Impulse entgegengesetzten Thätigkeiten wieder ausgleicht und bewältigt.

Die Wachsamkeit und Wirksamkeit dieser sogenannten Naturheilkraft nehmen wir täglich im Kleinen und Großen wahr. Ein Sandkorn berührt unser Auge. Der Schmerz, den wir zuerst empfinden,

benachrichtigt oder alarmirt gleichsam die wachsamen Heilkräfte, und alsbald strömt aus den Thränenorganen eine Flüssigkeit herbei, um das Sandkorn aus dem Bereiche seines feindlichen Einfalls wegzuspülen. Ein Splitter dringt in unser Fleisch. Abermals ist es der Schmerz, auf dessen Meldung sich der Strom der Säfte um den fremden Körper andämmt und es entsteht unter den Erscheinungen von Geschwulst, Hitze und Röthe Entzündung und Eiterung, wodurch zuletzt der Splitter wieder ausgestoßen wird. — Ein unverdaulicher Stoff belästigt den Magen. Er würde vielleicht eine schwere Krankheit verursachen, würde er nicht durch die Naturheilkraft, indem sie die regelmäßige, sogenannte wurmförmige Bewegung des Darmkanals von oben nach unten, in die entgegengesetzte von unten nach oben umändert, auf dem kürzesten Wege durch Erbrechen weggeschafft.

Höchst reich ist das Leben an Hülfsmitteln zur Wiederherstellung des in der Krankheit gestörten Gleichgewichts der organischen Verrichtungen. Es erreicht seinen Zweck nicht bloß durch Entfernung der äußeren Krankheitsursache, sondern auf vielen andern Wegen; hier durch Bewirkung heilsamer Schweiße, Diarrhöen, Blutflüsse und andere Ausscheidungen von Urin, Galle, Speichel, Schleim rc., dort durch Ausschläge, Abscesse oder durch Ablagerung erdartiger Stoffe; hier durch Erregung sogenannter

stellvertretender — vicariirender — Thätigkeiten, dort sogar durch convulsivische Erschütterungen der Muskeln. Ja, viele Zustände, welche wir Krankheiten nennen, sind eigentlich nichts anders, als Ausdrücke des Strebens und der Wirkungen der Naturheilkraft zur Besiegung krankhafter Verhältnisse. So z. B. Gicht und Hämorrhoiden, welche ihren Grund in einer durch den Überschuß gewisser Stoffe bedingten krankhaften Beschaffenheit der Säfte haben. Unter den Symptomen der genannten Krankheiten werden diese Stoffe ausgeschieden, und es kehrt alsdann auf kürzere oder längere Zeit das vorher gestörte Wohlbefinden wieder zurück. Selbst das Fieber ist in den meisten Fällen nur der Ausdruck des gegen eine Krankheit erregten Kampfes der organischen Kräfte. Am Auffallendsten zeigt sich dieß bei den hitzigen fieberhaften Ausschlagskrankheiten, den Blattern, den Masern, dem Scharlach u. s. w. Hier, wo ein wirklicher Vergiftungsproceß statt findet, würde der eingedrungene, dem Leben feindliche, giftige Ansteckungsstoff, welcher in dem Körper, der ihn aufgenommen hat, gleich einem Samen seine Keime entwickelt, den Organismus zerstören, wenn dieser ihn nicht auf eigenthümliche Weise wieder auszuscheiden vermöchte. Es entzündet sich dann oft ein Kampf auf Leben und Tod, woran alle Theile des Organismus Antheil nehmen und der im glücklichen Falle mit der Absetzung des eingedrungenen Giftes nach

außen auf die Oberfläche des Körpers, uud mit der gelungenen Befreiung und Reinigung des letzteren endet.

Die Ansicht von den Heilbestrebungen der Natur und der durch sie bewirkten Krankheitsheilung hat schon der Vater der Medicin, Hippokrates, aus treuer Naturanschauung und Beobachtung der Vorgänge in Krankheiten geschöpft, und es gründet sich darauf die das Wesentliche der hippokratischen Heilkunde begreifende Lehre von der Rohheit, der Kochung und der kritischen Ausscheidung der Krankheitsmaterie. Oft schien sie im Laufe der Zeit in dem zusammen gehäuften Vorrathe von Materialien für die Heilkunde unterzugehen und vergessen zu werden, während die wahrhaft großen praktischen Ärzte aller Zeiten ihr als Richtschnur ihres Handelns huldigten. In unsern Tagen endlich scheint sie wieder die Grundlage der wissenschaftlichen deutschen Medicin zu werden, wenn gleich der Haufe curirender Ärzte sie in der Ausübung noch wenig beachtet. Seltsam genug wird die Heilkraft der Natur von den Homöopathen geleugnet, von den sogenannten Allopathen hoch gepriesen; da doch jene, welche ihre Kranken mit einem Nichts behandeln, ihre Erfolge ihr allein zu verdanken, diese hingegen, wenn sie ihre Patienten oft mit Arzneien gleichsam überschütten, ihr ganz und gar nicht zu vertrauen scheinen.

Nicht bloß da, wo eine Krankheit sich selbst über-

lassen bleibt, wo ihr Verlauf durch kein ärztliches Einwirken modifizirt, geändert oder abgekürzt wird, sondern auch überall, wo die Genesung nach Anwendung von Heilmitteln eintritt, erfolgt sie durch die Thätigkeit der dem Organismus inwohnenden Kräfte und es gibt im wahren Sinne keine andere als Naturheilungen.

Die Dinge, welche wir als Heilmittel gebrauchen, sind es nur dadurch und wirken überhaupt nur in sofern, als sie die Lebensthätigkeit des Organismus in gewissen Richtungen führen und zu gewissen Äusserungen bestimmen; sie wirken also nicht geradezu und unmittelbar auf die Krankheit, sondern zunächst auf die lebendigen Kräfte und fördern die Heilung dadurch, daß sie diese zu Thätigkeitsäusserungen veranlassen, welche die gestörte Harmonie der Verrichtungen wieder herzustellen und somit die Gesundheit zurückzuführen vermögen.

Die Anerkennung der Wahrheit, daß Arzneien nicht direct auf die Krankheit, sondern nur mittelbar durch Erregung der inneren Lebensthätigkeiten, oder, was gleichbedeutend ist, durch Förderung, Anregung und Leitung der Naturheilkraft wirken, muß nothwendig die Anforderungen an die Heilkunst in gewisse natürliche Schranken zurückführen; sie sollte auch ebenwohl die Ärzte über das Maß und die Grenze ihrer Thätigkeit belehren und einen jedenfalls heilsamen und wahrhaft nothwendigen Einfluß auf ihre

Praxis gewinnen. Mag immerhin die Heilkunde ihr mittelalterliches Zauberdunkel, worin sich leider so gern ihre Priester einhüllen, verlassen, es muß gesagt werden: daß sie Nichts ohne die Heilkraft der Natur und nur durch diese Etwas vermag. In unserm Herzen und in unserer Überzeugung leben Baglivi's Worte:

„der Arzt, ein Diener und Dolmetsch der Na-
„tur, was er auch trachte und thue, gebietet
„der Natur nicht, wenn er der Natur nicht
„gehorcht." *)

Der natürliche Standpunkt der Medicin wäre also neben der Heilkraft der Natur und die Grenzen ihrer Wirksamkeit wären erst da, wo diese Heilkraft zu wirken aufhört; denn wo sich sogar die Gewißheit findet, daß der Zweck der Heilung auf keine Weise zu erreichen steht, kann die Heilkunde zwar nicht mehr heilen, aber doch noch erleichtern, solange die Lebenskraft nur noch erregbar ist.

Heilt aber die Natur selbst und nur sie allein Krankheiten, wozu dann, wird man fragen, Heilkunde, Ärzte und Arzneien? Die Antwort auf diese Frage ist bereits angedeutet worden.

Alles, was auf den Organismus wirkt, mithin auch jedes Arzneimittel erregt gewisse Thätigkeitsäus-

*) **Medicus naturae Minister, et Interpres, quicquid meditetur et faciat, si naturae non obtemperat, naturae non imperat. Baglivii Opera Cap. I. D. 1.**

ſerungen. Hierin liegt die Möglichkeit auch ſolche Thätigkeitsäuſſerungen zu bewirken, wodurch eine vorhandene Krankheit entfernt werden kann.

Nicht immer ſind die Heilbeſtrebungen der Natur oder die Gegenwirkungen (Reactionen) gegen die Krankheit der Art, daß dadurch der Zweck erreicht wird. Oft ſcheinen ſie ganz zu fehlen, oder ſind zu ſchwach und müſſen durch die Kunſt erſt angeregt und verſtärkt werden; oft zeigen ſie ſich, wie z. B. bei der Waſſerſcheu, erſt zu einer Zeit, wo Heilung nicht mehr möglich iſt; am öfterſten aber ſind ſie zu heftig und ſtürmiſch und es wird dann die Thätigkeit einzelner Syſteme und Organe zu einem ſolchen Grade geſteigert, daß dadurch ſelbſt wieder die Harmonie des Ganzen geſtört und ein neuer in vielen Fällen tödtlicher Krankheitszuſtand begründet wird. Denn da die Krankheit eine durch das Sinken oder durch das Vorherrſchen einer einzelnen Lebensthätigkeit bedingte Störung des Gleichgewichts und harmoniſchen Zuſammenwirkens der organiſchen Verrichtungen zum Zwecke des Ganzen iſt, ſo kann natürlich auch die im Kampfe gegen eine Krankheit über das ihr zukommende Maß erhöhte Thätigkeit jenes Gleichgewicht ſtören und ſomit ſelbſt wieder Urſache einer Krankheit werden. So geſchieht es dann, daß in dem ſtürmiſchen Verlaufe der Krankheit die ihr angehörigen Symptome mit den durch die Gegenwirkung erzeugten zu einem Ganzen

zusammen schmelzen, in dessen Bilde die Züge der ursprünglichen Krankheit von denen der Reaction kaum zu unterscheiden sind.

Es ist hier nicht der Ort und es gestatten es die Kräfte des Verfassers nicht, diesen wichtigsten und schwierigsten Gegenstand der Medicin weiter auszuführen. Hier liegt die gefährlichste Klippe für den Arzt, der nicht nur die Symptome der Krankheit von denen der Gegenwirkung, sondern Beide noch von den sogenannten consensuellen, d. h. denjenigen Erscheinungen zu unterscheiden hat, welche aus einer gewissen Gemeinschaft entfernter und verschiedenartiger Organe und Verrichtungen hervorgehen. *)

Wir haben oben einige einfache Fälle von Naturheilungen betrachtet; sehen wir nun, wie in denselben Fällen unter gewissen Umständen die Kunst verfahren wird.

*) Beispiele mögen dieses erläutern. Die gewöhnlichen Symptome nach Ueberladung des Magens mit schweren, unverdaulichen Speisen sind Druck in der Magengegend, Reiz zum Erbrechen und Kopfschmerz. Hier ist der Schmerz das der Krankheit, der Brechreiz das der Gegenwirkung gehörige, das Kopfweh aber ein consensuelles Symptom. Der rationelle Arzt wird in diesem Falle, der Heilbestrebung der Natur entsprechend, ein Brechmittel reichen, nicht aber den Magenschmerz allenfalls mit Opium dämpfen, oder kalte Kopfumschläge verordnen. Wirkliche, s. g. idiopathische Kopfkrankheiten dagegen sind oft auch mit consensuellem Erbrechen verbunden. Hier wird der Arzt letzteres nicht berücksichtigen und nur die Kopfkrankheit behandeln.

Gewiß vermag der bloße Zufluß von Thränen nicht immer den fremden Körper aus dem Auge zu entfernen. Es folgt dann als weiteres Heilbestreben, Entzündung und Eiterung, wodurch zuletzt das Auge von dem fremden Reize wieder befreit wird. Der Arzt aber wartet nicht bis zum Eintritt dieser zweiten Reactionsperiode, er verhütet sie vielmehr durch zeitige Wegnahme des eingedrungenen Gegenstands. Ist aber Entzündung und Eiterung bereits erfolgt, so dauern diese Zustände, obgleich Resultate des Heilbestrebens der Natur, nunmehr dennoch auch nach Entfernung des fremden Körpers als selbstständige Krankheitszustände fort und erfordern nun eine weitere ärztliche Behandlung. Dasselbe gilt von dem in's Fleisch gedrungenen Splitter. Auch ihn entfernt der Arzt vor dem Eintritte der Entzündung und verhindert dadurch, daß die dem Heilzwecke der Natur dienenden Gegenwirkungen nicht selbst wieder Krankheiten werden. Im dritten Falle unterstützt er die Heilbestrebungen des Organismus durch ein Brechmittel, um die den Magen belästigenden Stoffe sicherer und schneller zu entleeren. So bewirkt der Arzt in vielen Fällen die Heilung durch bloße Wegräumung der die Krankheit veranlassenden Ursache, welches der Natur ohne einen großen und immer bedenklichen Aufwand ihrer Heilkräfte sobald nicht würde gelungen sein. Oft weiß der Arzt schon bei der Entstehung einer Krankheit, daß im weiteren Verlaufe Zustände

eintreten werden, welche, obgleich Erfolge der organischen Heilbestrebungen, dennoch das Leben aufs Höchste gefährden. Er muß dann Alles aufbieten zur Verhütung dieser Zustände. So sucht sich z. B. die Natur beim Croup, dieser bekannten, gefürchteten Krankheit, eines krankhaften Reizes im Kehlkopfe oder der Luftröhre durch Ergießung einer gerinnbaren (plastischen) Lymphe zu entledigen, diese Lymphe aber gerinnt zu einer Haut, welche die Luftwege verschließt und den Tod durch Erstickung herbeiführt. Der Croup ist nur deshalb eine Krankheit, welche ohne die Anwendung von Arzneien selten oder nie mit Genesung endet, weil das von der Natur gebrauchte Heilmittel selbst zur tödtlichen Krankheit wird. Gleiche Bewandniß hat es wohl auch mit der Wassersucht der Gehirnhöhlen und anderer edlen Theile, mit den Ergießungen von seröser Flüßigkeit in die Brust- und Bauchhöhle nach Entzündungen des Rippen- und Bauchfells, sogar mit der Lungenschwindsucht und den Vereiterungen innerer Organe ꝛc.

Mögen diese Beispiele zum Beweise genügen, daß die Medicin neben und mit der Heilkraft der Natur eine sehr wirksame und segensreiche Thätigkeit üben kann. Zwar geschieht jede Heilung nur durch die Kräfte der Natur, aber der Arzt, der ihr Diener und Dolmetsch zu sein versteht, vermag diese Kräfte zum Wohle seiner Kranken, wo es erforderlich, zu wecken, zu zähmen, zu ordnen und zu leiten.

Nur da, wo die Gegenwirkung der Natur aufhört und nicht wieder erweckt werden kann, oder wo sich, ungeachtet des Fortbestehens der Gegenwirkung die Unmöglichkeit der Heilung ergibt, hört auch die Wirksamkeit der Heilkunde, im letzteren Falle aber nur in sofern auf, als sie auf den Zweck der Heilung verzichten muß. Dieß ist namentlich bei der Cholera der Fall, wenn sie, wie oft geschieht, die Lebenskräfte so plötzlich und mit einemmal lähmt, daß auf die Anwendung der stärksten Reize keine Gegenwirkung, sondern in wenigen Stunden der unabweisbare Tod erfolgt. Auf dieser furchtbaren Höhe ist das Übel für die Kunst nicht mehr erreichbar, aber es gelingt ihr in vielen Fällen die Krankheit, wenn nur deren erste, oft leise Schritte nicht unbemerkt bleiben, auf ihrem Wege aufzuhalten und zu verhüten, was nicht geheilt werden kann. Auch in den gelindesten Formen der Cholera zeigt sich das Reactionsvermögen selbst der stärksten Personen gleich Anfangs ganz ungewöhnlich geschwächt und muß daher von der Kunst zu einer Zeit angeregt werden, wo es noch anzuregen ist. Auf die Anerkennung dieser Wahrheit gründen sich die neuerlich im Königreiche Baiern und anderwärts gegen die Seuche getroffenen Anordnungen, deren Wohlthätigkeit ohne Zweifel die Erfahrung bestätigen wird.

Versuchen wir nun aus dem bisher Vorgetragenen einige Folgerungen zu ziehen, welche auf das prak-

tische Handeln der Ärzte Einfluß haben oder doch haben sollten und worüber wir jedenfalls die Laien unter unsern Lesern aufklären möchten.

Zunächst ist es klar, daß die Darreichung von Arzneien in allen den Krankheitsfällen überflüßig sein muß, wo die Heilkraft der Natur auf eine dem Zwecke der Heilung völlig angemessene Weise thätig ist. Eine durchaus normale Gegenwirkung des Organismus gegen einen Krankheitszustand kann durch kräftige, stark wirkende Arzneien entweder nur übermäßig gesteigert, oder ungewöhnlich geschwächt, oder in der besonderen Art und Weise ihrer Thätigkeit (qualitativ) abgeändert werden, und es muß somit jedes thätigere Eingreifen des Arztes nothwendig den von der Natur eingeleiteten Heilungsproceß stören. Dürfte sich doch hier zum Nutzen und Frommen der Kranken die ärztliche Thätigkeit auf Abwehrung schädlicher Einflüsse, auf sorgfältige Ordnung der diätetischen Verhältnisse, auf getreue Beobachtung des Krankheitsverlaufs, mit einem Worte auf guten Rath und auf gute Aufsicht beschränken! Von der Entbehrlichkeit gleichgültiger und unwirksamer, so wie von der Schädlichkeit heftig wirkender Arzneien in dergleichen Krankheitsfällen ist jeder einsichtige Arzt überzeugt und dennoch leider nur zu oft zum unnöthigen Rezeptschreiben gezwungen, weil es der Kranke nicht anders haben will, der ohne das nicht gesund zu werden glaubt und die Unthätigkeit des

Arztes für Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit und Nachlässigkeit hält. Dem aufrichtigen und gewissenhaften Arzte ist solche nichtige Geschäftigkeit ein Greuel; er fügt sich ihr nur mit innerem Widerstreben; der currente Charlatan pflügt und erndtet am liebsten auf dem Felde der Vorurtheile. Er verordnet Arzneien unnöthiger Weise und behandelt kleine Übel mit großer Wichtigkeit, um den Ruhm der Heilung, welcher der Natur gebührt, sich zuzueignen. Wie oft hört man nicht die Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit eines Arztes mit dem beigefügten Tadel loben: er sei in leichten Krankheitsfällen nicht thätig genug und zu sparsam mit Verschreiben und Krankenbesuchen! — und doch ist es in der That ein Trost, daß es noch solche Ärzte gibt, welche den Schein der Thätigkeit verschmähen, wo sie, ohne gewissenlos zu handeln, nicht thätig sein können. Glaubt ihr an die Gewissenhaftigkeit eures Arztes, so überlaßt ihm auch das Urtheil über Nothwendigkeit und Zahl seiner Rezepte und Besuche! Messet nicht mit der Elle den Werth seiner Bemühungen, und vertrauet lieber dem, der mit seinen Mitteln karg Haus hält, als demjenigen, der, ein Trost der Feigen, ein Liebling der Frauen Basen, ein Hort der Apotheker, aber ein Feind eures Säckels, mit Händen und Füßen praktizirt, gegen jedes Übel ein gepriesenes Mittelchen in Bereitschaft hat und den Erfolg seiner Praxis nur nach den Thalern, Groschen und Pfennigen seiner

Einnahme abschätzt! Wohl seinen Kunden, wenn er nur sie täuscht, wenn er ihnen nur unschuldige Dinge verordnet und der Natur ihren Lauf läßt; wehe aber, wenn er sich selbst täuschend die Bedeutung der natürlichen Heilbestrebungen verkennt, und gegen jedes ihm aufstoßende Symptom mit scharfen Waffen zu Felde zu ziehen sich berufen glaubt.

Es sind hier, wir wiederholen es, nur solche Fälle genannt, wo die Naturheilkraft auf ganz dem Zwecke der Heilung entsprechende Weise thätig ist, wo eben deshalb der Arzt nur ruhiger Zuschauer und aufmerksamer Beobachter sein kann und muß. Darum ist in solchen Fällen sein Rath und Zuspruch nicht minder wünschenswerth und wohlthätig, indem er die äußeren Verhältnisse des Kranken, Diät und dgl. zweckmäßig ordnet, Schädlichkeiten, welche den Erfolg der Naturbestrebungen gefährden, fern hält, und für den nur von ihm zu erkennenden Nothfall auch mit wirksamen Heilmitteln gerüstet am Krankenbette steht.

Ferner ist es klar, daß auch dann die Darreichung von Arzneien erfolglos und deßhalb überflüßig sein müßte, wo die Empfänglichkeit des Organismus für dieselbee und somit auch die Möglichkeit, ihn zu Gegenwirkungen zu erregen, erloschen wäre. Ein gänzlicher und allgemeiner Mangel der Reizbarkeit und Reaction widerspricht dem Begriffe des lebendigen Organismus und kann nicht einmal im Scheintode angenommen werden; denn sonst würde die Erwek-

kung aus ihm unmöglich sein. Aber es gibt Zustände, wo die Erregbarkeit entweder in einzelnen Organen, oder auch im Ganzen so sehr vermindert ist, daß wir durchaus keine Gegenwirkung auf unsere Arzneimittel mehr erwarten dürfen, und es gibt wieder andere Zustände, wo wir bei fortdauernder oft sogar bei erhöhter Reizbarkeit und bei steter und lebhafter Spannung der organischen Thätigkeiten dennoch mit Gewißheit die Erfolglosigkeit aller natürlicher und künstlicher Bestrebungen zum Zwecke der Genesung voraussagen können. Ersteres findet gewöhnlich kürzere oder längere Zeit vor dem Tode statt, wenn die vorausgegangene Krankheit nicht ganz unvermuthet durch Schlagfluß und dgl. tödtet, Letzteres fast überall da, wo edle Organe durch einen in ihnen waltenden Krankheitsproceß in ihrer Form und Mischung umgewandelt oder zerstört werden, wie bei eiterigen Schwindsuchten, sogenannten organischen Fehlern und dgl. und den davon abhängenden Folgekrankheiten, als Wassersuchten u. s. w. Wir haben hier überhaupt alle anerkannt unheilbaren Zustände im Auge, selbst wenn sie nicht sofort oder auch gar nicht den Tod zur Folge haben.

So schwierig auch oft das sichere Urtheil über Heilbarkeit und Unheilbarkeit einer Krankheit ist, und so oft wir sogar in verzweifelten Fällen durch einen unerwartet glücklichen Erfolg wahrhaft überrascht werden, so soll doch der Arzt, sobald einmal der tödt-

liche Ausgang oder die Unheilbarkeit eines Übels entschieden ist, seinen Kranken nicht mit vergeblichen Heilversuchen quälen. Indem er dann auf den Erfolg der Heilung verzichtet, bietet sich ihm ein anderes Feld für seine Wirksamkeit in der sogenännten palliativen Behandlung dar. Selten misglückt es ihm ganz, peinliche Zufälle zu beschwichtigen, Schmerzen zu lindern, nahe drohende Gefahren zu entfernen und überhaupt durch Wort und That beruhigend und wohlthuend auf Gemüth und Körper seiner Kranken zu wirken; ja selbst dem Tode kann er einen Theil seiner Schrecken nehmen und den letzten Lebensact — das Sterben — erleichtern, das so oft von dem Unverstande der das Sterbelager Umstehenden erschwert wird. Wahrlich auch dieses Feld ärztlicher Thätigkeit gewährt lohnende Erndte dem, der es mit Wohlwollen und Menschenliebe zu bestellen versteht!

Leider aber müssen wir gestehen, wenn wir den prüfenden Blick auf die nur zu gewöhnliche Handlungsweise der Ärzte am Bette Sterbender und Unheilbarer richten, daß sie auf solchen Lohn keinen Anspruch sich erwerben. Sie scheinen vergessen zu haben, daß der Mensch sterblich ist, denn sie erfüllen die Sterbezimmer mit ihrer geräuschvollen Geschäftigkeit und reichen den Sterbenden bis zum letzten Athemzuge den Wermuthsbecher ihrer Arzneien. Wie mancher an unheilbarer Abzehrung, Wasser-

sucht, organischen Fehlern u. s. w. Leidende wird bis an sein Ende mit den verschiedensten Heilversuchen und durch Mittel gepeinigt, über deren Nutzlosigkeit selbst die eigene Erfahrung dessen, der sie verordnet, entschieden hat. Es gibt nun einmal unheilbare Krankheiten, und durch sie soll der Arzt den Leidenden so sanft und leise als möglich hindurchführen.

Diese übertriebene ärztliche Geschäftigkeit, welche sich außerdem auch in dem steten Wechsel der Verordnungen, in dem oft so unangemessenen stündlichen Darreichen und in der höchst zusammen gesetzten Mischung der Arzneien wie noch auf andere Art äußert, muß natürlich den Laien zu Ansprüchen an die Heilkunde berechtigen, die sie nicht befriedigen kann, und je weniger und je seltener sie dieß vermag, um so mehr und um so öfter muß sie in der Meinung des Publicums herabgesetzt, und in ihrem wahren Werthe verkannt werden. Es liegt somit hierin der Hauptgrund, weshalb die Medicin die ihr gebührende Achtung und Schätzung heutiges Tages nicht findet.

Wie nun bekanntlich ein Äußerstes gern das entgegengesetzte Äußerste hervorruft, so hat jetzt auch das Übermaß einer im Verordnen großer Gaben verschiedenartiger und oft seltsam gemischter Arzneien thätigen praktischen Geschäftigkeit in der Homöopathie das gerade Gegentheil zur Folge gehabt. Während die sogenannten Allopathen ihre Patienten

mit Arzneien in der Menge von Granen, Scrupeln, Quentchen und Lothen bis zu Pfunden stündlich oder alle Paar Stunden traktiren, speisen die Homöopathen die ihrigen binnen Tagen, Wochen und Monaten mit Billions-, Trillions-, Quintillions-, ja Decillionstheilen eines Grans, d. i. mit Gaben, gegen welche ein Sonnenstäubchen ein Brocken, ein Montblanc und ein Chimborasso ist.

Die Antwort aber auf die Frage: ob es räthlicher sei, einen allopathischen oder einen homöopathischen Arzt zu gebrauchen? welche gleichbedeutend scheint mit der Frage: ob man einen oder keinen Arzt gebrauchen soll? mag der geneigte Leser, wenn er will, in dem Vorhergehenden selbst finden. Wir wollen seinem Urtheile nicht vorgreifen, preisen aber denjenigen glücklich, dessen Arzt ist, was er sein soll: — ein Diener und Dollmetsch der Natur.

Fortsetzung folgt.

K.

Einige Worte über die Fürstliche Bibliothek in Arolsen.

Nur zu oft machen wir die Erfahrung, daß uns interessante Gegenstände der Ferne bekannter sind, als die der nächsten Umgebung; wir denken gewöhnlich: das kennen zu lernen ist noch immer Zeit, und darüber geht meist das Leben hin, ohne daß wir das so nahe liegende einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt hätten.

Wenn ich auf diese Erfahrung gestützt, es daher versuche, meine lieben Landsleute mit den Schätzen der Fürstlichen Bibliothek durch das Organ dieser Zeitschrift etwas bekannter zu machen, so hoffe ich — auch wenn die Ausführung dieses Versuchs sehr hinter den Anforderungen zurückbleibt — dennoch ein, wenn auch unbedeutendes Scherflein zur Beförderung des so lobenswerthen Zweckes, welchem diese Zeitschrift sich gewidmet hat, beizutragen.

Die Bibliothek befindet sich im Fürstlichen Residenzschlosse und zwar in drei Zimmern des Erdgeschosses des äußersten rechten Flügels; früher war sie im Hauptgebäude, da wo jetzt zum Theil die Sommer-Wohnzimmer der gnädigsten Herrschaft und der

Speisesaal sind, aufgestellt. Dies Local war, da es nach Norden lag, durchaus ungünstig für die Bücher, auch zeigte sich bereits der s. g. Bücherwurm; aus diesem Grunde ließen Se. Durchlaucht der regierende Fürst das neue Local einrichten und bei der im Frühjahr 1828 bethätigten Umstellung sämmtliche Büchergefache, sowie alle sonstige Mobilien, ganz neu anfertigen, wobei durch die neue Einrichtung der Gefache (fest eingefugte Bretter gegen die sonst gebräuchlichen beweglichen), welche langjährige Erfahrung mir als die zweckmäßigste erscheinen ließ, ein großer Raum gespart wurde. Die drei Zimmer enthalten fünf verschiedene Sammlungen, nemlich

I. Die Bücher,
II. Die Manuscripte,
III. Die Kupferstiche,
IV. Die Antiken,
V. Die Landkarten.

I. Die Büchersammlung besteht aus ungefähr 30000 Bänden; sie ist, was ihre Aufstellung betrifft, größtentheils wissenschaftlich, der darüber angefertigte Katalog aber alphabetisch geordnet. Es finden sich Werke aus fast allen Sprachen der civilisirten Welt (doch ist die französische überwiegend, indem über $1/3$ der sämmtlichen Bücher dieser Sprache angehört), sowie eine sehr schätzbare Sammlung der lateinischen und griechischen Classiker und eine nicht unbedeutende Anzahl alter Drucke, worunter mehrere

zum Theil höchst seltene und kostbare Incunabeln *). Die Bücher sind fast sämmtlich in sogenannten Halbfranzband, viele davon in London und Paris, meist alle vortrefflich gebunden, auch sind kostbare Einbände in Saffian, Seide, mit Goldschnitt und Verzierungen ꝛc. häufig; nach meiner Schätzung hat das Einbinden sämmtlicher Werke mindestens 30000 Rthlr. gekostet.

Wenn gleich, aus Gründen, welche hier nicht entwickelt werden können, die Fürstliche Bibliothek in Arolsen seit einer langen Reihe von Jahren durch neue Werke nur äußerst selten bereichert worden ist, so enthält sie doch sehr vieles kostbare und seltene aus früherer Zeit, was man hier zu finden kaum glauben sollte. Auf die Gefahr hin, den geehrten Lesern dieser Zeitschrift weitläuftig und langweilig zu erscheinen, wage ich es, die ausgezeichnetesten Werke aus jeder Sprache am Schlusse dieses Aufsatzes kurz anzudeuten.

II. Die Manuscripten-Sammlung enthält über 40 Stück, unter welchen ich nachstehende als besonders merkwürdig bezeichnen mögte:

1. ein vortrefflich gehaltenes Missale, **) voll

*) Incunabeln (Wiegenzeug); mit diesem Namen bezeichnet man die seit Erfindung der Buchdruckerkunst bis zum Jahr 1500 gedruckten Werke.

**) Missale, Meßbuch, dasjenige gottesdienstliche Buch bei den Katholiken, worin alle bei der Messe gewöhnlichen Feierlichkeiten vorgeschrieben sind.

der schönsten Mignaturen, deren Farben noch so lebhaft und schön erhalten sind, als seien sie eben erst aufgetragen; es stammt aus Frankreich und ist, wahrscheinlich, aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, Ort und Jahreszahl sind nicht angegeben.

2. ein Theil der s. g. Kaiserchronik, auf Pergament, in einem sehr alten Einbande, groß Folio, mit Malereien; in der Mitte des Buches und zwar im dritten Buch der Könige, wird Rudolf von Amse (Hohen Ems) als Verfasser angegeben. Es beginnt mit „das Puech des Aufgangs“ und endigt mit „Sandt Willalm“ (von Erschaffung der Welt bis gegen das 11. Jahrhundert nach C. G.); es ist in Versen und durchaus von einer Hand geschrieben.

3. Das eigenhändig geführte Journal des hochseeligen Prinzen Christian über die Campagne von 1793.

4. Die „Ebauches de portraits“ und einige andere Werke des hochseel. Fürsten Friedrich.

5. Ein im Türkenkriege eroberter auf Pergament geschriebener Koran.

6. ein malabarisches auf Palmblätter geschriebenes Manuscript.

III. Die Kupferstiche. Der größeren und kleineren Kupferwerke sind eine beträchtliche Menge vorhanden (wohl an 500 Bände) und unter diesen durch

Seltenheit, Schönheit und Alter höchst ausgezeichnet, unter andern:

1. „le pitture antiche“ und „de Bronzi d'Ercolano e Contorni“, 7 Theile im großen Folioformat; ein Geschenk des Königs von Neapel.
2. Die Gallerie von Dresden und Versailles, jede 2 Bände groß Folio.
3. Das „Museo pio Clementino“, 5 Bände im größten Format.
4. Die „Voyage pittoresque de Constantinople et du Bosphore, par Millin,“ ein erst vor wenigen Jahren vollendetes prachtvolles Kupferwerk, 45 im größten Format trefflich gestochene Blätter enthaltend.
5. Die „Voyages pittoresques de Naples“ et de Sicile, de la Grece. la France, la Suisse etc. (von De Non etc.)“ 23 Foliobände.
6. Ein Band in groß Quart, in welchem sich unter andern 40 Original-Kupferstiche und Holzschnitte von Albrecht Dürer befinden.
7. Die „Raphael'schen Logen“; 3 Bände, 39 in hoher Vollkommenheit ausgemalte Blätter enthaltend, überhaupt sehr selten, aber besonders so überaus fleißig ausgeführt wie in diesem Exemplar wenig mehr zu finden.
8. Eine Menge Bände, worin die Kupferstiche und Holzschnitte aufgeklebt sind, in früherer Zeit,

zumeist im 17. Jahrhundert, vielleicht von den damaligen Regenten oder deren Kindern gesammelt; sie bestehen theils aus Bildnissen, darunter z. B. die berühmtesten Personen aus dem dreißigjährigen Kriege und zwar von gleichzeitigen Künstlern gestochen, theils merkwürdige Begebenheiten, Satyren, Karrikaturen ꝛc. z. B. ein Blatt, überschrieben: „Paderbornischer Wegweiser und angestellter Westphälischer Wallfahrtstag"; es ist in mehreren Abbildungen die Begebenheit dargestellt, wie Herzog Christian von Braunschweig (im Jahre 1621) die kostbare Statue *) des h. Liborius nahm. Die Erzählung ist in Versen unter dem Blatte angebracht.

Ferner ein anderes, überschrieben: „Tilly'sche Deposition nahe bei der hohen Schule Leipzig, Depositore Langen Frizio." Tilly liegt in einem kleinen Gemache auf der Erde im Sterben, neben ihm ein Tisch, worauf Helm und Handschuh, an dem darüber gebreiteten Tuche steht: „Wie die Arbeit, so der Lohn" und auf dem Kissen, worauf Tilly liegt, steht: „Herr Tilly, wie so still" und unter dem Bilde, außer mehreren Versen:

„O langer Fritz, verzeih dir Gott,
Daß Du mich hast geschlagen todt."

*) Sie soll von lauterem Gold gewesen sein und 80 Pfund gewogen haben.

Von Kupferstichen in einzelnen Blättern ist ebenfalls eine große Menge (mehrere Tausend) vorhanden; es befindet sich darunter sehr vieles Treffliche und Seltene aus allen Schulen, von alten und neuen Künstlern, z. B. J. G. Müller, Bartalozzi, Woollet, Green, Earlom, Volpato ꝛc. Ferner 37 Blätter zu Shakespeares Schauspielen, die s. g. Stanzen nach Raphael und viele andere, welche aufzuführen der Raum nicht erlaubt.

IV. Die Antiken-Sammlung besteht aus ungefähr 1500 Stück Figuren, Geräthe ꝛc. aus Erz und einigen wenigen Marmorn; sie ist von dem so kunstsinnigen als kenntnißreichen Prinzen Christian, Oheim unseres jetzigen Fürsten Durchlaucht, in Rom und Neapel gesammelt worden.

Daß und wie bedeutend die Sammlung ist, darüber haben sich Männer wie Heyne und Müller (in Göttingen), Rauch und Tiek (in Berlin) ꝛc. oft und laut ausgesprochen; einer nähern Beleuchtung und Beschreibung hat sie aber erst Gerhard (sonst in Rom, jetzt als Professor der Archäologie in Berlin lebend) gewürdigt. Er sah und prüfte die Sammlung im Sommer 1827; das Kunstblatt zum Morgenblatt (Jahrg. 1827. Nro. 87, 89 und 90.) enthält sein desfallsiges Urtheil. Der Aufsatz ist „die Antiken in Arolsen“ überschrieben; ich brauchte demnach nur auf denselben zu verweisen, wenn ich nicht zu glauben geneigt wäre, daß er von

nur sehr wenigen gelesen worden und bei uns wohl fast ganz unbekannt geblieben ist. Es möge mir deshalb vergönnt sein, einige Worte über diese Sammlung zu sagen. Gerhard, der wahrscheinlich alle dergleichen Sammlungen kennt und dessen langjähriger Aufenthalt in Italien dafür bürgt, daß er nicht leicht zu befriedigen ist, sagt von der unsrigen

1. sie dürfe keine Vergleichung scheuen,
2. daß sie reich sei an seltenen Bronzen von vorzüglicher Größe, ja selbst von kolossaler Arbeit ihrer nicht wenige besäße," und bedauert:

"daß ein solcher wichtiger Antikenschatz" selbst dem gelehrten Gerücht verschollen gehen könne.

Unter den wenigen Antiken aus Marmor befindet sich eine höchst seltene, nemlich: eine Himmelskugel, oben und unten mit einem Adler verziert, ringsum eine Binde mit den zwölf Zodiakalzeichen in gewöhnlicher Folge vom Widder bis zu den Fischen. Von dieser Himmelskugel sagt Gerhard: "es sei ein merkwürdiges **und im Vorrath antiker Marmorwerke erst das dritte eines vollständig gebildeten Zodiakus.**"

Unter den Massen von Erz-Figuren und Geräthen zeichnet Gerhard eine Menge als besonders merkwürdig und höchst selten aus, welche sämmtlich hier anzuführen zu weitläuftig sein würde; ich mache daher nur besonders auf drei aufmerksam, welche er trefflich und höchst selten nennt und sagt: "ihresgleichen

findet sich nicht leicht im römischen Kunsthandel;" diese sind: eine Knabenfigur, (welche Gerhard als Brunnengenius bezeichnet), eine Lampe mit einem Greifenkopf und eine Hekate. Ich kann mich nicht enthalten, den Schluß des Gerhard'schen Aufsatzes hierher zu setzen:

"Man pflegt zu klagen, daß Deutschland an Antiken arm sei. Diese Klage ist nicht ganz ungegründet; aber zur Entschuldigung vernachlässigten Studiums darf sie erst dann beginnen, wenn man solche Armuth in frischer Erinnerung und nach gründlicher Bekanntschaft mit den vorhandenen Denkmälern empfindet. Wir haben Gelegenheit gehabt, an einem Beispiele darzuthun, wie ein wichtiger Antikenschatz von dem kunstliebenden Sprößling eines edlen deutschen Fürstenhauses einsichtig gesammelt und kunstliebenden Beschauern an demselben Orte fortwährend zur Benutzung vergönnt, doch selbst dem gelehrten Gerücht unseres emsigen Deutschlands verschollen gehen kann. Nicht ohne vielfache Aufforderung von einer so trübseligen Erscheinung in die redseligste Verstimmung überzugehn, ziehen wir es vor, schließlich der beschränkungslosen Mittheilung jener Kunstschätze und der lehrreichen Weisung des großen Künstlers *) unsern Dank abzustatten, der jenen anmuthigen Ort seine Vaterstadt nennt."

Schluß folgt.

Aug. Speyer.

*) Rauch in Berlin.

Gespräch eines Usſel'schen Bauern und eines Försters.

Bauer. Schon oft habe ich darüber nachgedacht, was wohl der Grund sein möchte, daß wir zum freien Holzbedarf berechtigten Bauern nicht unser Brennholz im Herbst oder Frühjahr angewiesen bekommen, wie die vornehmen Leute, die dann das ganze Jahr trocknes Holz brennen können, während der arme Bauer sein Holz immer nur von Woche zu Woche angewiesen bekommt, und niemals in seinem Leben das Glück hat, trocknes Holz brennen zu können.

Förster. Weil Ihr sonst das auf ein ganzes Jahr angewiesene Holz in den ersten 8 Tagen verkaufen und dann, weil Ihr doch ohne Holz nicht leben könnt, zum Freveln genöthigt sein würdet.

B. Das also ist der Grund! Du lieber Gott! sind denn alle Bauern Spitzbuben? Habe ich zum Beispiel schon jemals Holzfrevel begangen?

F. So viel ich weiß, nicht.

B. Warum wird mir denn aber eine Wohlthat verweigert, die mir von unendlichem Werthe und dem Förster und dessen Verwaltern nicht minder nützlich sein würde?

F. Ich verstehe Euch nicht.

B. Die Sache ist doch nicht schwierig. Sie wissen, der Bauer ist gezwungen, Jahr aus Jahr ein, grünes Holz zu brennen.

F. Das weiß ich.

B. Im Winter ist der Wald mit tiefem Schnee bedeckt, die Wege dahin sind für Menschen und Vieh oft nur mit Lebensgefahr zu passiren, indem dieselben, durch zugewehte Holzwege und Schluchten, zwei bis drei Stunden in die Gebirge gehn, und viel Unglück ist auf solchen Touren schon entstanden.

F. Das Alles ist mir recht gut bekannt.

B. Statt daß der Winter eine Ruhezeit für andere Bauern ist, geht dann bei uns die Quälerei recht an. Das schrecklichste Wetter dürfen wir nicht scheuen, denn Holz müssen wir haben, und danken Gott, wenn wir in den kurzen Wintertagen, durchnäßt, halb erfroren und auf das äußerste ermattet mit dem geschundenen Viehe Abends das Dorf erreichen, um auf wenige Tage Holz zu haben.

F. Ja oft ist es eine saure Arbeit bei mannstiefem Schnee und Weselwetter.

B. Obgleich es nun Regel bei uns ist, das Zugvieh bloß wegen des Holzholens im Winter besser zu füttern, als im Sommer, so kann doch bei der grösten Anstrengung meist nur eine geringe Quantität zu Eis gefrornen Holzes geladen werden. Dieses gefrorene grüne Holz zu brennen, ist unmöglich.

F. Das geht nicht.

B. Es muß zerhauen, aufgethaut und einigermaßen getrocknet werden, und wo kann dies anders geschehen, als in den Wohnstuben, die ohnehin niedrig, feucht und meist voller Menschen sind? Auch müssen die durchnäßten Kleider der Holzfuhrleute getrocknet werden, und es entsteht eine Stubenluft, die zum Ersticken ist. Die Wände werden feucht und fangen an zu triefen, der Dunst fällt tropfenweise von der Stubendecke, Thüren und Fenster spannen sich und werden unbrauchbar, und nach kurzer Zeit ist alles Holz in der Stube modrig und faul. Denken Sie sich nur eine Wöchnerin in einer solchen Stube, worin selbst das Bettzeug wie aus dem faulen Wasser gezogen ist; denken Sie sich überhaupt eine Kranke oder nur ein kleines Kind in einer solchen Stube.

F. Ja, ich kann es darin auch nicht aushalten.

B. Wissen Sie noch, wie böse Sie waren, als Ihnen in des Caspars Stube der neue Oberrock voll gelber Flecken geregnet war, als Sie Gevatter stehen mußten?

F. Ich ärgere mich noch darüber; aber wenn Ihr nun auch trockenes Holz bekämet, wie wollte man dann dem Freveln steuern, da Ihr das Verkaufen, wie ich gesagt habe, nicht lassen würdet?

B. Könnten wir denn das grüne Holz nicht ebenso gut verkaufen? Aber freilich mit Lebensgefahr wäre das Holzholen dann nicht verbunden und also

leichter als jetzt. Doch hören Sie: wenn jedem zu freiem Brande Berechtigten nach einem zehnjährigen Durchschnitt ein Pflichtquantum an Holz festgesetzt würde, womit er sein Bedürfniß befriedigen kann, und es würde derselbe dann Holz stehlen, so müßte er, wie jeder andere Dieb, mit Leibesstrafe gezüchtigt, und zu diesem Ende eine besondere Verordnung gegeben werden. Holzdiebstahl würde alsdann eben so selten sein, als jetzt etwa Fruchtdiebstahl, der eigentlich leichter als jener zu begehn, nur nicht so begünstigt ist; denn ohne Noth stiehlt in der Regel Niemand, und der Dieb könnte leicht entdeckt werden. Es hätte der Bauer zur Winterszeit im Walde nichts zu thun, es würde keine Bahn dahin führen, und der Frevel, wie der Frevler, würden sich bald verrathen, sowohl durch die Spur, als durch eine Visitation, indem alles grüne auch gestohlenes Holz sein würde. Eine Menge Forstlaufer könnten dann gespart werden, und die Förster, welche bei jetziger Einrichtung fast täglich Anweisung halten müssen, hätten einen ruhigeren, angenehmeren Dienst.

F. Das ist nicht zu leugnen.

B. Dabei müßte dann aber dem sparsamen Hauswirthe gestattet sein, wenn er von seinem Pflichtquantum etwas erübrigte, und darüber und daß er keinen Holzfrevel begangen vom Förster eine Bescheinigung auswirken könnte, seinen Überschuß oder vielmehr seine Ersparniß an Holz zu verkaufen. Ich,

zum Beispiel, würde mir alsbald einen besseren Ofen und einen Sparheerd anschaffen, um nicht den Profit in der Asche zu suchen und Holz und mithin Geld ersparen. Der Staat würde dadurch eine große Holzersparung herbeiführen, denn wenn ich und viele meines Gleichen auf solche Weise recht viel Holz erübrigten, und dies an andere Holzbedürftigte verkauften, würde der Forst jährlich das, was wir erspart hätten, weniger abzugeben haben; denn jeder muß einmal Holz haben und wenn dieses Bedürfniß durch unsere Ersparniß theilweise befriedigt würde, brauchte der Forst weniger Brennholz abzugeben, und es könnte dies mehr zu dem wohlthätigen Betriebe von Hütten und Hämmern verwendet werden. Auf diese Weise erhielte der Staat durch eine bessere Einrichtung gesündere und reichere Bauern, und befreite dieselben von einer großen Plage. Davon, daß durch das Trocknen des Holzes auf den Öfen und in den Rauchfängen fast die meisten Feuersbrünste entstehn, will ich nur in sofern reden, als die Erbauung neuer Häuser wieder Holz kostet.

F. Ihr dürft verordnungsmäßig kein Holz auf den Öfen und Rauchfängen trocknen.

B. Wahr — aber diese Verordnung strenge vollziehen, hieße entweder meinen Wunsch erfüllen oder die Bauern zum Verhungern und Erfrieren verdammen. Ist es denn möglich, grünes gefrorenes Holz zu brennen?

F. Nein.

B. Also können wir auch jener so heilsamen Verordnung nicht nachleben.

F. Ihr habt, glaube ich, recht über die Sache nachgedacht?

B. Ja. Wenn Sie nun noch dabei betrachten, daß man mit trockenem Holze um ⅓ weiter kommt, als mit grünem, daß wir die Hälfte unseres Holzes verbrennen müssen, um das gefrorene grüne Holz aufzuthauen und einigermaßen zu trocknen, daß wir zur Erwärmung so feuchter Stuben das Ofenfeuer Tag und Nacht erhalten müssen, daß bei oft über Mannshöhe tiefem Schnee die Stämme nicht auf der Erde gefällt werden können, und dann unbenutzt verfaulen, und daß endlich ein bei strenger Kälte gehauener Stamm, fast nie wieder ausschlägt und die Samenjahre bei uns so selten sind; so ist es wirklich unbegreiflich, warum man nicht, schon des Waldes wegen, eine Einrichtung aufhebt, die nur böse und nicht eine gute Seite hat.

F. Eure Meinung hat Viel für sich. Allein man muß doch wohl befürchten, daß bei einer andern Einrichtung der Wald zu viel Schaden leiden würde.

B. Ich meine, ich hätte, da uns doch einmal freier Brand gegeben werden muß, grade das Gegentheil bewiesen. Wäre mir dies aber auch nicht gelungen, so ist doch die Gesundheit und das Wohl

der Bauern nicht ganz aus den Augen zu lassen, und es liegt eine große Härte darin, wenn man Vielen eine Wohlthat verweigert, weil man von Einzelnen vielleicht Mißbrauch befürchten müßte. Allein, wie ich schon gesagt, auch diese Furcht ist ungegründet, wenn gegen Mißbräuche mit der vollen Strenge eines schärferen Forststrafgesetzes verfahren würde.

Wenn die Herrn, welche in dieser Sache eine bessere Einrichtung treffen könnten, nur täglich eine halbe Stunde zur Winterszeit in der Stube eines armen Bauern zubringen müßten, schon lange wäre es anders! Ach, wir leben alle, aber Gott weiß wie!

F. Ihr müßt einmal eine Vorstellung machen; an mir soll es nicht fehlen. Die Herrn wissen es vielleicht nicht so, wie Ihr mir es gesagt habt. Adieu.

Die Altarbilder in der St. Kilianskirche zu Corbach.

Haec otia delectant.

Die St. Kilianskirche zu Corbach, zwar nicht mehr aus der Zeit des reinen Styls deutscher Baukunst, [1]) bietet nichts desto weniger einen Reichthum einzelner Schönheiten, besonders an Bildwerken, dar, der die Beachtung jedes Künstlers und Alterthumsforschers verdient. — Dabei sind die Altarbilder genannter Kirche ganz besonders zu berücksichtigen. Obgleich der spätern, schon ausgearteten Periode der alten Malerschule Westphalens angehörend, zeigen sie noch Spuren jenes großen Geistes und besonders der Gemüthlichkeit und Naivetät in der Auffassung des Gegenstandes, der aus der Kölner Malerschule in sie übergieng und erst später durch den Einfluß der holländischen und oberdeutschen Schule eine eigenthümliche Richtung nahm.

Eine vorläufig nur oberflächliche Beschreibung mag fürerst den Kunstfreund auf die erwähnten Bilder aufmerksam machen.

---

1) Sie wurde von 1325 — 1450 erbaut.

Die Bilder bestehen, wie fast immer, aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern, welche letztere, zusammenstoßend, das Mittelbild bedecken. Diese drei Bilder sind auf Holz gemalt. Außerdem können noch beide Flügel, wenn sie das Hauptbild schließen, von zwei andern, hinter ihnen befindlichen Flügelbildern bedeckt werden, welche aber nur auf Leinen gemalt und auf einen Blindrahmen gespannt sind.

Das Mittelbild ist, ohne den Rahmen, nach rheinländischem Maße 7 Fuß 8½ Zoll breit, 7 Fuß 3 Zoll hoch, auf Goldgrund in Öl gemalt. Die erste Grundirung besteht aus Kreide oder Gyps, mit Leimwasser aufgetragen, doch scheint der Goldgrund noch eine Grundirung von Bolus oder einer andern Erdfarbe zu haben. — Auf diesem Bilde ist die Kreuzigung Christi dargestellt. Es hat 25 Köpfe, ohne die des Donatars, seiner Gemahlin und des Malers zu rechnen. Die zur Handlung gehörigen Figuren im Vorgrunde haben eine Höhe von etwa 4 Fuß, dagegen die Figuren der Donatarien nur etwa 3 Fuß und die des Malers nur 1½ Fuß hoch sind.

Die Darstellung der Handlung ist die gewöhnliche. Christus ist mit drei Nägeln ans Kreuz geheftet, welches die gewöhnliche Form hat; die Schächer aber sind in sehr kühn verrenkten Stellungen an Kreuze gebunden, welche die Form T haben. Zwei

weinende Engel fangen in goldnen Kelchen das aus den Händen und der Seite des Heilands strömende Blut auf,[2]) sowie unten am Kreuze ein Jünger das aus den Füßen strömende. Originell und wahrhaft fratzenhaft ist der Einfall des Malers, die Seelen der Schächer in menschlicher Gestalt aus ihrem Munde entfliehn zu lassen. Die des Schächers zur Rechten wird von einem Engel mit beiden Händen in Empfang genommen, während ein Teufel die des Linken, gleichsam mit Gewalt, rücklings aus dem Rachen reißt.[3])

Übrigens ist Anordnung und Zeichnung im Ganzen gar wohl zu loben, die der Christusfigur sogar zum Theil anatomisch richtig, der Ausdruck der Gesichter größtentheils charakteristisch, besonders an der Mutter Jesu, welche, mit blauem Gewande bekleidet, am Fuße des Kreuzes sitzt. Die Gewänder sind verständig und großartig geworfen. Freilich hat dieses Gemälde mehr

---

2) Giotto und seine Schüler haben dieses oft dargestellt.

3) Vergl. Fiorillo's Gesch. der bildenden Künste in Deutschland. Band II. S. 191.

Es ist zu Prenzlau eine Bildhauerarbeit, worin die ganze Leidensgeschichte Christi dargestellt ist, wahrscheinlich aus der letztern Hälfte des 14. Jahrhunderts. Ganz im Geiste der ältesten deutschen Maler und nach einer bereits im 13. Jahrhundert unter den Künstlern herrschenden Sitte, ist die Seele des zur Rechten befindlichen Schächers in Gestalt eines Kindes, die des zur Linken aber in der eines Unholdes, den ein Teufel mit sich fortzerrt, dargestellt. Vergl. Seckt Geschichte der Hauptstadt Prenzlau. 1785. 4.

oder minder die Vollkommenheiten und Mängel der byzantinischen Schule: die Gestalten sind zwar nicht so lang und spindelhaft, wie viele aus jener ältern Zeit, doch sind Hände und Füße offenbar vernachlässigt; erstere, obwohl ziemlich richtig gezeichnet, zu klein, letztere zu groß. Besonders aber sind die Engelfiguren gänzlich mislungen zu nennen.

Es ist nun noch von den nicht zur Handlung gehörigen Figuren zu reden. — Der Donatar ist, dem Beschauer links, kniend abgebildet, in schwarzer Rüstung, bloßen Hauptes, zu seinen Füßen das Waldeckische Wappen. Ihm gegenüber ebenso seine Gemahlin, im goldnen, roth durchwirkten, mit Hermelin verbrämten Gewande, das Cleve-Märkische Wappenschild zu Füßen. Hiernach und nach der am Fuße des Kreuzes befindlichen Jahrszahl 1.5.2.7. müssen beide Figuren den Grafen Philipp III. [4]) und dessen zweite Gemahlin, Anna von Cleve [5]) vorstellen, obgleich es auffallen muß, wie beide, eifrige Beförderer der Reformation, eine vielleicht hohe Summe auf ein Gemälde im katholischen Geiste verwendet haben mögen. [6]) *) Zwischen beiden Fi-

4) Starb 1539 zu Arolsen
5) Starb 1567 zu Hasloch im Erzstift Mainz.
6) Vergl. J. A. T. L. Varnhagen's Sammlungen zur Waldeckischen Geschichte, I. S. 179. Anmerk. pp.
*) Das Auffallende verschwindet, wenn man bedenkt, daß dieses Gemählde im Jahr 1527 vollendet, die Reformation in unserm Lande aber im Allgemeinen erst im Jahr 1529 einge-

guren, das Gesicht nach dem Donatar gewandt, kniet der Maler, im Gewande eines Franziskaners, am Gürtel einen Schlüssel hängen habend, zu seinen Füßen Palette und Pinsel. Auf dem Boden in seiner Nähe ist eine Inschrift in goldnen Buchstaben, die aber so sehr verblaßt und beschädigt ist, daß Einsender sie noch nicht hat entziffern können.[7]) [8])

Die Seitenbilder sind jedes 3 Fuß 6 Zoll breit, und von der Höhe des Hauptbildes. Beide sind in die Quere in zwei Hälften getheilt und in derselben Art, wie das Hauptbild gemalt. Die Größe der Figuren auf denselben ist etwa 2 Fuß 6 Zoll.

Das Bild links dem Beschauer stellt in der obern Abtheilung Christus am Ölberge betend vor, ein Engel zeigt ihm Kelch und Kreuz, im Vorgrunde die Jünger Petrus, Johannes und Jakobus. Im Hintergrunde schleicht sich Judas, in gelbem

führt würde. In Corbach kam sie sogar erst im Jahr 1543 zu Stande. S. Varnhagen erste Einführung des Christenthums rc. S. 71. 31 — 37 — Uebrigens enthält jenes Gemälde auch nichts, was nicht mit den protestantischen Vorstellungen im Reformationszeitalter ziemlich vereinbar gewesen wäre. Anm. d. Red.

7) Der hier verstorbene Kirchenrath Varnhagen, zu dessen Zeit die Schrift wohl noch lesbarer mag gewesen sein, hat dieselbe folgendermaßen entziffert:

hunc. inc. a. . . . . . .
minor. francisc. tem
bris. tum Suc etat. . . AI (71?)

8) Das Altarbild in der St. Nicolaikirche, das Leben der Maria darstellend, ist von demselben Meister 1518 verfertigt.

Gewande,[9] einen Strick um den Hals, den Geldsäckel in der Hand, an der Spitze der Häscher, um einen Felsen.

Das Ganze ist, obwohl sinnig gedacht, von nicht besonderer Anordnung und scheint auch nicht vollendet zu sein. Vielleicht überraschte den Meister der Tod [10] oder die Entfernung aus seinem Kloster. [11] *)

In der untern Abtheilung zeigt sich der gegeißelte Christus, mit Blut überströmt, vor Pilatus geführt, der sich die Hände wäscht. Pilatus ist in Goldstoff gekleidet und zeigt sich auch so in den übrigen Bildern, sogar mit merklicher Gesichtsähnlichkeit. Das Ganze enthält 14 Köpfe von gutem Ausdruck. Auf den Hellebarden der Christum führenden Kriegsknechte stehen die Zeichen: B. $_0{}^0{}_0$. und A.

Das Seitenbild rechts zeigt in der obern Abtheilung die Geißelung Christi, woran besonders die Hauptfigur von schlechter Zeichnung und Ausführung ist. Einige der Knechte jedoch sind keck und ziemlich

9) Ueber eine ähnliche Darstellung vergl. Beschreib. des Altars in der Stadtpfarrkirche zu Hersbruk in Schorns Kunstblatt 1831 Num. 12.

10) Vergl. sein Lebensalter oben Anmerk. 7.

11) Vergl. Varnhagen a. a. O. S. 149 Anm. aa.

*) Da das Bild nach der auf ihm enthaltenen Jahrszahl höchst wahrscheinlich 1527 vollendet wurde, so möchte dieser leztere Fall nicht anzunehmen sein, zumal sich 1541 und später noch Mönche im Observantenkloster zu Corbach befanden. Vergl. Varnhagen erste Einführung rc. S. 19.

Anm. d. Red.

richtig gezeichnet. Pilatus schaut aus einem Fenster der Handlung zu.

In der untern Abtheilung ist die Dornenkrönung Christi dargestellt. Dieses Bild zeugt wieder von besonderem Fleiße. Besonders ist die Gruppirung wohl geordnet und der Ausdruck der Köpfe charakteristisch. Pilatus steht der Handlung zur Seite. In einem Bogenfenster ist derselbe noch einmal mit dem gebundenen Christus zu sehen.

Unter dem Hauptbilde sind nun noch, zu beiden Seiten des Tabernakels, zwei Bilder auf Holz und Goldgrund, jedes breit 3 Fuß 2½ Zoll, hoch 1 Fuß 9½ Zoll.

Das eine links stellt das Abendmahl Christi vor; in der Mitte Christus und Johannes an seiner Brust. Es enthält 13 Köpfe von größtentheils gutem Ausdruck. Unten die Jahrszahl in goldner sogenannter Mönchsschrift:

In hac mensa novi regis novum patra
nove legis.

Das andere rechts stellt die Feier des jüdischen Passafestes vor, von ähnlicher Anordnung, nur vielleicht die Charaktere der Köpfe besser gehalten. Es enthält 15 Köpfe, worunter 3 Kinderköpfe. Jeder der Tischgenossen, die alle stehend abgebildet sind,[12] hält ein Kraut oder eine Blume in der Hand,

12) Exod. XII, 11.

woran er riecht. Unten die Inschrift in weißer Mönchsschrift:

Phase [13]) vetus terminat.

Auf der Rückseite des Flügelbildes links zeigt sich Christus mit der Weltkugel in der Linken, die Rechte segnend gehoben, ihm zur Seite Johannes. Die Figuren sind in Lebensgröße, von guter Zeichnung und Haltung, mit Ausnahme der Hände und Füße. Unten:

Scc. JOHANES & SALVATOR.

Auf der Rückseite des Flügelbildes rechts zeigt sich Petrus und Paulus, in der Größe und Manier der vorigen, darunter:

S. PETRVS. S. PAVLVS.

Die beiden, zur Bedeckung der Flügelbilder dienenden, mit Leinwand überzogenen Rahmen enthalten links vorn: die Bilder von Johannes und Andreas, auf der Rückseite, welche aber, wenn das Hauptbild bedeckt war, nur ins Gesicht kam: Christus auf der Weltkugel stehend, nackt, nur ein Tuch um die Lenden. Unterschrift:

Jesus nostra salus.

Rechts voran St. Simon und Bartholomäus, hinten Johannes. Die Zeichnung sämmtlicher sechs

---

13) In holländischer Sprache heißt **Paasen**, **Pahsen** das Osterfest, vielleicht auch in der niederdeutschen Sprache. Voltaire nennt das jüdische Passa: **Phasé**, jedoch hat Einsender diesen Ausdruck in keinem französischen Wörterbuche gefunden.

Figuren ist edel; von der Ausführung läßt sich aber nur wenig mehr erkennen, da die Bilder ohne Grundirung, mit Leimfarben auf die Leinwand gemalt und fast gänzlich verblaßt sind.

Muthmaßlich sind sie von späterer Zeit.*)

X°=1.

---

*) Einen Theil der in den Anmerkungen mitgetheilten Notizen verdankt Einsender d. der gütigen Mittheilung eines Freundes vaterländischer Alterthümer.

Sollte es die Redaction wünschen, so wird eine Beschreibung des Altarbildes in der St. Nikolaikirche zu Corbach nachfolgen.

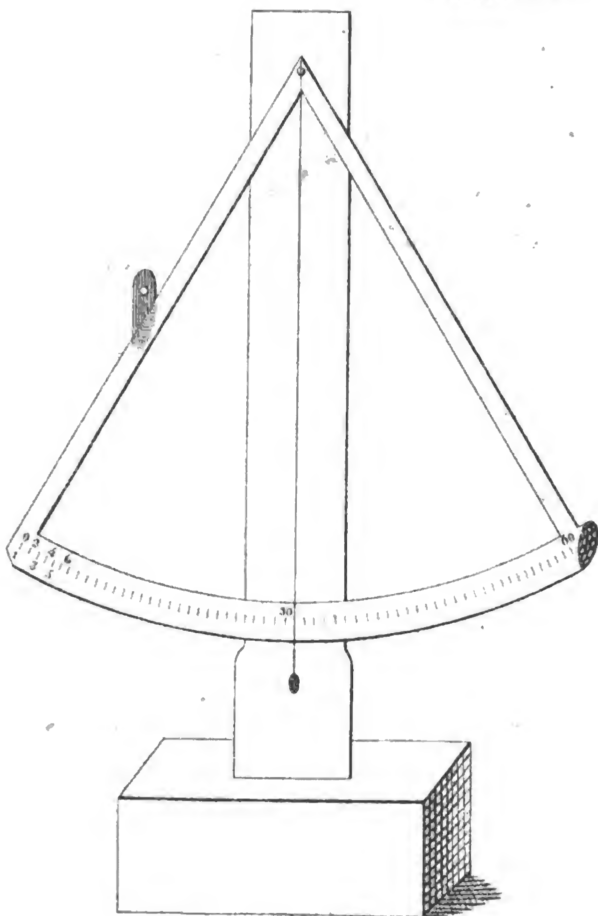
Die Beiträge des Herrn Verfassers sind der Zeitschrift willkommen. Die Red.

Der Sonnensextant.

Die Sonnenhöhen — die Neigungen der Sonne gegen den Horizont — bieten ein einfaches und bequemes Mittel dar, die nach dem scheinbaren täglichen Umlaufe der Sonne abgeleitete Eintheilung der Zeit sehr genau für das gemeine Leben zu bestimmen.

Der unregelmäßige Fortgang der Sonne in der Bahn der Ekliptik verursacht, daß unsre Uhren, als mechanische Werkzeuge, mit der wahren Sonnenzeit nie übereinstimmen. Um diese Anomalien auszugleichen, müssen wir uns der Sonnenuhren bedienen, und diese nach der Polhöhe eines jeden Orts reguliren. Zu genauer Bestimmung der Zeit dient ein einfaches Werkzeug von Holz, das jeder Schreiner anfertigen kann und ungefähr 3 Mgr. kostet, — der Sonnensextant.

Man beschreibt auf Papier oder auf einem Brett ein gleichseitiges Dreieck von beliebiger (etwa 8 — 10 Zoll) Seitenlänge, dessen eine Seite durch einen Bogen begrenzt wird, der die Dreieckseite zum Radius hat. Nach diesem Maße läßt man vom Schreiner ein Gestell mit etwa einem Zoll breitem parallelen Rande anfertigen. Auf der Mitte der



Der Sonnensextant.

rechten Dreieckseite bringt man ein kleines Blech an, welches mit einer kleinen Öffnung versehn ist, um den Sonnenstrahl hindurch zu lassen; ein zweites, in der Mitte nur mit einem Punkt bezeichnetes, schwarz gefärbtes Blech dient zum Auffangen des Sonnenstrahls und wird mit ersterem in grader Linie am Ende des Bogenrandes angebracht. Wird dieser nun noch in 60 gleiche Theile (Grade) getheilt und im Zusammenstoßen der beiden Schenkel an einen Seidenfaden oder Pferdehaar ein kleines Bleiloth befestiget, so ist das Werkzeug zur Beobachtung der Sonnenhöhen vollkommen geeignet. — Es ist zweckdienlich, den Triangel an der obern Spitze mit einer Schraube auf einem Gestelle zu befestigen, um den unvermeidlichen Schwankungen bei freier Beobachtung zu begegnen.

Die Manipulation bei der Beobachtung ist sehr einfach. Man kehrt die Seite, an welcher sich das Blechplättchen mit der Öffnung befindet, der Sonne zu, und dreht den Triangel so lange von der Rechten zur Linken, bis der durchfallende Sonnenstrahl den Punkt des zweiten Blechplättchens deckt. Bei dieser Drehung wird der Pendel seine ursprüngliche lothrechte Stellung verlassen und sich in eine andere versetzt haben. Der Grad, den alsdann der Faden trifft, bezeichnet die Sonnenhöhe. Schlägt der Lothfaden nicht genau in einen Theilstrich, so wartet man so lange, bis die Sonne etwas höher gestiegen ist.

Da der Sonnensextant leichter zu construiren ist, als eine Sonnenuhr, diese auch noch die richtige Bestimmung der Mittagslinie voraussetzt; so glaubt Einsender, daß diese Mittheilung Manchem vielleicht erwünscht sein möchte. Er beabsichtigt, zunächst die Schullehrer unseres Landes mit einem wohlfeilen Werkzeug und einfachen Verfahren bekannt zu machen, um sie in den Stand zu setzen, die Dorfuhren — die ewig Verrückten — zu reguliren und hat sich der Mühe unterzogen, aus Fr. Chr. *Müller's Tafeln der Sonnenhöhen für den 52sten Grad der Polhöhe*, Leipzig 1797, eine Tabelle zu entwerfen, welche wöchentlich *zweimal* die wahre Sonnenzeit in den Monaten Mai, Juni, Juli, August, September und October angibt. In diesen Monaten wird sich das Loth immer in der Bahn zwischen 11 — 42 Grad bewegen; aus der folgenden Tafel können deshalb die am Vormittage und zwar

im Monat Mai	von	5	bis	8	Uhr	43	Minuten
Juni	„	5	„	8	„	36	„
Juli	„	5	„	9	„	1	„
Aug.	„	5	„	10	„	1	„
Sept.	„	6	„	10	„	4	„
Oct.	„	7	„	9	„	59	„

beobachteten Sonnenhöhen entnommen werden.

In den Monaten Juni, Juli und August gibt die Tafel von 6 — 8 Uhr die allergrößte Genauigkeit.

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
11 Grad	3	5 52	5 18	5 14	5 43	6 32	7 33
	8	5 45	5 15	5 16	5 50	6 42	7 44
	11	5 41	5 13	5 18	5 54	6 48	7 51
	15	5 36	5 12	5 21	6 0	6 56	8 1
	19	5 31	5 11	5 25	6 7	7 4	8 9
	23	5 27	5 11	5 29	6 13	7 12	8 18
	27	5 23	5 12	5 34	6 19	7 21	8 27
	30	5 20	5 12	5 37	6 25	7 26	8 34
12 Grad	3	5 59	5 25	5 21	5 49	6 39	7 39
	8	5 51	5 21	5 23	5 56	6 48	7 51
	11	5 47	5 20	5 25	6 0	6 54	7 58
	15	5 42	5 19	5 28	6 6	7 2	8 7
	19	5 38	5 18	5 32	6 13	7 10	8 16
	23	5 34	5 18	5 36	6 19	7 18	8 26
	27	5 30	5 19	5 40	6 26	7 27	8 36
	30	5 27	5 20	5 44	6 31	7 33	8 43
13 Grad	5	6 5	5 31	5 28	5 56	6 45	7 47
	8	5 58	5 28	5 30	6 3	6 55	7 59
	11	5 54	5 27	5 32	6 7	7 1	8 5
	15	5 49	5 26	6 35	6 12	7 9	8 15
	19	5 44	5 25	5 39	6 19	7 17	8 24
	23	5 40	5 25	5 43	6 25	7 25	8 34
	27	5 36	5 26	5 47	6 33	7 33	8 45
	30	5 33	5 27	5 50	6 38	7 40	8 52
14 Grad	3	6 12	5 38	5 34	6 2	6 52	7 54
	8	6 4	5 35	5 37	6 9	7 1	8 6
	11	6 1	5 34	5 39	6 13	7 7	8 13
	15	5 55	5 33	5 42	6 19	7 15	8 22
	19	5 51	5 32	5 45	6 26	7 23	8 32
	23	5 47	5 32	5 49	6 32	7 31	8 42
	27	5 43	5 33	5 54	6 39	7 40	8 53
	30	5 41	5 33	5 57	6 44	7 46	9 1

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
15 Grad	3	6 18	5 45	5 41	6 9	6 58	8 1
	8	6 11	5 42	5 44	6 16	7 8	8 13
	11	6 7	5 41	5 46	6 20	7 14	8 20
	15	6 2	5 40	5 48	6 26	7 22	8 30
	19	5 58	5 39	5 52	6 32	7 30	8 41
	23	5 54	5 39	5 56	6 39	7 38	8 51
	27	5 50	5 40	6 1	6 45	7 47	9 1
	30	5 47	5 40	6 4	6 51	7 54	9 10
16 Grad	3	6 25	5 52	5 48	6 15	7 5	8 9
	8	6 17	5 49	5 50	6 22	7 14	8 21
	11	6 14	5 48	5 52	6 26	7 20	8 28
	15	6 9	5 47	5 55	6 32	7 28	8 38
	19	6 4	5 46	5 58	6 39	7 37	8 49
	23	6 0	5 46	6 2	6 45	7 45	8 59
	27	5 56	5 47	6 6	6 51	7 54	9 11
	30	5 54	5 47	6 10	6 57	8 1	9 20
17 Grad	3	6 31	5 58	5 54	6 22	7 11	8 16
	8	6 24	5 55	5 57	6 29	7 21	8 28
	11	6 20	5 54	5 59	6 33	7 27	8 36
	15	6 15	5 53	6 2	6 39	7 35	8 46
	19	6 11	5 52	6 5	6 45	7 43	8 57
	23	6 7	5 52	6 9	6 51	7 52	9 8
	27	6 3	5 53	6 13	6 59	8 1	9 20
	30	6 1	5 53	6 16	7 4	8 9	9 29
18 Grad	3	6 37	6 5	6 2	6 28	7 18	8 23
	8	6 30	6 2	6 4	6 35	7 28	8 36
	11	6 27	6 1	6 6	6 39	7 34	8 44
	15	6 22	6 0	6 8	6 45	7 42	8 54
	19	6 17	5 59	6 12	6 52	7 50	9 6
	23	6 13	5 59	6 16	6 59	7 59	9 18
	27	6 10	6 0	6 20	7 5	8 8	9 30
	30	6 7	6 1	6 23	7 10	8 16	9 40

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
	3	6 44	6 12	6 8	6 35	7 24	8 31
	8	6 37	6 9	6 10	6 41	7 34	8 43
	11	6 33	6 8	6 12	6 46	7 40	8 52
19	15	6 28	6 7	6 15	6 51	7 48	9 3
Grad	19	6 24	6 6	6 18	6 58	7 58	9 15
	23	6 20	6 6	6 22	7 4	8 7	9 28
	27	6 16	6 7	6 26	7 11	8 16	9 41
	30	6 14	6 7	6 29	7 17	8 14	9 51
	3	6 50	6 18	6 15	6 41	7 31	8 38
	8	6 43	6 15	6 17	6 48	7 41	8 52
	11	6 40	6 14	6 19	6 52	7 47	9 1
20	15	6 35	6 13	6 22	6 58	7 55	9 12
Grad	19	6 30	6 12	6 25	7 4	8 5	9 24
	23	6 26	6 12	6 29	7 11	8 14	9 38
	27	6 23	6 13	6 33	7 18	8 23	9 52
	30	6 20	6 14	6 36	7 23	8 31	10 4
	3	6 57	6 25	6 21	6 47	7 38	8 46
	8	6 49	6 22	6 23	6 54	7 48	9 0
	11	6 46	6 20	6 25	6 58	7 54	9 9
21	15	6 41	6 19	6 28	7 4	8 2	9 21
Grad	19	6 37	6 19	6 31	7 10	8 12	9 35
	23	6 33	6 19	6 35	7 17	8 21	9 49
	27	6 29	6 20	6 40	7 24	8 30	10 5
	30	6 27	6 20	6 43	7 30	8 38	
	3	7 3	6 31	6 28	6 54	7 44	8 54
	8	6 57	6 28	6 30	7 0	7 54	9 8
	11	6 52	6 27	6 32	7 5	8 1	9 18
22	15	6 47	6 26	6 34	7 11	8 10	9 31
Grad	19	6 43	6 25	6 38	7 17	8 19	9 46
	23	6 39	6 25	6 43	7 23	8 29	10 1
	27	6 36	6 26	6 46	7 30	8 38	
	30	6 34	6 27	6 49	7 36	8 47	

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
	3	7 9	6 38	6 34	7 0	7 51	9 3
	8	7 2	6 35	6 35	7 7	8 1	9 18
	11	6 58	6 34	6 38	7 11	8 8	9 28
23 Grad	15	6 54	6 33	6 41	7 17	8 17	9 41
	19	6 49	6 32	6 44	7 23	8 26	9 57
	23	6 45	6 32	6 48	7 30	8 36	
	27	6 42	6 33	6 52	7 37	8 46	
	30	6 40	6 33	6 55	7 43	8 54	
	3	7 16	6 44	6 41	7 7	7 58	9 12
	8	7 9	6 41	6 43	7 14	8 8	9 28
	11	7 5	6 40	6 45	7 18	8 14	9 38
24 Grad	15	7 0	6 39	6 47	7 24	8 23	9 52
	19	6 56	6 38	6 51	7 30	8 33	10 9
	23	6 52	6 38	6 55	7 37	8 43	
	27	6 48	6 39	6 59	7 44	8 54	
	30	6 46	6 40	7 2	7 50	9 3	
	3	7 22	6 51	6 47	7 14	8 5	9 20
	8	7 15	6 48	6 49	7 20	8 15	9 37
	11	7 12	6 46	6 51	7 24	8 22	9 48
25 Grad	15	7 7	6 46	6 54	7 30	8 31	10 4
	19	7 2	6 45	6 57	7 36	8 41	
	23	6 58	6 45	7 1	7 43	8 51	
	27	6 55	6 46	7 5	7 51	9 2	
	30	6 53	6 46	7 8	7 57	9 11	
	3	7 29	6 57	6 54	7 20	8 11	9 30
	8	7 22	6 54	6 56	7 27	8 22	9 47
	11	7 18	6 53	6 58	7 31	8 29	9 59
26 Grad	15	7 13	6 52	7 0	7 36	8 39	
	19	7 9	6 51	7 3	7 43	8 49	
	23	7 5	6 51	7 7	7 50	8 59	
	27	7 1	6 52	7 11	7 57	9 9	
	30	6 59	6 53	7 14	8 3	9 20	

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
	3	7 35	7 3	7 0	7 26	8 18	9 40
	8	7 28	7 1	7 2	7 33	8 29	9 59
	11	7 25	7 59	7 4	7 37	8 36	
27	15	7 20	7 59	7 7	7 43	8 46	
Grad	19	7 15	7 58	7 10	7 50	8 56	
	23	7 11	7 58	7 14	7 57	9 8	
	27	7 8	7 59	7 18	8 4	9 20	
	30	7 5	7 59	7 21	8 10	9 29	
	3	7 42	7 10	7 6	7 33	8 26	9 50
	8	7 35	7 7	7 9	7 40	8 37	
	11	7 31	7 6	7 10	7 44	8 44	
28	15	7 26	7 5	7 13	7 50	8 45	
Grad	19	7 22	7 4	7 16	7 57	9 5	
	23	7 18	7 4	7 20	8 3	9 16	
	27	7 14	7 5	7 24	8 11	9 29	
	30	7 12	7 5	7 27	8 17	9 39	
	3	7 49	7 16	7 13	7 39	8 33	10 1
	8	7 41	7 13	7 15	7 46	8 45	
	11	7 37	7 12	7 17	7 50	8 52	
29	15	7 32	7 12	7 19	7 56	9 2	
Grad	19	7 28	7 11	7 23	8 3	9 13	
	23	7 24	7 11	7 27	8 10	9 25	
	27	7 20	7 12	7 31	8 18	9 38	
	30	7 18	7 12	7 34	8 24	9 49	
	3	7 55	7 23	7 20	7 46	8 40	0 0
	8	7 48	7 20	7 22	7 53	8 52	
	11	7 44	7 19	7 23	7 57	8 59	
30	15	7 39	7 18	7 26	8 3	9 10	
Grad	19	7 35	7 17	7 29	8 10	9 22	
	23	7 31	7 17	7 33	8 16	9 35	
	27	7 27	7 18	7 37	8 24	9 48	
	30	7 25	7 18	7 40	8 31	10 0	

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
	3	8 2	7 29	7 26	7 52	8 48	0 00
	8	7 55	7 26	7 28	7 59	9 0	
	11	7 50	7 25	7 30	8 4	9 7	
31 Grad	15	7 45	7 24	7 32	8 10	9 18	
	19	7 41	7 23	7 36	8 17	9 30	
	23	7 37	7 23	7 40	8 24	9 44	
	27	7 33	7 24	7 44	8 32	9 59	
	30	7 31	7 25	7 47	8 38		
	3	8 9	7 36	7 32	7 59	8 55	0 00
	8	8 1	7 33	7 34	8 6	9 7	
	11	7 57	7 31	7 36	8 10	9 15	
32 Grad	15	7 52	7 31	7 39	8 16	9 27	
	19	7 48	7 30	7 42	8 24	9 40	
	23	7 44	7 30	7 46	8 31	9 54	
	27	7 40	7 31	7 50	8 39		
	30	7 38	7 31	7 53	8 45		
	3	8 15	7 42	7 39	8 5	9 3	0 00
	8	8 7	7 39	7 41	8 12	9 15	
	11	8 3	7 38	7 43	8 17	9 24	
33 Grad	15	7 58	7 37	7 45	8 23	9 36	
	19	7 54	7 36	7 49	8 31	9 50	
	23	7 50	7 36	7 53	8 39	10 5	
	27	7 46	7 37	7 57	8 47		
	30	7 44	7 38	8 0	8 53		
	3	8 22	7 48	7 45	8 12	9 11	0 00
	8	8 14	7 45	7 47	8 19	9 24	
	11	8 10	7 44	7 49	8 24	9 33	
34 Grad	15	8 5	7 44	7 52	8 30	9 45	
	19	8 1	7 43	7 55	8 38	10 0	
	23	7 57	7 43	7 59	8 46		
	27	7 53	7 44	8 3	8 54		
	30	7 50	7 44	8 6	9 0		

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
	3	8 29	7 55	7 52	8 19	9 19	0 00
	8	8 21	7 52	7 54	8 26	9 33	
	11	8 17	7 51	7 56	8 31	9 42	
35	15	8 12	7 50	7 58	8 37	9 55	
Grad	19	8 7	7 49	8 2	8 45		
	23	8 3	7 49	8 6	8 53		
	27	7 59	7 50	8 10	9 1		
	30	7 57	7 51	8 13	9 9		
	3	8 36	8 1	7 58	8 26	9 27	0 00
	8	8 28	7 58	8 0	8 33	9 42	
	11	8 24	7 57	8 2	8 38	9 51	
36	15	8 18	7 56	8 5	8 44	10 6	
Grad	19	8 14	7 56	8 8	8 52		
	23	8 10	7 56	8 12	9 0		
	27	8 6	7 57	8 16	9 9		
	30	8 3	7 57	8 20	9 17		
	3	8 43	8 8	8 4	8 32	9 35	0 00
	8	8 35	8 5	8 7	8 40	9 51	
	11	8 30	8 4	8 9	8 45	10 1	
37	15	8 25	8 3	8 11	8 51		
Grad	19	8 20	8 2	8 15	8 59		
	23	8 16	8 2	8 19	9 8		
	27	8 12	8 3	8 23	9 17		
	30	8 10	8 3	8 26	9 24		
	3	8 50	8 15	8 11	8 39	9 45	0 00
	8	8 42	8 12	8 13	8 47	10 1	
	11	8 37	8 10	8 15	8 52		
38	15	8 32	8 9	8 18	8 59		
Grad	19	8 27	8 9	8 21	9 7		
	23	8 23	8 9	8 25	9 16		
	27	8 19	8 9	8 30	9 25		
	30	8 17	8 10	8 33	9 33		

Vormittag.

	Tag	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.
	3	8 57	8 20	8 18	8 46	9 54	0 00
	8	8 49	8 17	8 20	8 54		
	11	8 44	8 16	8 22	8 59		
39	15	8 38	8 16	8 24	9 6		
Grad	19	8 34	8 15	8 28	9 14		
	23	8 30	8 15	8 32	9 24		
	27	8 26	8 16	8 38	9 34		
	30	8 23	8 17	8 40	9 42		
	3	9 4	8 28	8 24	8 53	10 4	0 00
	8	8 56	8 25	8 26	9 1		
	11	8 51	8 24	8 28	9 6		
40	15	8 45	8 23	8 31	9 14		
Grad	19	8 40	8 22	8 35	9 22		
	23	8 35	8 22	8 39	9 32		
	27	8 31	8 23	8 44	9 43		
	30	8 29	8 23	8 47	9 51		
	3	9 11	8 34	8 31	9 0	0 00	0 00
	8	9 3	8 31	8 33	9 8		
	11	8 58	8 30	8 35	9 14		
41	15	8 53	8 29	8 38	9 22		
Grad	19	8 47	8 28	8 42	9 30		
	23	8 43	8 28	8 46	9 40		
	27	8 39	8 29	8 51	9 51		
	30	8 36	8 30	8 54	10 0		
	3	9 19	8 41	8 37	9 7	0 00	0 00
	8	9 10	8 38	8 40	9 15		
	11	9 5	8 37	8 42	9 21		
42	15	8 59	8 36	8 45	9 29		
Grad	19	9 54	8 35	8 49	9 39		
	23	8 50	8 35	8 53	9 49		
	27	8 46	8 36	8 57	10 1		
	30	8 43	8 36	9 1	0 00		

Die beigefügte Tafel bedarf kaum einer Erklärung. Hat man Vormittags an einem in der Tabelle enthaltenen Tage die Sonnenhöhe auf beschriebene Weise gemessen und z. B. am 30. Mai dieselbe — 35 Grad gefunden; so findet man auch in der, diesem Grad, Tag und Monat entsprechenden, Spalte 57 Minuten, zu denen die zunächst darüber stehende Uhrzahl hinzuzuziehn ist, also 7 Uhr 57 Minuten; im Monat Juni 7 Uhr 51 Minuten, im Monat Juli 8 Uhr 13 Minuten; für die Monate September und October findet man dagegen keine Zahlen, weil in dieser Periode die Sonnenhöhen zu einer genauen Bestimmung der Zeit nicht tauglich waren.

Hat man eine richtig gehende Taschen- oder Hausuhr nach der Tafel regulirt, so ist es auch sehr leicht, die Mittagslinie zu finden. Man reisset nämlich den Schatten einer Fenster- oder Hausecke, eines Stabes und dgl. in dem Augenblick an, wo die Taschenuhr 12 zeigt, und die Mittagslinie ist gefunden.

W—ck.

Die Einführung des Chorrocks.

Es war seit einer Reihe von Jahren der fast allgemeine Wunsch der Geistlichen unseres Landes, daß der Chorrock als geistliche Amtstracht bei uns eingeführt werden möge. Nicht nur einzelne Geistlichen, sondern auch ganze Convente und der mehr als vierzig Mitglieder zählende Predigerverein hatten sich für die Einführung der genannten Amtstracht entschieden ausgesprochen und dieselbe bei Fürstl. Consistorium wiederholt in Antrag gebracht. Nachdem man sich gegenwärtig von der Gewichtigkeit der Gründe, auf welche jener Antrag sich stützte, überzeugt hat, ist die Einführung des Chorrocks mit landesherrlicher Genehmigung von der kirchlichen Oberbehörde beschlossen und verfügt worden. Nicht bloß die Geistlichen, sondern auch alle Kirchlichgesinnten haben Ursache sich über dieses Ereigniß zu freuen. Denn handelt es sich hier auch zunächst nur um eine Äusserlichkeit unseres in so vieler Hinsicht hülfsbedürftigen Kirchenwesens, so steht dieselbe doch in unverkennbarer Beziehung auf die Würde der Kirche, ihres Cultus und ihrer heiligen Versammlungen und

Gebräuche. Und wer wollte sich auch nicht gern der Hoffnung eines fortschreitenden Besserwerdens in unsern kirchlichen Angelegenheiten hingeben, sobald nur einmal der Weg zeitgemäßer Reformen betreten ist.

Daß der Chorrock wegen seiner Beschaffenheit sowohl als wegen der kirchlichen Auctorität, welche er bereits besitzt, sich ganz zur geistlichen Amtstracht eignet, mag mit den hier folgenden Bemerkungen näher angedeutet werden.

Es ist gewiß nichts Gleichgültiges, daß die äußere Erscheinung des Geistlichen seinen heiligen Functionen als Verkündiger des Evangeliums, als Liturg und als Verwalter der Sacramente möglichst entspreche. So wie Gottesverehrung und Festfeier den Menschen über das Alltagsleben hinausheben, so muß es auch angemessen erscheinen, daß den Diener des Heiligen bei der Ausübung seines Amtes ein würdiges, von der gewöhnlichen weltlichen Kleidung verschiedenes, Gewand auszeichne. Wenn so schon das einfache Gefühl eines jeden religiösen Menschen eine besondere Amtstracht der Geistlichen rechtfertigt, so kommt es einerseits darauf an, daß dabei die möglichste Einfachheit bewahrt und ein nutzloses, nur auf die Sinnlichkeit wirkendes Gepränge vermieden, andererseits aber auch darauf, daß die geistliche Amtstracht über die weltliche Sitte und insbesondere über die unaufhörlich wechselnde Mode genugsam hinausgerückt werde. In den ersten Fehler ist die katholische Kirche

verfallen, der zweite aber ist in der protestantischen nicht überall gebührend verhütet worden. Die Reformatoren gingen von dem richtigen Gesichtspunkte aus. Das mannigfaltige, nach dem Range und den Verrichtungen des Cultus abgestufte Kleidergepränge der katholischen Geistlichkeit wurde in den evangelischen Kirchen, zugleich mit dem Hauptbestandtheile des katholischen Gottesdienstes, dem Meßopfer, sofort abgeschafft, und um der Einfachheit und Gleichförmigkeit willen eine geistliche Amtstracht von schwarzer Farbe eingeführt. In Sachsen, der Wiege der Reformation, und anderwärts wurde, außer dem weißen Halskragen, der Chorrock eingeführt oder vielmehr beibehalten, welchen auch Luther, Melanchthon und ihre Freunde gewöhnlich trugen. Es ist dieses dasjenige weite und faltenreiche, den ganzen Körper umgebende schwarze Gewand, welches die sogenannten Chorherren trugen, d. h. die auf dem Chore ihre Sitze habenden nicht fungirenden Geistlichen der Haupt- oder Kathedralkirchen (Canonici), welche die Horae singen mußten, wozu sie sich aber in der Regel Vicarien hielten. In andern, besonders in den dem reformirten Bekenntnisse sich zuwendenden, Ländern trugen die Geistlichen, vielleicht um sich noch weiter vom Pabstthume zu trennen, einen großen, den ganzen Körper einhüllenden schwarzen Mantel. Diese letzte Amtstracht war zwar nicht so angemessen und feierlich, selbst nicht so einfach und bequem, als

der Chorrock, aber sie hatte doch immer noch etwas Ernstes und Würdiges. Später, besonders aber in den letzten 30 bis 40 Jahren, hat sich die Sache geändert. Sowie die Kleidung überhaupt freier, bequemer, nachlässiger geworden ist, so auch da, wo der Chorrock nicht gebräuchlich war, die geistliche Amtstracht. Schon der Umstand, daß die schwarze Farbe Modefarbe geworden ist, mußte derselben ihr Unterscheidendes großentheils rauben. Der moderne Frack, die langen weiten Beinkleider, der wechselnde Brust- und Halsputz, der alljährlich seine Façon ändernde runde Hut — alles dieses sind Bestandtheile der geistlichen Amtstracht geworden. Dazu nun das handbreite Feldpredigermäntelchen, nur ein Schatten des alten weiten Talars, und die Erscheinung des Geistlichen ist vollendet, bietet aber keineswegs einen erbaulichen Anblick dar, indem sie sich nicht nur der Mode unterworfen, sondern in der That auch alles Schöne, Würdige und Feierliche verloren hat.

Daß dieses namentlich auch von der bisherigen Amtstracht unserer waldeckischen Geistlichen gilt, kann nicht in Abrede gestellt werden. Fiel bei einigen älteren das Ungewohnte und Steife einer altväterischen Kleidung auf, so mußte der zierliche und moderne Anzug mancher jüngeren die geistliche Würde noch mehr verletzen. Diesem Übelstande mußte abgeholfen werden. Es konnte dieses aber gewiß nicht

zweckmäßiger, als durch Einführung des Chorrocks geschehen, welcher sich drei Jahrhunderte hindurch, in einer im Ganzen unverändert gebliebenen Form, erhalten hat und überhaupt als die angemessenste und würdigste Amtstracht evangelischer Geistlichen allgemein anerkannt ist. Da derselbe den ganzen Körper bedeckt, so kommt, außer dem dazu gehörigen Barret, kein anderes Kleidungsstück in Betracht, was insbesondere für diejenigen Geistlichen von Werth ist, welche Filiale zu versehen haben und von diesen nach zurückgelegter Reise in der bisherigen Tracht nicht immer mit gebührender Sauberkeit und Würde erscheinen konnten.

Auch für die Gesundheit empfiehlt sich der Chorrock als die zweckmäßigste geistliche Amtstracht. Unter demselben kann sich der Geistliche nach der Jahrszeit warm oder leicht kleiden, während ihm seine gegenwärtige Amtskleidung im strengen Winter gegen die Kälte keinen Schutz gewährt und dadurch manche Erkältungskrankheit verursacht. Da bei unsern Kirchen nicht, wie in andern Ländern, Sacristeien, welche im Winter erwärmt werden, für den Aufenthalt des Predigers während des Gesanges vorhanden sind; so ist es um so nöthiger, daß der Geistliche in der Kirche durch warme Kleidung seine Gesundheit zu schützen im Stande sei. Ebenso ist auch im warmen Sommer, wo derselbe, wenn er erhitzt auf dem Filiale anlangt, nicht immer Zeit

hat sich völlig abzukühlen, das Überziehen des Chorrocks, ehe er sich in die Kirche begibt, der Erhaltung der Gesundheit gewiß zuträglich.

Wie aber der Chorrock durch seine Beschaffenheit sich als die würdigste und als die der Gesundheit zuträglichste geistliche Amtstracht empfiehlt, so hat er auch bereits die vollständigste kirchliche Auctorität, indem er als die in der evangelischen Kirche Deutschlands allgemein eingeführte geistliche Amtstracht anzusehen ist. In den sämmtlichen sächsischen und mehrern andern Ländern hat er sich, wie erwähnt worden, von der Reformationszeit her erhalten; in andern ist er früher oder später eingeführt worden, namentlich überall da, wo die Union zwischen Lutherischen und Reformirten zu Stande gekommen ist. So seit 1817 in allen preußischen Provinzen, sodann in Baden, Nassau ꝛc. Zu denjenigen deutschen Staaten, in welchen er am spätesten eingeführt worden, gehören unsere lippischen und hessischen Nachbarländer. Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt haben ihn sämmtliche Geistlichen am Pfingstfeste 1834 zuerst angelegt, und im Kurfürstenthum Hessen ist er zu Anfang des Jahres 1835 eingeführt worden.

Durch die Consistorial-Verordnung vom 19. Dec. 1836 ist nun der Chorrock mit dem Barret auch die Amtstracht unserer Geistlichen geworden. Wenn nun auch ohne Zweifel der großen Mehrzahl dersel-

ben diese Verfügung sehr willkommen ist, so dürfte sie doch in zweifacher Hinsicht Anstoß finden. Einerseits nämlich werden manche alten Geistlichen die gewohnte Amtskleidung, welche sie vielleicht 40 Jahre und darüber getragen haben, mit einer neuen ungewohnten, wenn auch im Allgemeinen weit zweckmäßigeren, nicht gern vertauschen wollen. Gewiß dürfen aber unsere geistlichen Veteranen, wenn sie diesen Wunsch aussprechen sollten, auf humane Berücksichtigung ihres Alters rechnen, wie denn auch in andern Ländern, namentlich in Preußen, bei der Einführung des Chorrocks denjenigen Geistlichen, welche das 60. Lebensjahr bereits zurückgelegt hatten, die Beibehaltung der bisherigen Amtstracht freigelassen worden ist. Andererseits aber werden auch vielleicht diejenigen jüngeren Geistlichen, welche ein geringes Einkommen haben, sich beklagen, daß es ihnen zu schwer werde, den theuern Chorrock, geschweige denn deren mehrere für die Filiale, sich anzuschaffen. Diese Schwierigkeit wird aber verschwinden, wenn man bedenkt, daß der Chorrock mit dem Barret kaum so viel kostet, als ein moderner schwarzer Anzug, deren die Geistlichen nun weniger gebrauchen werden; daß zur Anschaffung der neuen Amtstracht durch die Verordnung ein Jahr Zeit gelassen ist; daß die Kosten derselben, wie es recht und billig ist, da, wo bisher der Mantel aus dem Kirchenärar angeschafft worden ist, ebenfalls aus dieser Kasse

bestritten werden sollen, und daß endlich, wo dieses nicht der Fall ist, durch einen nach und nach wieder abzutragenden Vorschuß aus der Kirchenkasse geholfen werden kann. Jedenfalls werden aber auch unbemittelte Geistliche eine, wenn auch anfangs etwas drückende, Ausgabe nicht scheuen, sobald ihnen dieselbe eine ungleich würdigere, in jeder Hinsicht zweckmäßigere und zugleich der Gesundheit zuträglichere Amtstracht verschafft.

Notizen,

mitgetheilt vom Herrn Landbaumeister Lössel.

Das kräftigste Mittel gegen den Holzschwamm besteht in dem unter dem Namen Sublimat bekannten Quecksilbersalz. Ein Quentchen Sublimat — in destillirtem oder Regenwasser aufgelös't — wird mit einem Pfunde frischen Kalkwassers unter beständigem Umschütteln vermischt, und mit dieser Mischung werden alle vom Schwamme angegriffenen Holztheile bestrichen.

Dieses Mittel ist jedoch sehr giftig. — Gewöhnlich reicht schon ein Anstrich von starker Lauge oder Salzwasser hin. Noch besser (als letzteres Mittel) ist ein Überzug mit einer Auflösung von Eisenvitriol. — Zur Verhütung des Schwammes sollte man das wegen feuchter Lage ihm ausgesetzte Holzwerk gleich Anfangs mit Holzasche umschütten. Überhaupt wird Zimmerholz gegen Fäulniß und Schwamm sehr geschützt, wenn man es mit einer Salzlauge tränkt.

Ein vorzügliches, von der Breslauer Regierung empfohlenes, Schutzmittel gegen Feuchtigkeit der Gebäude besteht in gehörig vorgerichteten, zusammengefalzten und auf den Falzen verlötheten Bleiplatten, welche auf der vollkommen wagrecht abgeglichenen, 2 Fuß über den Boden erhöhten Sokkelmauer so gelegt werden, daß die Platte außerhalb und innerhalb einen Zoll über die Mauer hervorragt; die überstehenden Bleistreifen werden demnächst senkrecht niedergebogen. Auf die Bleiplatte wird das Mauerwerk oder die Holzwand wie gewöhnlich aufgeführt. — Bei schon stehenden Gebäuden ist folgendes Mittel empfohlen worden. Durch die Frontmauer wird in jedem Zimmer unter der Fensterbrüstung ein Loch von etwa 4 Zoll im Quadrat gebrochen, welches außerhalb (gegen Ungezieser) mit einer durchlöcherten Zink- oder verzinnten Blechplatte oder mit einem Drathnetz bedeckt wird. Diese Öffnungen sind mit unter dem Fußboden anzulegenden Kanälen von 6 Zoll Breite und 10 Zoll Höhe, die mit Mauerziegeln abgedeckt werden, in Verbindung zu setzen, letztere um alle Wände eines oder mehrerer Zimmer zu führen und in einem zur Feuerung benutzten Schornstein oder Kamin auszumünden. Die Kanäle führen alle in den Mauern befindliche Feuchtigkeit ab und feucht gewesene Wände werden dadurch ganz ausgetrocknet.

Anweisung einen wasserdichten Holzkitt darzustellen.

Man kocht 8 Loth thierischen Leim mit 1 Schoppen Quell- oder Flußwasser zu einem starken Leim, der sich, zwischen zwei Finger genommen, so dick wie Fett fühlen läßt; überhaupt von der Stärke, wie ihn der Tischler als starken Leim häufig braucht. Hat der Leim diese Consistenz erreicht, und ist er vollkommen aufgelöst, so werden demselben 4$\frac{1}{2}$ Loth Leinölfirniß beigemischt, und das Ganze nach etwa 2 bis 3 Minuten unter beständigem Umrühren gekocht. Der Leinölfirniß wird auf die bekannte Weise aus altem reinen Leinöl mit $\frac{1}{16}$ gepulverter Bleiglätte durch Kochen bereitet. Mit dem so dargestellten noch heißen Kitt werden die Fugen der Dauben eines Wasserfasses, oder eines andern zu verkittenden Gegenstandes bestrichen; bei Kufen oder andern runden hölzernen Wasserbehältern wird eine Daube nach der andern in Reifen aufgesetzt, und mit der bestrichenen Fuge an die schon stehende angedrückt. Sind alle Dauben aufgesetzt (was immer schnell zu verrichten ist), so werden etwa 4 Reife so schnell als möglich angelegt, angetrieben und somit die Fugen festzusammen gehalten. Nach 24 Stunden werden die Reife wieder etwas losgeschlagen, und die Gurgel, in welche der Boden eingezapft worden, ehe dieser angelegt wird, mit dem Kitt gut bestrichen, sodann der Boden in seine Lage gebracht. Hierauf werden

die Reife wieder stark angetrieben, und man läßt dann das Gefäß 48 Stunden stehen. Nach Verlauf dieser Zeit hält der Boden fest, alle Reife werden abgenommen, das Gefäß von außen verputzt, und neue Reife, zwei oben und zwei unten (statt sieben Reifen) angelegt, damit ist das Gefäß fertig. Besser ist es, wenn, ehe der Boden eingelegt wird, die Dauben innen verputzt werden, weil der Boden bei dem Verputzen hinderlich ist. —

Bei der Anwendung des Kitts auf Getäfel, Zimmerböden u. s. w. weiß der Techniker selbst, daß er die mit dem Kitt bestrichenen Fugen mit gewöhnlichen Leimzangen zusammengepreßt bis zum Austrocknen des Kitts halten muß.

Es ist gut, wenn der Firniß vorräthig gehalten wird, weil der Kitt, je älter derselbe ist, desto besser wird. — Ein Haupterforderniß ist noch, daß zu denjenigen Gegenständen, welche mit obigem Kitt wasserdicht gemacht werden sollen, ganz ausgetrocknetes Holz genommen, dasselbe wenigstens noch acht Tage lang in einem eingeheitzten Zimmer gehalten und warm gemacht werde, ehe man es mit dem Kitt bestreicht.

Dieser Kitt, welchen der Oberamtsthierarzt Dorn in Nörtingen bei Stuttgart angegeben hat, wurde auf Veranlassung des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen geprüft und vollkommen tauglich befunden.

Die Befestigung eiserner Klammern, Dübel, Krampen ꝛc. in Stein mit Blei ist am bequemsten und dauerhaftesten; mit Schwefel ist solche nur bei großen Massen rathsam, weil die sich entwickelnde Schwefelsäure das Eisen sehr stark oxydirt; mit Gyps darf sie dem Wetter nicht ausgesetzt sein; mit Mörtel aus Sand, Kalk und Ziegelmehl trocknet sie zu langsam. Auch mit Eisenfeilspänen, Ruß und Weinessig, oder statt dessen mit Urin, läßt sich Eisen in Stein gut befestigen.

Wohlfeiler und dauerhafter Anstrich von Gegenständen, welche der Luft ausgesetzt sind:

Man nehme 1 Pfund Kartoffeln, die geschält und gut gebacken sind, zerquetsche dieselben in 3 oder 4 Pfund kochenden Wassers und reibe sie dann durch ein Haarsieb. Man setze ihnen nun 2 Pfund fein gepulverte Kreide zu, die man vorher mit 4 Pfund Wasser vermischt hat, und rühre die Masse gut um. Diese Mischung bildet einen Leim, der jede Farbe annimmt, als Kohlenpulver, Ziegelsteinpulver, Ruß ꝛc. und eignet sich besonders zum Anstrich von Lattenzäunen, Bretterwänden ꝛc.

Um feuchte Mauern trocken zu machen koche man Leinöl mit Bleiglätte ab und nehme zu 3 Theilen dieses Öls 1 Theil Thran und $\frac{1}{20}$ des Ganzen Terpentinöl, und rühre Alles warm

durch einander. Mit dieser Mischung werden die Mauern oder feuchten Wandgefache von Stein, nachdem die Tünche abgeschlagen worden ist, ein- oder zweimal mittelst des Pinsels überstrichen. Die Tünche wird sogleich wieder darüber gebracht. Dem Mörtel kann allenfalls etwas Rindermist zugesetzt werden.

Über eine beim Legen der Fußböden zu beobachtende Vorsicht.

Fußböden sollten nie bei feuchtem Wetter gelegt werden. Mancher vernachlässigt vielleicht diese Rücksicht, welche doch von der größten Wichtigkeit ist. Das Holz quillt bekanntlich durch feuchte Luft in sehr bemerkbarem Grade an, und schwindet wieder in der Trockenheit; sind also Dielen bei feuchtem Wetter auch noch so dicht aneinander gelegt, so müssen in der Folge Fugen zwischen denselben entstehen. Man messe nur bei anhaltend trockner Witterung ein Brett von ungefähr 2 Fuß Breite, und messe dasselbe wieder, wenn vielleicht nur einen Tag lang Regen geherrscht hat, man wird es im letzteren Falle nun mehr als $1/8$ Zoll breiter finden. Man sollte daher einen Fußboden, von dem man die gehörige Dauer erwartet, zu keiner andern Zeit legen, als wenn wenigstens 14 Tage lang anhaltend trocknes Wetter gewesen ist.

Streckcharade von zwei Sylben.

Erste Sylbe.

Überall wo Blut vergossen wird bin ich zur Stelle und doch nichts weniger als mörderisch gesinnt, sondern im Gegentheil ein Symbol der Liebe und Freude; ein Schmuck zarter Jungfrauen und duftender Blumen. Ich bin hell und dunkel, im Verein mit Karmoisin und Braun, mit Kupfer und Feuer. Am frühen Morgen, wenn, wie Vater Homer singt, die rosenfingrige Eos des Tages Pforten eröffnet, werd' ich schon wach und begleite die Himmlische wieder, wenn sie in Thetis Schooß hinabsinkt. Dennoch, so reizend auch diese Laufbahn ist, weicht meinem Lauf gern ein Jeder aus, denn er überfällt den Menschen wie eine Krankheit. Mein Wildprett schmeckt dagegen gut und auch meine Augen werden gegessen; ja, wenn ich musikalisch werde und mein Kehlchen spazieren lasse, so bin ich ein wohlgelittenes, niedliches Ding, das sich behender und sicherer durch die Lüfte schwingt, als der Herzog von Braunschweig mit seiner Mißtriß Graham, wenn es — nota bene — nicht gerade im Gefängniß sitzt, was ihm auch oft passirt, trotz seiner

Schuldlosigkeit. Ein bekannter General bin ich auch und zugleich eine Art Spion und Verräther, denn kein Geheimniß ist sicher vor mir, daß ich es nicht andern enthülle. Zittere, Bösewicht! ich stehe im Solde deines verleugneten Gewissens, kleide dich in meine Farbe, du magst dich sträuben wie du willst, so daß du werden mußt, was ich bin und dein Verbrechen auf der glühenden Wange geschrieben steht; doch dien' ich auch der holden Scham, der beleidigten Würde und nichts ist reizender zu schauen, als, ohne Eigenlob, ich, hervorgerufen von süßer Verwirrung auf dem Antlitz der zarten Jungfrau. Mein Bart nimmt eine Stelle in der Geschichte ein und ist berühmt, aber meine Haare mag Niemand. An meinem Meere bewies ein großer Mann einst ein großes Kunststück. Bin ich fahl, gehör' ich dem Mineralreiche an, mit Buchen und Tannen dem Pflanzenreiche; mit einem Käppchen einem mächtigen Dichter, dem ich es zu guter letzt dankbar in die Luft schwinge.

Zweite Sylbe.

Ich bin ein Symbol des Glaubens und meine Läuse liefern schöne Farben. Eine Waffe bin ich nicht, gehöre aber doch zu einer vollständigen Rüstung. Mein Fuß wurzelt in Amerika, während meine Flechte in Deutschland gefunden wird. Ein Schachkönig bin ich zwar nicht, kann aber doch patt

werden und in dieser Lage ein gesuchter Handelsartikel. Mein Knappe sattelte oft dem Ritter das Dänenroß; aber schleicht mir ein giftiges Gewürm nach, läßt man mich für Geld sehen und kocht Suppen von mir. Den müden Wanderer lad' ich zur Ruhe ein, nur die Soldaten nicht, die müssen mit mir wachen und wären sie todesmüde; meine Fische ziehen den Schiffenden tückisch in den Abgrund. Ich diene mannigfach zur Verzierung, bin hell und glänzend und muß mir manche seltsame Inschrift, manches närrische Symbol gefallen lassen; doch trag ich auch Helden, Könige und Kaiser, wie

mein Ganzes,

das aus dem Morgenlande stammt und mit seinen orientalischen Schätzen allen Potentaten unter die Arme greift.

Abschiedsrede des Jahres 1836 an die waldeckische Welt.

Du würdest dich ärgern, wenn du noch lebtest, alter Bengel [1])! Klarer, als du, hatte noch Keiner in den Spiegel der Offenbarung geschaut; gründlicher Keiner die 7777jährige Dauer dieser besten, und doch so jammervollen, Welt erfündigt, und mit so siegreicher Prophetenkraft war noch niemals ihr Untergang geweissagt worden, als durch dich! Wo hätten sich auch jemals Gelehrsamkeit und Phantasie, Fleiß und Scharfsinn glücklicher vereinigt, als in deinem Haupte! Wenn die höchste Glückseligkeit, wie die Philosophen behaupten, nicht sowohl im Empfinden, als im Erkennen und Wissen besteht; fürwahr so mußtest du der Glückseligste unter den Adamssöhnen sein, als nach jahrelangem unermüdlichen Suchen und Forschen und Harren der Vorhang sich aufrollte und das große fünfactige Kosmorama oder vielmehr Kosmodrama sich vor deinen erstaunten, aber hellsehenden und selbst die Geheimnisse hinter den Coulissen, die Werkstätte des Maschinenmeisters belauschenden, Blicken entwickelte und abspann! Nämlich im ersten Acte das Ende

vom Anfang oder der im Sommer des Jahres 1836 unfehlbar erfolgende Untergang dieser sublunarischen Welt, welche bekanntlich nichts ist, als die ABC-Bank in der Schule der Geisterwelt oder, um von den Herren der irdischen Schöpfung nicht so despectirlich zu reden, der Fundamentalcursus für uns Studenten des ewigen Lebens; im zweiten Acte das erste tausendjährige Reich oder der gefesselte Satan; im dritten das zweite tausendjährige Reich oder die Regierung der Heiligen und vollendeten Gerechten; im vierten die Auferstehung der Todten, und im fünften und letzten die ewige Seligkeit. *)

Wohl dir, guter Bengel, die Glückseligkeit, in welche deine Vision oder vielmehr Nichtvision — denn sie war ja die Frucht einer Vermählung des mühvollsten Fleißes mit der feinsten Combination — dich versetzen mußte, hast du genossen; du hast mehr gewußt und mehr bewiesen, als Millionen deiner Brüder verstanden und geglaubt haben. Ich weiß nicht, ob du dir gewünscht hast, mich zu erleben, um eine Statistenrolle in der Scene des Weltuntergangs zu übernehmen. Aber wenn du mich erlebt hättest, du würdest dich ärgern. Denn siehe, ich, das verhängnißvolle apokalyptische Jahr, bin vergangen, und die Welt steht noch. Die Erde dreht sich noch um ihre Achse und die Menschenwelt noch um das Geld. An Stürmen freilich hat es im Laufe meines Daseins nicht gefehlt, und der

29ste meines elften Zwölftheils, welcher Dächer abdeckte, Wälder entwurzelte, Dörfer und Städte in Asche legte, Rhein- und Seeschiffe zertrümmerte, Eilwagen in Luftschiffe verwandelte und Tausenden von Menschen zu Wasser und zu Lande das Leben kostete, wäre kein übles Vorspiel oder Vorspuk zu den Dingen gewesen, die da kommen sollten nach meines seligen Bengels Verkündung. Schon meinten auch in der That der Gläubigen manche, der große Unglücksprophet habe doch recht gesehen und nur um einige Monate sich in seinem Calcul geirrt. Aber auf das Vorspiel folgte kein Spiel oder vielmehr kein Ernst, ja mittelst einer feinen Ironie traten bei uns an die Stelle der großen Tragödie des Weltuntergangs kleine Komödien, welche von Liebhabern in Arolsen aus Barmherzigkeit und in Corbach aus Begeisterung für weibliche Bildung gespielt werden.

So ist denn die uns angedrohte Fatalität glücklicher Weise ausgeblieben. Ich bin nicht im Sommer meiner Tage unterbrochen oder vielmehr abgebrochen worden durch das Ende der Welt, sondern ich habe in Frieden meinen Lauf vollendet und werde nun versammelt zu meinen Vätern. Und du, mein gutes Waldeck, stehst noch auf dem alten Fleck: du besitzest noch immer deine Berge und deinen Brantwein, deine Traulichkeit und deine Gesellschaften voll Geist und Laune oder doch deren Stellvertreter Whist und l'Hombre, deine Preußelbeeren

und deine schönen Frauen. Für dich trug ich weder ein Bilbao, noch ein Constantine in meinem Schoße, wie für Franzosen und spanische Carlisten; du wurdest von meinen Geldkrisen nicht berührt, wie Amerikaner und Engländer; du warest kein Herd für Insurrectionen und Attentate, Revolutionen und Contrerevolutionen, und brachte ich dir irgend Streit, so war es ein Streit mit Waffen des Geistes, aus dem Wahrheit und Recht siegreich hervorgehen wird.

Unter meinen besten Hoffnungen übergebe ich dich nun in die Hand meines ältesten Sohnes und Nachfolgers, des neuen Jahres 1837. Vertraue ihm: er wird fein säuberlich mit dir umgehen und auch während seines Regiments wird dir, dem göttlichen Friedensbunde gemäß, „nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

So laß uns denn scheiden in Frieden und Freundschaft. Nimm vorlieb mit den Gaben und Freuden, die ich dir gebracht habe. Zwar hast du mir auch deinen Tribut zahlen müssen von Opfern und Thränen: ich habe wehgethan Manchem der Deinen und Manchen auch hab' ich dir entrissen und auf meinen Wogen in das Meer der Ewigkeit getragen. Aber habe ich dir nicht auch 2000 neue Bewohner als Bürgschaft deiner Zukunft geschenkt? Habe ich dir nicht für jedes Original und für jedes Exemplar avant la lettre, das du mir überlassen mußtest,

um meine Gallerie damit zu schmücken, nicht zehn und hundert Copieen und spätere Abdrücke oder Nachstiche hinterlassen? Sind nicht die durch mich gerissenen Lücken, noch ehe ich scheide, wieder ausgefüllt worden? Oder ist etwa Staat und Kirche dir verlassen und verwaist? Hast du nicht eine hoffnungsvolle Jugend, die in ihnen milchende Kühe sieht und liebt und in hastigem Eifer sich drängt und tummelt, bis sie ein Melkstühlchen glücklich erhascht hat? Sage selbst, wo hat wohl jemals eine größere Virtuosität die Bewunderung der Welt erregt, als diejenige ist, welche dein Corps angehender Streiter des Herrn in der Kunst sich zu melden errungen hat? Und doch trifft der Ausspruch des heil. Hieronymus nirgends vollkommner zu, als in deinen Gauen: Si quis episcopatum desiderat, bonum opus desiderat; opus, non dignitatem; laborem, non delicias. — Nein, Waldeck, du bist nicht verlassen; denn du verlässest dich selbst nicht! Deine edelsten Söhne brennen vor Begierde, sich dir zu weihen, und jeder deiner Candidaten ist großherzig genug, nicht eine Herrschaft zu suchen, sondern einen Dienst.

Fahre wohl und vergiß mein nicht! Du weißt, ich meinte es gut mit dir. Für die Verbesserung deiner Zukunft habe ich Einiges gethan, Mehreres vorbereitet und Vieles unter frommen Wünschen meinen Nachfolgern überlassen. Eine Jagdordnung,

eine Zollordnung und eine Postordnung hattest du schon; eine Gerichtsordnung habe ich dir gebracht, und im Vertrauen kann ich dir sagen, daß zur Erzeugung einer Gemeindeordnung bereits Anstalten gemacht worden sind. Die übrigen Ordnungen, welche geeignet und bestimmt sind, deinen Unordnungen abzuhelfen, werden mit der Zeit auch nicht ausbleiben. An eine Schulordnung, ohne welche es freilich überhaupt keine rechte dauerhafte Ordnung gibt, hat man sogar schon gedacht. Eine Kirchenordnung, welche die Freunde des Christenthums sehnlich wünschen, möchte noch entfernter sein. Eine Policeiordnung bedarfst du auch, sowie einer neuen Armenordnung, weil die alte in Unordnung gekommen ist. Erhältst du dann noch eine Gesinde-, eine Sonntags- und einige andere Ordnungen, so werden deine Unordnungen allmählig aufhören, und Gottesfurcht, Recht, gute Sitte, Geistesbildung, Wohlsein und Wohlstand werden in deinem Schoße wachsen und gedeihen. Überhaupt wird deine Zukunft um so glücklicher sein, je besser du selbst wirst, d. h. deine vernünftigen Bewohner. Hic Rhodus, hic salta! Du hast zweierlei Schlechtes an dir, das mußt du verbessern: deine schlechten Wege und deine schlechten Schulen. Du hast zwei Todfeinde, die das Glück deines Daseins zu untergraben drohen, die mußt du bekämpfen und überwinden: den Brantwein und das Philisterthum. Im Übrigen thue recht und scheue

Niemand; halte fest an dem alten Gott und fahre wohl!

Dieses sind die letzten Wünsche und Bitten deines scheidenden Freundes, des Jahres 1836.

Anmerkungen.

1) Johann Albrecht Bengel, geboren 1687 und gestorben 1752 als würtembergischer Prälat und Consistorialrath, war einer der gelehrtesten und geachtetsten Theologen des vorigen Jahrhunderts. Besonders um die Kritik des Neuen Testaments hat er sich große und unvergeßliche Verdienste erworben. Was aber den Sinn der heil. Schrift betrifft, so ließ ihn seine dogmatische Befangenheit und seine Neigung zu einer typischen Exegese zu einer klaren und ächt wissenschaftlichen Auffassung desselben nicht gelangen. Unter seinen Schriften machten seine Deutungen der Offenbarung Johannis und seine chronologischen Werke über dieses Buch das meiste Aufsehn. Der Prophetismus war ihm ein Hauptzweck der göttlichen Offenbarung; die letzte Entwicklung derselben und eine genaue Vorbildung der Zukunft fand er in der Apokalypse. So führte er denn in allem Ernste mit einem unerschöpflichen Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn den Beweis, daß die Welt grade $7777\frac{7}{9}$ Jahre stehen werde, daß die Zeitbestimmung Offenb. Joh. 12, 14. $7777\frac{7}{9}$ Jahre, die mit dem Jahre 1058 ihren Anfang genommen, bezeichnen,

daß in dieser Periode Alles, was von gedachter Stelle bis Offenb. 20, 1. geschrieben stehe, zutreffen, und daß im Sommer des Jahres 1836 das Ende der Welt unfehlbar kommen werde. Dieses chronologisch-apokalyptische System Bengels, so gelehrt und scharfsinnig es auch war, konnte sich doch unmöglich bei dem Lichte der Aufklärung halten, das bald nach ihm der deutschen Theologie aufging; dagegen ist es ein Gegenstand des Glaubens und der Bewundrung für diejenigen, deren Phantasie sich gern in kühne religiöse Dichtungen vertieft, und ein Hauptmerkmal des würtembergischen Pietismus bis auf die neueste Zeit geblieben.

2) So hatte nämlich Bengel die Zeitfolge der nach dem Untergange dieser Welt eintretenden Begebenheiten und Zustände in Gemäßheit seines Verständnisses der Apokalypse geordnet.

Inhalt.

Waldeckische gemeinnützige Zeitschrift.

Erster Jahrgang.

Drittes Heft.

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbaun,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertraun;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneun;
Um unsre Schmach sich kränken
Sich unsrer Ehre freun;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man, wohlermessen,
Für unser Volk ein Herz.

Uhland.

Die schöne Eva.

Eine Waldeckische Legende.

Der erste April des Jahres 1495 hatte sich der hochgelegenen, damals wenig angebauten, und darum etwas rauhen Grafschaft Waldeck freundlicher und milder gezeigt, als man sonst in diesem Klima erwarten durfte. Nur die hohen Waldkuppen des Edergebirges und die kahlen Rücken des Upplandes bewahrten noch hin und wieder weiße Winterflecke, aber in den wärmern Niederungen that sich der junge Roggen mit seinem frischen Grün kräftig hervor, und in den Thälern hatten die Bäche ihre wilden Wasser schon der Weser und Fulda zugeführt, waren sittsam wieder in ihre engen, mit Erlen umwachsenen Bettchen zurückgekehrt, aus denen sie sich nur nah an den Rainen durch die Dämmungen der Wässerer gewaltsam heraustreiben ließen, um mit ihrem überquellenden Silber dunkle Streifen über die Wiesengründe zu ziehen.

Auch um das hohe Schloß Landau, das der alte, ehrwürdige Graf Otto von Waldeck bewohnte, und um das sich hieran lehnende Städtchen gleiches Namens

sah es schon ganz frühjährlich aus. Das gelbliche Gemäuer der Burg schimmerte goldig im warmen Scheine der Nachmittagssonne; in den noch offenen Hagen des Schloßbergs hatten die Knaben trockne Plätze zum Ballspiel gefunden; kleine Mädchen durchstreiften, Veilchen suchend, in lautem Jubel die Gärten; aus den Teichen im Thale plätscherten wohlmüthig die breiten Karpfen empor, und auf den glatten feuchten Steinen am Ufer der Watter wiegte sich wiederum die gelbe Bachstelze als erster Frühlingsbote.

Friedrich, ein junger, schmucker Reitknecht des Grafen, war auch von der Sonne herausgelockt, und saß im ledernen, knapp geschnallten Koller mit einem rothen türkischen Filzkäppchen auf einer, den Schloßhof nach Westen umgebenden Mauerbrüstung mitten in einem Haufen von Steigbügeln, Stirnbändern, Stangen und anderen Bestandtheilen von Reitzeug, woran er gebogenen Rückens emsig putzte und bürstete nach dem Takte eines Lieblings-Liedchens, das er vor sich hinpfiff. Dabei begleitete ihn eifrig der erst vierzehnjährige dicke, krausköpfige Stallbube Martin, mit dem Stiele seines Taschenmessers einen frisch geschnittenen Weidenzweig auf dem runden Schenkel klopfend, um daraus ein vollkommneres Blasinstrument zu Stande zu bringen.

„Hast du dem Schimmel den Schenkel gewaschen?“ fragte Friedrich.

Ja, eben komme ich aus dem Stalle, aber die Wunde ist sehr aufgelaufen und der Gaul zieht das Bein bis unter den Leib.

„Der arme Teufel wird an die verdammten Kannsteiner Bolzen denken.“

Nun, der Junker, der da oben im Fenster seine Beinschienen blank macht, wird sie auch so bald nicht vergessen; sie haben ihm ein gutes Stück Eisen aus der Schulter gezogen. Aber — setzte Martin fröhlich hinzu, ich freue mich, daß ihr endlich alle wieder da seyd, wenn auch nicht mit ganz heiler Haut. Ich sah euch gestern zuerst um die Ecke bei der Mühle heranziehn. Wie lange ist es her, daß ihr vor dem verwünschten Kannstein gelegen habt?

„Wie lange wirds sein! am vergangenen Dienstag ists sechs Wochen gewesen, daß die Fehde mit dem Mengeringhäuser Fastnachtspectakel anfing. Da hättest du bei sein sollen, Junge! ich war mit unsern beiden Knappen hingeritten. Alles jubelte auf dem Rathhause mit Mummerei, Spiel und Tanz. An Getränke fehlte es nicht, so daß es auch der Dienerschaft reichlich zukam, und die Bürger waren so zuthulich, daß sie ordentlich ihre Freude daran hatten, wie die Junker ihre Töchter herumschwenkten. In der besten Lustbarkeit aber hieß es „Feuer!“ der Rabe von Kannstein ist eingebrochen! die Glocken stürmten, und wie wir die Treppen herunter auf den Kirchhof stürzten, schlug die Flamme vom Berge

her schon so hoch empor, daß es schien, als stehe der schiefe Thurm wie ein schwarzer Pfahl mitten in der Lohe, vor der die Lichter hinter den Rathhaus-Fenstern ganz blaß wurden. Da gab es ein Schreien, Rennen und Arbeiten! die guten Mengeringhäuser liefen auf ihren hohen Steinwegen umher wie die Mäuse auf dem Fensterrahmen, wenn sie die glühenden Augen der Katze in der Kammer gewahr werden. Das war ein Fastnachtsspiel! die Weibsleute flogen kreischend nach den Brunnen, die Musikanten nach dem Sprützenhause, und die Hanswürste stülpten die Pickelhauben auf die Narrenkappen, warfen die Pritschbretter fort, und griffen nach Kreuzdegen, Morgensternen und Hellebarden.

Schlugen sie dann ordentlich drein? fragte Martin in vollen Eifer.

„Das will ich meinen, und sämmtliche Junker, die mit getanzt hatten, waren auch mit der Klinge bei der Hand. Es kostete außer drei Todten nur ein paar blutige Köpfe und das Kannsteiner Volk mußte auf seinen Leitern über die Mauer zurück. Der verwegene Rabe in seiner schwarzen Rüstung war der Letzte und hat auch wohl etwas erwischt, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehn, wie ihm bei einem herzhaften Hiebe eine Achselschiene herunterflog. Doch was halfs, eine ganze Hinterstraße mit 52 Häusern lag in der Asche.“

Das ist ihnen wieder eingetränkt! rief in offener

Schadenfreude der Kleine. Wie ihr nach Acht Tagen hinunter zoget und ihnen die Nester Leitmar und Heddinghausen anstecktet, haben wir unsere Lust gehabt an dem rothen Schein, der über dem Wetterholze am Himmel hinauf leuchtete, daß man hier am Schloßberge Geld zählen konnte in der stockfinstern Nacht.

O wir hätten — fuhr Friedrich ärgerlich fort — den verwetterten Raben auf seiner kahlen Klippe bald ausgehungert und den Horst gefegt, wenn nicht vorgestern die Kölnischen mit den Hessen dazwischen gekommen wären, den Span zu vergleichen. Wie das zu Stande war, kam es heraus, daß sie die letzten Acht Tage nur noch ein Schwein auf der Burg gehabt hatten, das sie alle Morgen in den Schwanz kneipten und zum Schreien brachten, um uns weis zu machen, es würde immer frisch darauf los geschlachtet — die Spitzbuben!“

Hier unterbrach sich das Zwiegespräch, weil Else, die junge Hausmagd, aus dem Schlosse zum Brunnen kam.

Wie das frische Mädchen im vollen Mieder mit hochaufgestreiften Hemdärmeln, die Linke auf die kalte Schulter des heiligen Nepomuk stützte, dann den rechten wohl geformten runden Arm mit der blanken zinnernen Kanne ausstreckte, die breiten Flechten auf die Seite warf und das lebenslustige rothwangige Gesicht mit schalkhaftem Blicke nach der

Stalljugend wandte, war das eine Figur, wie sie sich nicht selten noch zu unserer Zeit an den Waldeckischen Brunnen sehn lassen, und wohl geeignet, die Gedanken eines jungen Menschen in einen andern Strich zu steuern. Wenigstens zeigte der sonst ziemlich gesetzte Friedrich offenbar eine veränderte Richtung, indem er, sich wendend, von der Erzählung seiner Abentheuer plötzlich abkam und mit gutmüthiger Zuversicht der jungen Magd zurief: „Else, da für unser einen das Märzbier noch nicht angesteckt ist, magst du mich einstweilen einmal aus deiner Kanne trinken lassen.“

Ei, hast wohl noch den Kannsteiner Krieg in den Gliedern, daß du nicht selbst zum Brunnen kommen kannst, war die schnippische Antwort.

„Reich' mir einmal die lange Peitsche von der Mauer herüber Martin“ — sprach halblaut der Reitknecht — aber das Mädchen war schon flink heran gesprungen, drückte dem Durstigen die volle Kanne vor den Mund, daß das Wasser über den Koller lief und schuppte ihm mit der andern Hand das rothe Käppchen vom Ohre, daß es über die Mauer in den Garten flog. Friedrich ließ sich nicht irre machen, hielt das Mädchen am Halse fest, trank sich gemächlich satt, setzte dann ab und sagte ganz phlegmatisch:

„Hör einmal Else, wenn du Mützen säen willst, so sieh' zu, daß du einen Ableger von der Frau

Pfennigmeisterin ihrer großen Haube kriegst, vielleicht geht dann für dich etwas auf, wo du ehrlich unter kommst.

O, Junge — erwiederte sich losreißend, etwas empfindlich das Mädchen — wenn du deßhalb so lange in die Kanne geschaut hast, um den dummen Schnack zur Welt zu bringen, so magst du dein Bischen Grütze sparen für deine eigene Suppe.

„Gibt es hier einen Streit, so will ich Frieden stiften, Kinder!“ ließ sich plötzlich eine bekannte freundliche Stimme vernehmen. Als sich die Sprechenden erschreckt umsahen, stand dicht hinter ihnen der Pater Fidelis von den Augustinern aus dem nahen Kloster Volkhardinghausen, ein rüstiger hübscher Mann von etwa fünfzig Jahren, dessen untersetzter ziemlich beleibter Bau durch eine gewisse Behendigkeit und noch mehr durch das einnehmende geistreiche Gesicht sehr zu seinem Vortheil gehoben wurde. Unter der hohen, breiten Stirn blickten die, von hoch geschwungenen Braunen beschatteten großen schwarzen Augen so offen wohlwollend, und doch so durchdringend, fast schalkhaft hervor, daß ihre Gewohnheit über die Klostermauern hinauszuschauen am Tage lag, und es schien, als strebten sie, den frommen Beruf mit den weltlichen Interessen heilbringend zu vereinigen. Die kurze etwas gehobene Nase, die vollen frischen Wangen und das abgerundete Kinn trugen einen etwas mehr materiellen Charakter, dem

jedoch der schöne, kleine halbgeöffnete Mund mit unvergleichlich erhaltenen Zähnen etwas jugendlich Anmuthiges gab.

Friedrich, Else und Martin waren den allgemein geachteten geistlichen Herrn, der sich auf seinem gewöhnlichen Pfade durch das kleine Mauerpförtchen genah't hatte, nicht sobald gewahr worden, als sie sich tief vor ihm neigten, um ehrerbietig sein heiliges Gewand zu küssen. „Friede sey mit Euch Kinder!“ sprach er die Hände auf ihre Häupter legend, mit einer herzlichen volltönigen Stimme, und fragte dann zu Else gewandt: „Ist die gnädige Herrschaft zu Hause?“ Ja Herr! erwiederte zutraulich das Mädchen, ich will sogleich Euch ansagen, und sie ging voraus nach dem Schloßthore, über dem sich der Waldeckische Sternschild zwischen den Wappen der gräflichen Häuser von Nevenar und Tecklenburg zeigte, während unten zu jeder Seite ein steinerner Löwe das Haupt empor hob. Der Mönch wollte eben in den Thorweg einbiegen, als ihm schnell eine Gestalt entgegentrat, deren Erscheinen einen Fremden hätte überraschen müssen. Es war eine Jungfrau von ungemeiner Schönheit im fröhlichen Wonnemond des Lebens, deren erster Anblick auch entzückte, wie ein heiterer glücklicher Frühlingstag, wobei man nicht weiß, ob die goldene Sonne, der reine blaue Himmel, ob die Farben-Pracht und der süße Duft der Blüten, ob der laue, warme Hauch der Luft und

das Regen des jungen Lebens, oder ob die freudigen Stimmen des Waldes unser Herz mit Lust und Wonne erfüllen. So blieb man auch bei diesem bevorzugten Kinde der Natur im Zweifel, war es die reine, ideelle Schönheit des Antlitzes und der tadellose Bau des Körpers, war es die, über jeder Bewegung der Glieder schwebende Anmuth, war es das Besondere, Originelle des ganzen Äußern, oder waren es die klangreichen Töne des lieblichen Mundes, denen der Zauber angehörte, welcher alle befing, die der Holden nahe kamen. Das Volk hatte sich in seiner einfachen Bezeichnungs-Weise zu helfen gewußt, denn es kannte die junge 16jährige Gräfin von Waldeck nur unter dem Namen der „schönen Eva." Ihr glänzendes lichtbraunes Haar, das, auf der hohen edlen Stirn gescheitelt, über dem Haupte ein goldner Pfeil zusammen hielt, so daß nur wenige volle Locken nach dem Nacken herabfielen, war so reich, daß es aufgelöst die ganze Gestalt hätte bekleiden und verhüllen können. Die seelenvollen, lebensfrohen blauen Augen mit den zarten Braunen und den langen dunkeln Wimpern, die feine von der Stirn grade absteigende Nase, die rosig blühenden Wangen, die purpurnen nicht zu vollen Lippen des lieblichen Mundes, mit dem blendenden Schmelz der kleinen, zierlich geformten Zähne, das reizende Oval des leicht gehobenen Kinns, und dazu die wundervolle Färbung der reinen durchsichtigen Haut,

vereinten sich zu einem Antlitz, wie es in unserm Welttheile selten gesehn, und nur noch in den glücklichen Gegenden heimisch gefunden wird, wo die ersten Menschen gewandelt haben sollen. Dazu hatte die Natur unserer Eva einen Wuchs verliehen, dessen harmonisches Ebenmaaß ein plastisches Muster bot, und dessen Reitze noch ungemein erhöht wurden durch die Behändigkeit und anmuthige Gewandtheit, welche angeborene Lebhaftigkeit und kräftige Übung den schönen Gliedern erworben hatte. Auch die Tracht der Gräfin, die zwar im Allgemeinen der Sitte jener Zeit folgte, jedoch in einzelnen Theilen nach ihrem eigenen Sinn, und nach ihrer Lebensweise verändert war, mithin manches Besondre, ja Originelle zeigte, verdiente bei großer Einfachheit, keineswegs den Vorwurf, der schönen Form Eintrag zu thun. In dem Augenblick, wie jene uns eben im Thore erschienen ist, trug sie eine, damals gewöhnliche, mit schmalen Zobelstreifen besetzte Tunika von grünem Sammt, die um die Schultern und Ellenbogen mit weißem Atlas ausgeschlitzt und in der Taille mit einem Gürtel von kunstreicher Augsburger Goldarbeit umschlossen war. Diese Tunika reichte nicht völlig bis zu den Knieen, wo das blendend weiße Schaal-Kleid von weißer Kaschemir-Wolle herabfiel bis zu den Knöcheln, welche schlüssige zierliche Schnürstiefel von weichem braunen Leder umfiengen, über denen man noch den Spitzen-

schmuck weiter Müsselin-Beinkleider gewahr werden konnte.

So begegnete die schöne Eva, wie wir sie mit der Volksstimme nennen wollen — im Burgthore dem anscheinend wenig überraschten, aber erfreuten Pater Fidelis, der ihr sein „Gott zum Gruß liebe Gräfin“ mit leichter Verbeugung heiter entgegenbrachte. Sie aber sprang launig auf den Rücken des zur Seite lagernden Löwen und hochaufgerichtet diesen nur mit der großen Zehe des linken Füßchens drückend, in der erhabenen Rechten drohend einen kleinen Schlüsselbund schüttelnd, rief sie scherzend in komischem Zorn:

„Väterchen, Väterchen, ist das erlaubt! ihr kommt mir zum Verdruß wieder zu Fuß in einer Zeit, wo noch kein Fußpfad trocken ist. Weßhalb hab ich euch denn mein altes Puttchen geschenkt und monatlich zwei Säcke des schönsten Külter Hafers für dasselbe bestimmt?“

Verzeiht — fiel der Mönch freundlich ein — es darf ein Diener der Kirche und der Menschen sich des Fußgehens nicht entwöhnen.

Ach nein, bemerkte neckend Eva, das hat ganz andere Gründe, ich weiß es, ihr könnt euch mit dem guten Thierchen nicht vertragen. Dort von der Terrasse habe ich euch neulich nachgeschaut, als ihr heimrittet, da fing die Uneinigung bei dem Popengrund schon an, und als ihr auf die Hegewalme

kamt, wollte mein Puttchen bei der Ölmühle nicht vorbei, drehte sich um, setzte euch gemächlich auf den Rasen und wäre gewiß wieder zu mir herauf gekommen, wenn es nicht der Hirtenbube aufgefangen, und hinter euch her nach dem Kloster geführt hätte. Nun habe ich nicht gute Augen?

Das — erwiederte der Mönch — müßte der edelste Ritter mit seinem Schwerdte bekräftigen, wenn gleich meine eigene Ritterschaft vor der hohen Beaugenscheinigung schlecht bestanden ist.

Laßt euch das nicht verdrießen, frommer Herr! Übung macht den Meister, aber jetzt kommt zu meinem Vater, er hat sich bald nach Tisch in unser Wohnzimmer zurückgezogen, und euch schon seit einer Stunde erwartet, um in gewohnter Weise mit euch zu besprechen, was in der Welt vorgeht, dessen heut wohl viel sein wird, da die neuen Augsburger Relationen angekommen sind.

So redend führte sie den Mönch ins Schloß über die Wendeltreppe durch einen langen Gang zum Wohnzimmer.

Die hohe weite Stube war, in Vergleich mit den Einrichtungen unserer Zeit sehr einfach ausgestattet, jedoch nicht ohne Bequemlichkeit, genoß auch vor den damaligen bewohnten Räumen den erfreulichen Vorzug einer ungemeinen Sauberkeit und ungewöhnlicher Helle, welche letztere sie besonders einem großen Erker verdankte, der nach Osten mit drei Fenstern

auf die Hessischen Gebirge zeigte, während ein Fenster nach Mittag das Städtchen übersehn ließ, und ein Fünftes gegen Norden zwischen den Wäldern hindurch, den Blick auf die Ebene und die Thürme der Stadt Volkmarsheim eröffnete.

Nicht weit von dem ungeheuern, die ganze Schöpfungs-Geschichte darstellenden Ofen, hinter einem großen Tische von schönem Eschenholze, in einem hohen Lehnstuhle saß der alte, ehrwürdige Graf Otto von Waldeck, den schon zwei Generationen der Unterthanen seines Landes-Antheils gewohnt gewesen waren, Vater zu nennen. Er hatte seit Kurzem sein Sieben und Achtzigstes Jahr angetreten und war mit dem Anfange des Jahrhunderts geboren, das sich jetzt seinem Ende neigte, und doch hatte die Zeit diese mächtige Gestalt so wenig gebeugt, daß es schien, als sei ihr die Kraft und die lange Jugend der Patriarchen beschieden gewesen. Das silberne Haupt mit einem goldbesetzten Sammtmützchen bedeckt, und den schönen grauen Bart sorgfältig gepflegt, saß der alte Dynast so vollständig angekleidet, daß er sich auf den ersten Ruf des Thorwarts sofort hätte die Rüstung wieder anlegen lassen können, deren er erst gestern ledig geworden war.

Wie jetzt die geliebte Tochter eintrat mit den Worten: „Hier bester Vater bring ich unsern guten Fidelis“ und bei dem ehrerbietigen aber zutraulichen „Dominus vobiscum“ des Mönchs, das Mützchen

rückend und die Hand zum Willkommen ausstreckend der Graf sich erhob, konnte man selbst in jener noch kräftigen Zeit sich einbilden, den Abkömmling eines riesigen Menschengeschlechts vor sich zu sehn. Dabei war, trotz des hohen Alters, die kräftige fast stolze Haltung des im Harnisch ergrauten Ritters so gebietend, daß sie im ersten Moment dem Fremden eine gewisse ehrerbietige Scheu einflößte, der aber bald die milde Freundlichkeit des schönen blauen Auges und ein eigenes wohlwollendes unwiderstehlich einnehmendes Lächeln ein unbedingtes Zutrauen beigesellte.

Als der Graf sich niedergelassen und am Tische gegenüber dem Gaste seinen Platz angewiesen hatte, brachte dieser zunächst seinen Glückwunsch dar wegen der gestrigen Heimkunft aus der Kannsteiner Fehde und konnte nicht unterlassen, dabei zu erwähnen, wie es ein allgemeines Anliegen der Unterthanen sei, daß sich ihr über alles geliebter gnädiger Herr in seinem Alter dergleichen Fährlichkeiten nicht ferner aussetzen, sondern der wohlverdienten Ruhe pflegen möge.

Mein Freund, erwiederte hierauf der Graf, ihr wißt selbst, daß bei diesem Zuge mein lieber wackrer Vetter vom Eisenberge, dem ich gleich Anfangs meine Leute folgen ließ, das Beste gethan hat. Wenn ich, ganz überflüssiger Weise, in den letzten Tagen auch noch hinabritt, so geschah dieß im Grunde nur auf Antrieb eingewurzelter unüberwindlicher Gewohnheit,

die einen alten Klopffechter nicht ruhen läßt, sobald sich eine tüchtige Rauferei in der Nachbarschaft aufthut.

Aber, mein Vater, schaltete Eva ein, hast du vergessen, wie ich dir vor drei Jahren versprach, auf die Jagd und wo du sonst hinziehen mögtest, stets mit dir zu reiten, wenn du nur den hohen Sattel daheim lassen und die Streithengste auf Gnadenbrod setzen wolltest.

Das wird sich alles geben gutes Kind, mit der merklichen Abnahme meiner Kräfte, oder auch vielleicht mit dem diesjährigen, wiederum nach Worms ausgeschriebenen großen Reichstage, worauf unser glorwürdiger Kaiser Maximilian beabsichtigt, endlich einen ewigen Landfrieden und zugleich ein allgemeines oberstes Reichsgericht zu unblutiger, trockener Schlichtung alles vorfallenden Streites zu stiften.

Jedoch davon das Weitere nachher bei unsern Augsburger Neuigkeiten, vorerst liebe Eva, laß uns einmal sehen, was du in meiner Abwesenheit gutes Neues vom lieben alten Vater Rhein erhalten hast.

Eva, die jedesmal, wenn ihr Vater über seine Jahre oder fühlbar werdende Schwäche ein Wort fallen ließ, von einer augenblicklichen Wehmuth übermannt wurde, fuhr auf, wie aus einem schweren Traume, küßte jedoch mit der heitersten Miene stillschweigend dem theuren Vater hastig die Hand und ging, um dem Kellermeister die nöthige Weisung geben zu lassen, indem sie nebst vielen andern Ämtern

auch das eines Leib-Mundschenks schon lange übernommen hatte.

Während dem fuhr der Graf, zu seinem Gaste gewandt, lächelnd fort: Ja, frommer Herr, mein eigener Wagen ist von Frankfurt mit guten Fässern so wohl befrachtet zurückgekommen, daß die Leute von Marburg aus in den bösen Wegen haben doppelten Vorspann nehmen müssen. Auch hat mein langjähriger Freund und Gönner der Kurfürst von Mainz ein gutes reichliches Pröbchen edlen Johannesbergers hinzuthun lassen, davon die Hälfte zwischen meinen beiden Vettern getheilt, und das Übrige für Fest- und Freudentage verspart werden soll. Nun mi domine, sind das nicht erfreuliche Aussichten?

Für einen Knecht der strengen Regel des heiligen Augustinus sollten eigentlich die Aussichten so lockend nicht sein, sagte Pater Fidelis, mit einer Miene, die jedoch von dem sauren Ernst weit entfernt war.

Ja, mit eurer strengen Regel hat es viel zu bedeuten! Es werden nächsten Sommer grade dreißig Jahre, daß ich mit Hülfe Bischofs Simon von Paderborn die liederlichen Weiber aus dem Kloster Wolkhardinghausen herausjagte, und euch sogenannte regulirte canonicos Augustini hineinsetzte, aber wenn sich die Mauern fragen ließen, würde man vielleicht in Zweifel gerathen, ob die Mönche besser seien, als die Nonnen.

Wenigstens — erwiederte Fidelis, scheint Ew. Gnaden gegen Erstere nachsichtiger zu denken als gegen die Letztern; da kürzlich auch im Kloster Arolsen die Benedictiner-Nonnen den Antoniter-Mönchen haben Platz machen müssen.

Allerdings! weil mich auch im gemeinen Leben ein Flecken an der Schürze verdrießlicher macht als am Kittel. Indessen, wenn ich gleich, hinsichtlich der Kirchenzucht keinen Spaß verstehe, so ist mir doch die Duckmäuserei unausstehlich. Gott der Herr will, daß die Kreatur sich erfreue und wer das verkennt, ist mit Blindheit geschlagen, oder ein Heuchler.

Und als eben die Gräfin wieder hereintrat mit einem Diener, der eine große silberne Kanne nebst zwei goldenen Bechern ihr nachtrug und solche auf den Tisch stellte, fuhr ihr Vater freundlich fort:

So, mein Kind, du bringst uns den besten Text zu diesem Kapitel, wir wollen ihn gemächlich abhandeln.

„Gesegne es Gott!“ sagte Eva die großen Willkommen oder Becher füllend, von denen der des Grafen in getriebener Arbeit den vaterländischen Berg darstellte, aus dessen reichen Schachten sein edles Metall hervorgegangen war, nemlich den Eisenberg, dessen Gipfel die stolze Burg krönte, während man an seiner Seite ein Häufchen niedriger Hütten gewahr wurde, worin die Bergleute des Goldwerks hausten, dessen Ertrag zu jener Zeit die Auf-

merksamkeit und Theilnahme der Augsburger, Nürnberger, Straßburger und Magdeburger Kaufherrn erregte.

„Danke dir, gutes Töchterchen,“ sprach der Graf — und „wohl bekomm's euch Fidelis, ihr solt heut die Vesper einmal schwänzen und zur Entschuldigung beim Abte mein Siegel mitnehmen.“

Ich werde zu folgen wissen, da ich Ew. Gnaden als unsern summum episcopum betrachte, in einer Zeit wo das Römische Oberhaupt sich nichts um uns bekümmert, erwiederte Bescheid thuend der Mönch.

Die Gräfin hatte sich in den Erker begeben und zu ihrer Stickerei vor das Fenster gesetzt, von dem man den Schloßhof und einen Theil der Stadt übersehen konnte. Die Männer aber nahmen, nach vorläufiger, gründlicher Prüfung des neuangekommenen Weines mit großem Behagen die sogenannten Augsburger Relationen vor, welche seit ganz Kurzem in Briefform erschienen und die ersten Anfänge der Zeitungen waren. Wenn damals, wo es in Deutschland noch keine geordnete Communicationen gab, wo Vorfallenheiten sich meistens nur durch Gerüchte verbreiteten, und sichere Nachrichten nur durch Boten kommen konnten, wo der Fürst Franz von Thurn und Taxis erst noch über dem großen Plane des General-Postwesens brütete, wenn gleich in jener Zeit die Augsburger Briefe nicht den Namen von Tagblättern verdienten, sondern mit den Erzählungen ihrer

Begebenheiten gewöhnlich viele Monate zurückstanden, so flößte doch diese erste karge politische Nahrung, die man der jungen, noch in den Incunabeln liegenden Presse verdankte, ein so unglaubliches allgemeines Interesse ein, daß man davon in unserer Zeit, wo die am Dienstag zu Paris gehaltenen Staatsreden am nächsten Freitag in den Kaffee- und Weinhäusern zu Frankfurt in doppelten Exemplaren für jeden Kanngießer auf dem Tische liegen, sich schwerlich einen Begriff machen kann. Diese Augsburger Relationen, die bald zunächst in Wien, Regensburg und andern Städten Nachahmungen fanden, bis Hundert Jahre später erst das Frankfurter Journal die Reihe ordentlicher Zeitungen eröffnete, haben vielleicht mehr dazu beigetragen, den Eifer für die edle Lesekunst zu verbreiten als die ersten gedruckten Bibeln. Die Exemplare jener Relationen, zu deren ersten Besitz nur hochstehende oder vermögende Personen gelangten, wurden nimmer wie heutiges Tages zu Maculatur herabgewürdigt, sondern im ununterbrochenen Laufe von Grafen zu Rittern, Knappen, Beamten, Kaufleuten und Bürgern zu Atomen zerlesen, wobei dann die als Lectoren und Interpreten dienenden Schriftkundigen unter den geistlichen Herren oft genug Gelegenheit und Vorwand gewannen, die trocken gewordenen Kehlen anzufeuchten.

Überlassen wir nun die zwei Männer, und die beiläufig zuhörende Gräfin ein Weilchen dem Genuß

besagter Relationen, welche mancherlei berichteten über den bevorstehenden Reichstag zu Worms, über die damals noch neuen Schrecken der Türkischen Einfälle, über das von Christoph Columbus entdeckte Land im Atlantischen Ocean, nebst einem reichen Anhange von seltsamen Naturerscheinungen, bedenklichen Vorbedeutungen und schauerlichen Mordgeschichten.

Wir wollen indessen die wenigen eingeführten Hauptpersonen dieser kleinen Erzählung nach ihren Verhältnissen, so weit es nöthig sein dürfte, näher ins Klare zu stellen suchen.

Unser Graf Otto VI war ein Urenkel von Heinrich dem VIII mit dem Beinamen des Eisernen, welcher letztere die Grafschaft Waldeck vor Hundert Jahren allein besessen, dann aber unter seine beiden Söhne Adolph V und Heinrich IX getheilt hatte. Adolph, der Großvater unseres Grafen, erhielt Landau zu seiner Residenz und war Stifter der Landauer Linie, Heinrich der IX aber, mit dem Beinamen Bellicosus hauste auf dem Eisenberge und wird als Stammvater des ältern Eisenberger Zweiges betrachtet, der mit seinen beiden Enkeln Philipp I und Philipp II sich wiederum theilte, indem der Erstere die ältere Wildunger Linie gründete, während der Andere den Eisenberger Stamm fortpflanzte.

So lebten in dem Eingangs bemerkten Jahre unserer Erzählung drei regierende Grafen von Waldeck,

nemlich:

1) unser Graf Otto VI auf Landau im Besitz der halben Grafschaft,

2) der Graf Philipp II auf dem Eisenberge,

3) der Graf Heinrich XI ein Sohn von Philipp I auf Schloß Wildungen.

Jedem der beiden letztgenannten Grafen stand nur ein Viertheil des Landes zu, das jedoch alle drei Herren zusammen regierten, durch die gemeinschaftliche Canzlei, welche in der Hauptstadt Corbach ihren Sitz und damals den Sammt-Canzlar Volmer Löskén, einen Priester, an ihrer Spitze hatte.

Graf Otto war bereits 51 Jahr alt, als sein Vater das Zeitliche segnete, und ihm die Regierung hinterließ. Dessen ungeachtet vermählte er sich erst fünf Jahr nachher mit der Gräfin Meta von Nevenar, welche jedoch bald starb, ohne ihm Nachkommen gegeben zu haben. Später nahm er die Gräfin Elisabeth von Tecklenburg zur Gemahlin, die ihm in seinem hohen Alter, die schöne Eva, als einziges Kind, schenkte. Elisabeth galt mit Recht als Muster einer edlen deutschen Hausfrau. Von einer sorglichen Mutter erzogen, hatte sie in dem, ihrem Stammhause nahe gelegenen Frauenstift zu Osnabrück, bei ungewöhnlichen Geistesanlagen eine, für jene Zeit ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung erhalten. Damit vereinte sie einen zarten frommen Sinn, eine sich gleich bleibende heitere Laune, einen unermüdlichen

stets Beschäftigung suchenden Fleiß und eine Liebe zu strenger Ordnung, die sie auch ihrer ganzen Umgebung dergestalt zu übertragen wußte, daß sie nicht allein regierende Gräfin, sondern auch wirklich regierende Frau im Hause war.

Diese trefliche Mutter leitete und bildete ihre geliebte einzige Tochter in derselben Weise, wie sie selbst erzogen war. Und wenn dabei ein durchaus consequentes Verfahren, unter Verläugnung der mütterlichen Zärtlichkeit, zuweilen sogar den Schein von Strenge annahm, so war dieß für das liebliche, von allen Seiten geschmeichelte Kind um so heilsamer und um so nöthiger, als der, bei Fehden und auf der Jagd oft abwesende, auch von Geschäften in Anspruch genommene Vater seinen Liebling die kleine Eva seltener sah, sie dann stets in der liebenswürdigsten Laune traf, und nicht umhin konnte, ihr vielleicht mehr als billig die weiche Seite zu zeigen. Frömmigkeit, Fleiß, Wahrhaftigkeit und Menschenliebe, waren die vier Elemente, welche die Mutter durch beständige Übung dem jungen Gemüthe zu eigen machte, und dadurch früh einen Charakter bildete, von dem zu erwarten war, daß er sich in jedem Lebensverhältnisse bewähren und unter allen Umständen Achtung und Liebe erwerben werde. Als der Graf die Nonnen aus Volkhardinghausen entfernt, das Kloster mit vielen Kosten neu erbaut, und dort Augustiner Mönche eingeführt hatte, veranlaßte

es Elisabeth, daß von Osnabrück der Pater Fidelis dorthin versetzt wurde, den sie zum Lehrer ihrer Tochter bestimmte. Dieser war ihr nämlich wegen eines reichen Schatzes von Kenntnissen, dann wegen seiner Neigung zu Kindern und der besondern Gabe, sich ihnen mitzutheilen, früher bekannt gewesen. Fidelis rechtfertigte auch vollkommen die von ihm gehegte Erwartung, er wußte bald das Zutrauen der Kleinen zu gewinnen, und in den ersten Jahren die Anfänge des Wissens ihr spielend beizubringen, so daß sie das eigentliche Lernen, in Vergleich mit ihren übrigen geregelten Beschäftigungen, fast nur als Erholung und Belohnung zu betrachten gewohnt war. Die einzelnen Buchstaben malte er mit den schönsten lebhaftesten Farben, aber jeden Tag nur Einen, und so hatte das Kind nach fünf und zwanzig Tagen das ABC inne für sein ganzes Leben. Von jedem Lande, von jeder Weltbegebenheit gab es nach und nach ein Bildchen, und jedes Bildchen begleitete ein kleiner Vers, der sich bald einprägte und ein Denkzettelchen wurde, für alles dasjenige, was nebenbei in vergnüglicher Weise ausführlicher erzählt worden war. Indem so die Wissenschaft eine liebenswürdige Gestalt erhielt, erwachte auch bald eine ernstliche Liebe zu ihr. Ehe die junge Gräfin das zehnte Jahr zurück gelegt hatte, war sie mit dem besten Theile der alten klassischen Literatur bekannt, und konnte sich über dieselbe in deren eige-

ner Sprache mit ihrem Lehrer unterhalten, was in jener Zeit nicht sonderlich auffiel, weil damals noch das Lateinische nicht blos bei den eigentlichen Gelehrten zu finden, sondern, wie nachmals das Französische, die Umgangssprache der höheren Stände war. Allenthalben, wo wir noch Unterhaltungen und Gespräche aus dieser Zeit zwischen den Grafen von Waldeck — ja selbst zwischen Vater und Sohn — nach eigenen Worten aufgezeichnet finden, sind dieselben in Römischer Zunge ausgedrückt. Ja noch der Enkel des oben erwähnten Philipp II, genannt Wolrad II, der auch den Beinamen Doctus erhielt, stand mit Luther und Melanchthon in lateinischer Correspondenz.

Wenn es nun nicht zu verkennen war, wie ungemein verständig und umsichtig die Gräfin Elisabeth die Erziehung ihrer Tochter leitete, so mußte es um so mehr ein allgemeines Bedauern einflößen, daß die Vorsehung sie so früh von der Erfüllung dieser süßen Pflicht abrief, und die Edle einem Kreise, einer Stellung entnahm, wo ihr einsichtiges Walten, ihre überall eingreifende, wohlthätige Fürsorge von allen Seiten mit Schmerzen entbehrt wurde. Eva hatte eben das zwölfte Jahr angetreten, als sie in einer dunkeln Mainacht den Fackelzug an dem Schloßberge hinunter gehn sah, der die irdische Hülle ihrer theuern, über alles geliebten Mutter nach der Abtei Flechtdorf geleitete, um sie bei den dortigen Cisterziensern der ewigen Ruhe zu übergeben.

Wie die letzten Fackeln von der, am Schloßberge in voller Blüte stehenden großen Kastanie, die sie einen Augenblick wie einen prachtvollen Christbaum erhellten, endlich ihre Vergoldung abzogen, und dies Bild der Kinderfreude in trostloser öder Finsterniß zurückließen, da sank auch das erschütterte Kind, als sei ihm alle Lust und Herrlichkeit für immer in Nacht vergangen, trostlos hin, unter der Gewalt des thränenreichen Schmerzes, der dem bekümmerten Vater selbst nicht Kraft genug gelassen hatte, seinen Liebling aufzurichten.

Aber bald zeigte sich die wunderbare Macht eines reinen edlen Gemüths. — „Eva du bleibst nun allein beim Vater“ mit diesen Worten, die noch ein fester Händedruck begleitete, war die Mutter geschieden, und diese Worte brachten die ihrer würdige Tochter wieder zu ruhigerem Bewußtsein. Sie erkannte den Sinn des heiligen Vermächtnisses, ermaß den vollen Umfang der Verpflichtungen, welche dasselbe ihr auferlegte, und rief die ganze Kraft ihrer Seele hervor zu dem ernsten, festen Vorsatze, das Mögliche zu versuchen, ihrem theuern alten Vater Ersatz zu leisten, und die Stellung zu erobern, welche die Geschiedene in Liebe und Wohlthun behauptet hatte. Dieser, ihr ganzes Wesen erhebender Vorsatz, dieser heilige Wille, worin sie eine Engelstimme zu bestärken schien, machte den Wendepunkt in Eva's Leben. Der Kindheit ent-

nommen, erschien sie als Jungfrau. Ihr Trachten ging dahin, Vorsteherin des Hauses, Mitverweserin des Staatshaushalts und erheiternde Gesellschafterin ihres gebeugten Vaters zu werden. Mit seltner Energie, bewundernswürdiger Ausdauer und mit einer ungemeinen Gewandtheit des Geistes sah man das edle Wesen in kurzer Zeit dieses schöne Ziel erreichen. Indem sie ihre bereits erworbene Kenntniß aller häuslichen Geschäfte unbemerkt rastlos bis in's Kleinste zu vervollständigen suchte, wußte sie ihre Befehle abzumessen, auf deren genaue Befolgung zu halten, und eine, bei ihrer Jugend auffallende Auctorität unter der häuslichen Umgebung zu gewinnen; indem sie sich bald eine vollkommene klare Übersicht des Rechnungs-Wesens verschaffte, wurde sie dem Grafen ein treuer Beistand in der Verwaltung; indem sie all ihr Wissen, den ganzen Reichthum ihres Gemüths und die Macht ihrer Laune aufbot, dem geliebten Vater einsame Stunden zu erheitern, erfüllte sie dessen Herz mit Dank gegen den Himmel für die liebliche Stellvertreterin seiner zu früh geschiedene Lebensgefährtin. Bald gelangte sie dabei zu einer anmuthigen Leichtigkeit im Umgange mit Andern. Ein durchdringender scharfer Verstand, schnelles treffendes Urtheil und ein gewisser natürlicher Tact ließ sie die verschiedenen, ihr vorkommenden Charaktere richtig nehmen, angeborene Gutmüthigkeit, Wohlwollen und möglicherweise ein Anflug

von sehr verzeihlicher, ja liebenswürdiger Eitelkeit veranlasste, daß sie sich leicht, in das Wesen, die Verhältnisse und besonders in die Liebhabereien Anderer hineindachte, so daß nach einer kurzen Unterhaltung mit ihr oft eine ganze Gesellschaft der verschiedensten Individuen gleich entzückt ward, und jeder geschmeichelt in dem stillen Glauben heimging: daß für ihn die junge Gräfin sich ganz besonders interessire.

Hatte Eva durch den frühen Tod ihrer Mutter die Anlehnung verloren, grade in einem Alter, worin solche einem jungen Frauenzimmer gewöhnlich am meisten noth thut, so nahm doch ihre Individualität aus diesem Unglück keinen Schaden, sondern gewann im Gegentheil dadurch an Kraft, Sicherheit, Freiheit und Originalität; wie ein frohwüchsiges Bäumchen, dem es gelingt, ohne Stütze empor zu kommen, sich noch elastisch und keck in dem Sturme wiegt, der die gezogenen Stämme zum Seufzen bringt. Ein Aufenthalt von einigen Monaten an dem befreundeten Hofe zu Cassel erweiterte den Gesichtskreis der Gräfin, ließ sie einen Blick in das höhere Weltleben thun, ihre eigene Stellung richtig beurtheilen und dabei manche schillernde Facetten der feineren Geschliffenheit aufnehmen, während der Charakter ihres ganzen Wesens schon zu fest gestellt und zu rein ausgeprägt war, als daß dadurch ihrer eigenthümlichen liebenswürdigen Natürlichkeit hätte Ein-

trag geschehen können. Die Einwohner von Landau und der Umgegend bemerkten nach ihrer Heimkunft keine Veränderung. Die Gräfin wußte nach wie vor die Hütten der Nothleidenden zu finden und die Lust der Fröhlichen zu theilen; von keinem Kinde hatte sie den Namen vergessen, und war selbst ein heiteres, lebensfrohes, glückliches Kind geblieben.

Kehren wir endlich zur Unterhaltung der uns in ihren nächsten Verhältnissen bekannt gewordenen Personen zurück.

Nachdem der Hauptinhalt der Augsburger Relationen sowohl, als der großen silbernen Kanne in Behaglichkeit hergenommen war, wandte sich bei der letztern Neige das Gespräch noch einmal auf die beabsichtigte Beseitigung der Privat-Fehden, ein Capitel, das in einer Zeit, wo noch der alte Vers galt:

"Rauben, Brennen ist nicht Schande,
"Das thun die Besten in dem Lande,"

ein unbedingtes allgemeines Interesse hatte.

"Ich", bemerkte Eva, von ihrer Arbeit aufstehend, "bleibe beim alten Sprichwort, und traue vorerst dem Landfrieden nicht. Nicht das halbe Stündchen bis zu eurem Kloster, lieber Fidelis, möcht ich allein reiten, wenn ich nicht auf die fixen Beine meines kleinen Pascha mehr vertraute, als auf alle Kaiserlichen Landfrieden, welche in jeder Schenke verhöhnt werden."

Ja, sagte der alte Herr, sein Haupt leicht schüt-

telnd und in den goldnen Becher schauend, wenn ich bedenke, daß — die Bestrebungen früherer Zeiten ungerechnet — ich allein Vierzehn Päbste und, mit Einschluß unsers glorreich regierenden Herrn, Sieben Römische Kaiser erlebt habe, die alle mehr oder weniger, jedoch bis hierhin ohne sonderlichen Erfolg, bemüht gewesen sind, den Privatgebrauch von Schwerdt und Lanze zu verfehmen, und den Krieg für sich allein gewissermaßen als ein Regal zu reklamiren, so hege ich gegründeten Zweifel, daß in diesem und in den nächsten Jahren alle Händel vor das Kammergericht kommen werden, welches der heurige Reichstag zur Welt bringen soll.

Wenigstens, bemerkte Fidelis, gehörte dazu die Resolution des Kurfürsten Joachim von Braunschweig, der im vergangenen Jahre Siebzig Ritter vom Stegreif zum Galgen promovirte, und wegen eines kleinen nächtlichen Abentheuers, das den Beutel eines unbedeutenden Reisenden um einige Goldgulden leichter gemacht hatte, sogar seinem Liebling, dem von Lindenberger andern Morgens den Kopf vor die Füsse legen ließ.

Und am dritten Morgen, sprach Eva weiter, war an der Thür des Kurfürstlichen Schlafgemachs zu lesen:

„Jochinken, Jochinken, heude dick!
Wo wie dick kriegen, hangen wie dick.“

Aber, fuhr der Mönch fort, wie ist es dem Ver=

fasser dieser Scriptur, so ernstlich er es auch mit Erfüllung der Drohung meinte, endlich ergangen? Armer von Otternstädt, dein Kopf ist zum Knopf geworden, der zu Köln auf dem Köpeniker Thore die Krähen zu Gaste bittet.

Ja, sagte die etwas gereizte Gräfin näher tretend, solch ein Exempelchen kann euch fromme Freunde des Weltfriedens und des Kirchenkrieges ordentlich erbauen! Eigentlich seid ihr Mönche an aller Weltverdrehung allein Schuld; Berthold Schwarz hat mit seinem höllischen Pulver das ganze Ritterthum angeschwärzt, denn jetzt thut der elende Troßbube, der für des Kaisers große Wagenbüchsen Purlepaus und Kehraus die Lunte anbläst, Größeres als Roland, Tankred und Rinald. Jammer und Schade, daß grade der ritterlichste Kaiser, unser edle, kühne, abentheuerliche Maximilian in die traurige Zeit fallen mußte, wo sein Element, die Ritterwelt zu Grabe geht; daß grade dieser deutsche Held, der auf dem vorigen Reichstage zu Worms den tapfersten und keckſten Franzosen Claudio di Batre, dessen Herausforderung kein Hofjunker annehmen wollte, im scharfen Zweikampf zu Boden warf, unerkannt in seiner schwarzen einfachen Rüstung, — daß grade dieser, mein hochverehrter, geliebter Kaiser, euch Federhelden und Pergament-Männern ein freies Feld bereiten muß! Bald wird die Zeit kommen, wo selbst die Degen in Pergament getragen werden,

und ein freier Mann für sein eigenes gutes Recht die Hand nicht mehr an den Griff bringen darf. Wär ich ein Knabe geboren, ich könnte ein Heide werden, um in der Wüste Freiheit zu behalten für mein Pferd und meine Waffen.

„Ja wärst du ein Knabe geworden Mädchen!" rief der Graf sich vergessend aus, aber mit der Hand über die Stirn fahrend und einen schweren Seufzer niederkämpfend, setzte er, seine Tochter mit dem rechten Arm sanft umfassend, liebevoll hinzu: „Nein, Nein mein Kind sei getrost, Gott hat es so besser gemacht, und für meine alten Tage gnädig gesorgt; ein Sohn könnte mir nicht sein, was du mir bist, liebe gute Eva, auch hätte ich einen Sohn nicht so lieb; — bleib nur noch ein Weilchen bei mir."

Die Gräfin barg sich an die Brust des theuern Vaters, drückte einen Kuß mit heißen Thränen auf seine Hand, raffte sich dann hastig auf und verließ plötzlich das Zimmer.

Der Herr hat Euch in dem Kinde gesegnet, sagte aufstehend der Mönch, ich will gehen und mit den Brüdern zu der heiligen Mutter beten, daß sie den Engel gnädiglich bewahre.

Amen, sprach der Graf in sichtlicher Bewegung, und eine goldne Ampel gelob' ich eurer Kapelle für dieses theure Lebenslicht.

Geht mit Gott!

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

Über eine etwa 1240 gegründete Colonie Bivanc bei Landau.

Hart am Wege von Landau nach Wolfhagen, wo sich der Weg nach Gasterfeld von jenem scheidet, finden sich unverkennbare Spuren eines ehemaligen Ortes. Ein daselbst befindlicher Steinhaufen und Mauerwerk werden der Kirchenköppel genannt. Wahrscheinlich hat hier eine Kirche gestanden; das angränzende Land gehört an das Pfarrgut. Die ganze Gegend heißt im „Bywand."

Wahrscheinlich ist hier eine etwa gegen 1240 gestiftete Colonie Bivanc a) zu suchen.

---

a) Bivanc oder Beifang bedeutete wohl Roddeland, auch überhaupt eine geschlossene, von einem großen Hofe (Villication) abgesonderte Besitzung. s. Wigand Corveyische Gesch. I. 158 II. 95.

Die Lage der alten Colonie Bivanc ist auch aus einer Urkunde des Klosters S. Mariä in Neu-Quistelberg vom 16 Apr. 1316 (im Kloster Arolser Urkundenbuche) zu entnehmen. Nach dieser übertrug das Kloster an Heinrich Grafen von Waldeck zwei Theile des Dorfes Valhausen (ohnweit Arolsen) nebst dem Patronat über die Pfarrkirche, die villa Hermannsheim, (Hermannshagen zwischen Landau und Valhausen) Güter in Harderadeßen (anscheinend nahe bei Valhausen) und an zwei Orten Sundern und Geren bezeichnet bei Bivangen gegen den Zehnten in Stormbruch.

In einem, im Fürstlichen Archive befindlichen Urkundenbuche des Klosters Arolsen, findet sich eine von dem Probste, der Priorissinn und dem ganzen Convent des Klosters auch dem Grafen Adolf von Waldeck ausgestellte Urkunde, welche über die Stiftung jener Colonie eine genaue, in mancher Hinsicht merkwürdige Nachricht gibt. Die Aussteller bekennen, daß die Orte Bivanc und Gumboldeßen von Seiten des Klosters, und die Umgebungen von Seiten des Grafen zum Wohnen und zum Anbau eingeräumt worden. Die Freiheiten und Rechte dieser neuen Colonie (novalis) werden genau bestimmt. Alle diejenigen, welche sich hier anbaueten, sie mochten Wachszinsige des Klosters oder Leibeigene des Grafen oder anderer sein, sollten frei, und diejenigen, welche gefangen oder im Vermögen beeinträchtigt wären, vom Grafen vertreten werden. Die Ländereien waren in ganze und halbe Theile getheilt; der ganze (beneficium) sollte 30 Acker, ein Acker in der Breite fünf Ruthen, (virgae) in der Länge 30, und eine Ruthe in der Länge 24 Fuß enthalten.

Von einem ganzen Theile mußte nach acht Jahren ein schwerer Schilling und ein Malter Hafer Warburgischen Gemäßes, von einem Füllen, einem Kalbe, und einem Bienenschwarm (de examinibus) ein halber Pfennig (Denar) gegeben, Gänse, Hühner, Schafe, und Eier und Alles, was unter dem klei-

nen Zehnten b) begriffen war, sollten in die Küche des Klosters und des Grafen geliefert werden. Die Abgaben stiegen, wenn die Theile größer wurden, sie fielen im entgegengesetzten Falle. Starb ein Colon, so mußten statt des Besthauptes von einem ganzen Theile sechs Denare, von einem halben drei gegeben werden. Weiber und Kinder gaben nichts. Die Erbschaft eines eingewanderten, ohne Erben verstorbenen Colonen wurde, wenn sich deren nach Jahr und Tag nicht meldeten, in drei Theile vertheilt, einen erhielt die Kirche, einen zweiten die übrigen Colonen (cives) und einen dritten der Vorsteher der Colonie magister novalis).

Der Zehnten gebührte dem Grafen, welcher, wenn andere ihn ansprechen würden, diese abfinden mußte und jener durfte nicht von einem Colonen erworben werden, vielmehr hatten alle gleichen Antheil.

Von allen Abgaben, auch vom Zehnten war das Gut der Kirche (dos ecclesiae) in Bivanc, deren

b) Nach einem am 7. März 1470 aufgesetzten Bericher Kloster-Inventarium gehörte der große Zehnten von Altendorf bei Züschen dem Kloster, der kleine der Kirche in Elben. Zu diesem wurden Flachs, Schafe, Schweine, Gänse, Hühner, Kälber 2c. gerechnet. Von jedem Kalbe mußten zwei Denare (Uffitengeld genannt) gegeben werden. In Ansehung der Hühner war bestimmt, daß entweder aus jeder Feuerstelle, selbst dann, wenn sie auf einem Kirchhofe stehe, ein Huhn Rauchhuhn genannt, oder der Zehnten von den Hühnern auf dem Hahnebalken zu entrichten seien.

Dienst vom Kloster Arolsen besorgt wurde, und der von den Colonisten frei gewählte Vorsteher (magister novalis) so lange er im Amte stand, frei.

Die Colonisten-Antheile konnten verkauft werden, der Verkäufer mußte einen schweren Denar, der Käufer einen halben entrichten. Die Gerichtsbarkeit mit Ausnahme des Friedensbruches stand dem Probste und dem Grafen, und beiden auch die Befugniß zu, in geistlichen Dingen Anordnungen zu treffen und zu entscheiden. Gewaltthätigkeiten in der Colonie wurden zum Höchsten mit fünf Schillingen für den Probst und Grafen, mit zwanzig Denaren für den Vorstand (magister novalis) und mit sechs Denaren für jeden Colonisten gebüßt. c)

Bäcker, Brauer u. d. g. waren frei.

Im Jahr 1240 war die Colonie gegründet. Eine in diesem, von Adolf Grafen zu Waldeck in Rhoden ausgestellte, in dem angeführten Arolser Urkundenbuche befindliche Urkunde verwirft die Anmaßung der Colonisten in Bivanc, ihre Priester zu wählen, und spricht diese Wahl dem Probste und dem Kloster in Arolsen zu.

Von der Colonie findet sich noch eine Nachricht

c) Item omne ius spirituale sive sit Sinodus sive baptissmus, sepultura et quicquid est quod spectat ad fidem christianitatis prepositus et Dominus Comes fideliter expedient. — Preterea inter nos et nostrum forum erit omne judicium quod spectat ad fidem christianitatis.

vom 1sten Februar 1265. Nach einer im Kloster Arolser Urkundenbuche befindlichen Urkunde von diesem Tage entsagte das Kloster zu S. Petri und Andreä in Paderborn gegen sieben Marc (monetae legalis) einem, gegen das Kloster Arolsen, den Grafen A. v. Waldeck und die Colonisten in Bivanc erhobenen Streite wegen eines Roddezehntens von dem Paderbornschen Klostergute in Harderadeßen.

v. Spilcker.

Der Hünenkeller bei Lengefeld.

Am südöstlichen Abhange des Lengefelder Berges befindet sich eine Höhlung in Kalkfelsen, welche in der Umgegend den Namen Hünenkeller führt. Sowohl als Naturmerkwürdigkeit als wegen der Volkssage, die sich daran knüpft, verdient dieselbe das vaterländische Interesse. Wenngleich die letztere sehr einfach ist, so scheint sie doch deshalb der Beachtung werth zu sein, weil dieselbe, soviel Einsender davon bekannt geworden ist, mit altdeutschen Mythen auf das genaueste übereinstimmt. Unter Hünen, Heunen, versteht nämlich die deutsche Mythologie riesenhafte, zaubermächtige, den Menschen feindselige Wesen a). Sie waren Repräsentanten der rohen Natur-

a) Anders soll der Begriff Hüne in der Zusammensetzung Hünengrab, Hünenbette zu fassen sein, wo Hüne soviel als Todter und Hünengrab, Hünenbette soviel als Grabmal, Todtenbette bedeuten soll. Daß Hüne die Bedeutung Todter wirklich habe, beweiset Klemm in seiner german. Alterthumskunde, wo er unter Anderm anführt, daß in Ostfriesland das Todtenhemd noch jetzt Hünenhemd, in Sachsen die Leichenfrau Heunburginn heiße. Da nun aber Hüne im Altdeutschen wirklich Riese bedeutet, so nimmt Wachter an, daß die Bedeutung Todter in Hüne die abgeleitete sei und daß die Grabstätten Riesenbetten

kraft, der menschenfeindlichen Naturereignisse und bildeten so den Gegensatz zu den Göttern, welche man sich als freundliche, holde Wesen dachte. Sie spielen in der deutschen Mythologie eine bedeutende Rolle, schaden den Menschen durch Gewalt und Zauber, rauben Frauen und Mädchen, selbst Königstöchter. Götter und Helden zogen deßhalb gegen sie zu Felde und besonders erscheint Thor als Gott der Fruchtbarkeit oft im Kampfe mit diesen der Fruchtbarkeit hinderlichen Wesen. Da in den Riesen die rohe Naturkraft personifizirt war, so schrieb man denselben auch große Steinbaue und andere die Menschenkraft übersteigenden Arbeiten zu, welche in späteren Zeiten, als die german. Mythen durch christliche Ideen verdrängt wurden, dem Teufel beigelegt wurden, daher Teufelsbrücke, Teufelsmauer. Die Riesen erscheinen in den meisten Mythen auch als nächtliche, tiefe Felsenhöhlen bewohnende Wesen, welche nur zur Nachtzeit umherwandelten, vor dem Tageslicht aber in ihre dunkle Behausung zurückkehrten, indem sie durch dasselbe plötzlich in Stein verwandelt wurden.

---

hießen, nicht weil man annahm, daß die darin Ruhenden von ungewöhnlicher Größe gewesen, sondern weil man die Geister der Verstorbenen ebenfalls für zaubermächtig hielt und deßhalb den Riesen, d. h. den zaubermächtigen Wesen, beizählte. S. Wachters Rez. in der allg. Lit. Z. 1836 S. 508. — Mit mehr Wahrscheinlichkeit scheint indeß angenommen werden zu können, daß die Grabstätten der Alten ihres bedeutenden Umfangs wegen Riesengräber genannt wurden.

Von diesen Mythen hat sich in der Sage vom Hünenkeller ein beachtungswerther Überrest erhalten. Nach der Volkssage hauseten nämlich an diesem nächtlichen Orte vormals eben solche Hünen, riesenhafte, den Menschen feindselige Wesen, welche von ihrer unterirdischen Behausung aus die Umgegend beunruhigten, den Menschen überall wo sie konnten Schaden zufügten und besonders ihre Kinder raubten. Wenngleich die Volkssage, soweit sie Eins. bekannt geworden ist, auf dieses Wenige sich beschränkt, so wird der Leser doch auch schon in diesen wenigen Zügen das Bild jener mythischen Riesen nicht verkennen, und es will Eins. bedünken, als verdiene jene Volkssage eben deßhalb, weil sie als eine echt volksthümliche sich darstellt und von jeder willkürlichen Beimischung sich frei erhalten hat eine besondere Beachtung.

Der Leser wird nun auch mit dem Orte selbst, woran sich obige Sage knüpft, näher bekannt werden wollen. Eins. stellte vor einigen Jahren eine Untersuchung desselben an, und theilt daher die kleinen Ergebnisse derselben hier dem Leser mit.

Der Hünenkeller liegt, wie schon oben bemerkt wurde, am südöstl. Abhange des lengefelder Berges, in gerader Richtung über Lengefeld. Der Eingang zu demselben ist sehr niedrig, so daß man nur mit großer Mühe kriechend hindurchdringen kann. Bald

aber erweitert sich die Höhlung bis zu einer Höhe und Breite von 6 Fuß [b)], so daß man aufrecht darin stehen kann. Die Höhle lauft in gerader Richtung von Süd nach Nord. Die senkrecht stehenden und fast einander parallel laufenden Seitenwände und die wagerecht liegende Decke geben derselben eine ziemlich regelmäßige Gestalt. Am Ende verengt sie sich in eine Felsenspalte; eine ähnliche Spalte befindet sich an der westlichen Seitenwand. Beide Seitenwände bestehen aus festem Kalkfelsen, die Decke dagegen ist so zerborsten und hat ein so bröckeliges Ansehn, daß man sich wundert, daß dieselbe noch nicht zusammengebrochen ist. An derselben hat sich ein sinterartiger Überzug gebildet. Der Boden ist mit Erde bedeckt, welche nach und nach von außen hinein gerollt ist. Besonders hoch liegt dieselbe nach der Mündung zu, welche dadurch eben so verengt erscheint. Durch das fortwährende Herabrollen von Erde und Steinen außen an der Mündung wird die Höhle von Jahr zu Jahr kürzer werden.

Es wird nun noch übrig sein den Leser mit dem wahrscheinlichen Ursprunge des Hünenkellers bekannt zu machen. Das Regelmäßige seiner Gestalt und

b) Hier muß Einsender bemerken, daß er sehr bedauere, die Dimensionen der Höhle nicht näher angeben zu können, so wichtig dies auch wäre. Besonders kann er die Länge nur nach einer ungefähren Schätzung zu 20 bis 30 Fuß angeben.

der Umstand, daß derselbe unmittelbar unter einem großen kreisförmigen Erdwall liegt, welcher wahrscheinlich von einem ehemaligen Bergschlosse oder sonstigen Bau herrührt, begünstigen die Annahme, daß der Hünenkeller nichts anderes sei, als ein von Menschenhand ausgehauener, von dem alten Gebäude übrig gebliebener Keller. Sehr wichtige Gründe sprechen jedoch dagegen und setzen es wohl außer Zweifel, daß die Natur und nicht die Menschenhand die Bilderin dieser Höhlung gewesen sei. Die Wände tragen durchaus keine Spur der Kunst und des Meissels, sondern ganz das Gepräge der Natur, die Höhle verengt sich am Ende allmählig zu einer langen Felsenspalte, die nicht von Menschenhand hervorgebracht sein kann. Dasselbe gilt von der Spalte an der westlichen Seitenwand. Hierzu kommt noch, daß in Kalksteinfelsen Höhlungen überhaupt nichts Seltenes sind und daß namentlich der Kalkstein des Hünenkellers, welcher zur Zechsteinformation gehört, in jener Gegend gleichsam eine Neigung zur Höhlenbildung zu haben scheint, indem sich an mehren Orten Ansätze zu Höhlen finden.

Doch wie kommt der Hünenkeller grade unter den Erdwall? Daß zwischen beiden eine Beziehung stattfinde, wird keiner, welcher die Stelle in Augenschein genommen hat, in Abrede stellen. Der scheinbare Widerspruch, welcher dadurch mit der Annahme entsteht, daß der Hünenkeller der Natur seine Entste-

hung verdanke, läßt sich dadurch heben, daß man annimmt, man habe jenes Gebäude, wovon der Erdwall herrührt, des natürlichen Kellers wegen grade über demselben aufgebaut. Da die Anlage eines neuen Kellers in einem so festen Felsen gewiß sehr mühsam und kostspielig war, so läßt es sich allerdings denken, daß man bei der Wahl eines Bauplatzes durch den natürlichen Keller sich bestimmen ließ, grade über demselben den Bau aufzuführen. Das Gewagte in dieser Vermuthung soll jedoch nicht verkannt werden.

S—o.

Das Fürstenthum Waldeck
nach seiner Größe und Bevölkerung.

Das Fürstenthum Waldeck (als Bundesstaat, also mit Einschluß des Fürstenthums Pyrmont) nimmt einen Flächenraum von ungefähr 22 Quadratmeilen ein, [1] von welchen 1⅔ dem Fürstenthum Pyrmont angehören. [2]

Das waldeckische Land hat eine sehr ausgedehnte Grenze, weil es die ehemalige Herrschaft Kannstein größtentheils, das Kirchspiel Eimelrode ganz und die Herrschaft Itter beinahe ganz umschließt. Eine Folge

1) Nach der Angabe der besten neuern geograph. Lehrbücher. Ob in neuerer Zeit eine genaue Vermessung des Landes vorgenomen worden ist, ist mir nicht bekannt. Uebrigens wird der Umfang des waldeckischen Landes (ohne Pyrmont) schon von Jeremias Nicolai, damals Conrector, später Rector am Gymnasium zu Corbach († 1758) auf 20 Geviertmeilen bestimmt. S. Anhang zum waldeckischen Kalender auf das Jahr 1729. Ihm folgte Heinrich Ephraim Jungcurt (zuletzt Pfarrer zu Usseln) in sr. hist. geographischen Beschreibung des Fürstenthums Waldeck, Mst., und auch Varnhagen in der Abhandlung „vom waldeckischen Lande,“ zuerst erschienen in den waldeckischen Beiträgen, und dann verbessert wieder abgedruckt in der waldeckischen Landes- und Regentengeschichte.

2) Vgl. Menke, Pyrmont, Seite 67.

hiervon ist, daß kein Ort des Landes weiter als zwei Stunden von der Grenze entfernt liegt.

Die Ausdehnung des Landes von Norden nach Süden, von der preußisch-paderbornischen Grenze unweit Wrexen bis zur kurhessischen Grenze hinter Neubau, rechnet man auf 7 geographische Meilen, 61,000 Schritte, den Schritt zu 3 Fuß gerechnet. Nur um ¼ Meile oder etwas über 3000 Schritte geringer ist die Ausdehnung von Nordost nach Südwest, von der Grenze bei Wethen bis zu der bei Neukirchen. Beinahe eben so viel, nämlich 56,000 Schritte beträgt auch die Ausdehnung von Südost nach Nordwest, von Züschen bis hinter Willingen.

Die Ausdehnung von Westen nach Osten, von der Grenze unweit Willingen bis Hönscheid wird nicht volle 4 geographische Meilen betragen.

Waldeck nimmt den 527sten Theil des Flächenraums von Deutschland ein, diesen zu 11,600 □m. gerechnet, und den 8136sten Theil des Flächenraums von Europa, diesen zu 179,000 □m. angenommen. Von der Oberfläche des festen Landes auf unserer Erde nimmt unser Land den 14,773sten Theil und von der gesammten Erdoberfläche überhaupt den 421,909ten Theil ein.

Die Einwohnerzahl der beiden vereinigten Fürstenthümer mag sich auf nahe an 68,000 belaufen. [3])

3) Ungeachtet diese Angabe meines Wissens nicht auf einer genauen Volkszählung beruht, so wird sie gegenwärtig doch mit

Von dieser Summe werden etwa 8000 Ew. auf Pyrmont zu rechnen sein. Die Zunahme der Bevölkerung in den letzten 20 Jahren ist sehr erheblich gewesen. Nach einer im Jahr 1818 veranstalteten Zählung hatte damals das waldeckische Land (mit Ausschluß von Pyrmont) 44,876 Ew., womit auch die Angaben in dem von dem verstorbenen Justiz-Rathe Fr. Varnhagen im Jahr 1832 herausgegebenen Addreßbuche ziemlich genau übereinkommen. Im Jahre 1787 hatte das Land (ebenfalls mit Ausschluß von Pyrmont) etwas über 38,000 Ew. [4]) So hätten denn vor 60 Jahren auf der Quadratmeile nicht volle 2000 Menschen gelebt, gegenwärtig aber über 3000. Vor dem 30jährigen Kriege muß übrigens das Land ungleich bevölkerter gewesen sein, als in den auf denselben folgenden 150 Jahren. Dieses geht theils aus der Menge der während jenes verderblichen Krieges ausgegangenen Ortschaften,[5]) theils aber auch aus den vorhandenen Nachrichten über die fast unglaubliche Anzahl derjenigen Menschen hervor,

---

Grund ziemlich allgemein angenommen und möchte in der That auch der Wahrheit sehr nahe kommen.

4) Vergl. die erwähnte Abhandlung von Varnhagen, §. 10.

5) Varnhagen in der Abhandlung §. 14 zählt 168 ausgegangene Orte auf, von denen zwar mancher schon in früherer Zeit, gewiß aber die meisten im Laufe des 30jährigen Krieges, theils in Folge der Verheerungen desselben, theils aber auch in Folge des Peststerbens untergegangen sind.

welche zu verschiedenen Zeiten an der Pest gestorben sind. [6])

Den Flächenraum des Fürstenthums Waldeck mit Einschluß von Pyrmont zu 22 Quadratmeilen und die Bevölkerung der beiden vereinigten Fürstenthümer zu 68,000 Ew. angenommen, behauptet unser Fürstenthum nach seiner Größe und Bevölkerung unter den Staaten des deutschen Bundes die zwanzigste Stelle. Waldeck (mit Pyrmont) ist also grösser und zugleich volkreicher, als eines der schwarzburgischen, reußischen, anhaltschen und hohenzollerschen Länder, ferner als Lippe-Bückeburg, Hessen-Homburg und Lichtenstein, endlich als das Gebiet der vier freien Städte, mit Ausnahme von Hamburg, von welchem unser Fürstenthum zwar nicht an Flächenraum, aber hinsichtlich der Bevölkerung bedeutend übertroffen wird.

In den vereinigten Fürstenthümern Waldeck und Pyrmont lebt der 513te Theil der Bevölkerung

---

6) Die Verheerungen der Pest in unserm Lande fallen vorzüglich in das 16., theilweise auch in das 17. Jahrhundert. So starben: im Jahre 1542 in Nieder-Wildungen, um nur bei dieser Stadt stehen zu bleiben, 408 Menschen. In diesem Jahre sah man sich deswegen schon dort genöthigt, was damals noch unerhört war, den Todtenhof außerhalb der Stadt zu verlegen. 1553 und 1554 raffte die Pest in N. Wildungen 271 Menschen weg, von Pfingsten bis zum December des Jahres 1566 tödtete sie daselbst 563, und im Jahre 1597 innerhalb 8 Wochen 500 Menschen.

Deutschlands, oder ungefähr eben so viele Menschen, als die Stadt Köln mit ihrer Vorstadt Deutz enthält. Die volkreichste Stadt Deutschlands Wien, hat ungefähr $4\frac{2}{3}$ mal so viele Ew. und die volkreichste Stadt Europas (wahrscheinlich der Erde) London, wenigstens 24mal so viele, als unser Bundesstaat.

A. G.

Zur Geschichte der Waldeckischen Historiographie.

Des Verfassers Plan ist nicht, über sämmtliche Schriftwerke, in denen irgendwie Waldeckische Geschichte, im weiteren Sinne des Wortes, abgehandelt worden ist, hier Nachweisung zu geben; er beabsichtigt nur eine Aufzählung dieser Art Werke, chronologisch nach Fächern geordnet, insofern sie von gebornen Waldeckern oder Solchen, die im Waldeckischen gelebt haben, verfaßt sind und gedenkt dadurch im Allgemeinen den Standpunkt zu bezeichnen, bis auf welchen die Geschichtschreibung des Vaterlandes bis hierhin gelangt ist, und die Aufmerksamkeit der Freunde vaterländischer Geschichte auf die Bearbeitung dieses oder jenes Gebietes derselben entweder hinzulenken, oder sie bei selbiger festzuhalten. Deductionen und sonst minder wichtige Sachen sind unberücksichtigt geblieben; nicht unpassend aber schien es zu sein, wo Referent dazu sich befähigt glaubte, und wenn vorhandene Hülfsmittel ihn dazu in den Stand setzten, kurzweg eine nachweisende Kritik über die aufgezählten Werke auszusprechen und sodann noch über die Verfasser derselben biographische Nachrichten, meist aus Varnhagens reichhaltigen Sammlungen entnommen, schließlich mitzutheilen.

I. Schriftstellergeschichte.

1. Trygophororum familia ab Jona Trygophoro. 1562. MS. — Werthvolle Nachrichten besonders über Johannes, über Calebus und über Jonas Trygophorus.

Jonas Trygophorus oder Hefentrager (m. p.) ist zu Fritzlar, woselbst sein Vater, Johannes Trygophorus, Prediger war, 1525 geboren. Er erhielt seine Bildung zu Wildungen, Weilburg und Marburg, wurde 1545 Lehrer der Stadtschule zu Waldeck, 1547 Hofprediger auf dem Eisenberge und Pfarrer zu N. Ense, und starb daselbst als Superintendent in des Grafen Woldrad's Landestheile 1580.

2. Conspectus Waldecciae literatae ab Henr. Aug. Schumachero. Dresd. 1710. — Ankündigung einer ausführlichen Wald. Schriftstellergeschichte; die Nachrichten, der Hauptsache nach Lobeserhebungen, sind mitunter unzuverläßig und theilweise falsch.

Heinrich August Schumacher ist 1685 in Corbach geboren; sein Vater, Wolrad Schumacher, war erster Burgemeister daselbst. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, studirte er in Erfurt, Jena und Wittenberg, wurde hier, wo er bei dem bekannten Waldecker C. S. Schurzfleisch im Hause lebte, Magister der Philosophie, kam dann 1710 als Conrector an die Fürstenschule zu Grimma, wurde

daselbst 1736 Rector=Adjunct, 1745 Rector, und starb als solcher 1760.

3. Memoria Steinrückiorum ab Henr. Philippo Steinrückio. MS. — Mit Sorgsamkeit und Fleiß geschriebene Biographieen des Anton, des Franz Wolrad, des Georg Philipp, des Josias und des Henr. Phil. Steinrück.

Henrich Philipp Steinrück, zu Hemfurt, wo sein Vater Joh. Henr. Steinrück als Prediger stand, 1696 geboren, besuchte die Schulen Wildungen und Corbach, dann die Universitäten Wittenberg und Halle; 1718 wurde er Lehrer am Pädag. U. L. Fr. zu Magdeburg, 1724 Informator dreier Wald. Prinzessinnen zu Arolsen, 1727 Pfarrer zu Vasbeck, 1740 Pfarrer zu Landau und starb daselbst 1763 als Visitator der Diözese Landau und Wetterburg.

Die Ausarbeitung einer vollständigen Waldeckischen Schriftstellergeschichte, an der es, wie voraussstehende Übersicht ergibt, bis jetzt noch fehlt, wäre ein um so verdienstlicheres Unternehmen, da über die bei weitem größere Zahl Wald. Schriftsteller entweder noch gar nichts Gedrucktes uns vorliegt, oder über Einzelne nur spärliche, oft ungenaue Nachrichten hier und da zerstreut sich auffinden lassen. Ein solches Werk würde einer um so willkommneren Aufnahme von Seiten des Publicums entgegensehen dürfen, als dasselbe, weil es das Andenken an mehr denn 400 Waldecker bewahren würde, ein wahres Familienbuch

abgäbe und Männer aufzuweisen hätte, die dem Lande zur Ehre gereichen (J. Ch. L. Alberti; D. Angelocrator; Ch. Bunsen; C. F. A. v. Dalwigk; J. Ch. Koch; R. Goclenius; J. Graft; C. A. Ph. Mahn; A. Marcus; M. Martini; Ph. Nicolai; Ch. Scheibler; C. S. Schurzfleisch; J. F. C. Steinmetz; H. Stieglitz; J. A. T. L. Varnhagen; D. Wagner; F. S. Winterberg u. A.) Geschähe in dieser Schriftstellergeschichte auch derjenigen Waldecker Erwähnung, die schon vor der Reformation als Schriftsteller sich bekannt gemacht haben, z. B. eines Nicolaus von Landau, Mönchs in Otterburg (Wetterburg?), von dem 2 Bände nicht ganz unwichtiger, bereits im Jahre 1341 in deutscher Sprache geschriebenen Predigten, auf welche zuerst Jacob Grimm aufmerksam gemacht hat, in der Bibliothek zu Cassel aufbewahrt werden (Wiener Jahrbb. Bd. 32, S. 255. Hoffmann, Gesch. d. deutschen Kirchenliedes vor Luther S. 65.); erhielten selbst Damen, wie sie es verdienen, in bunter Reihe einen Platz angewiesen (H. v. Gilten, W. Halberstadt u. A.); würde endlich noch, etwa in einem Anhange, von Wald. Künstlern gesprochen (F. Dracke; A. Eichner; Ch. Rauch; J. F. A. Tischbein): dann besäße Waldeck ein Werk, wie ein im Wesentlichen gleiches für Anhalt von Schmidt, für Hannover von Rotermund, für Hessen von Strieder, für Westphalen von Seibertz, zur Freude aller Vaterlandsfreunde, bearbeitet und herausgegeben worden ist.

II. Landes- und Regentengeschichte.

1. Conradi Kluppelii, Corbacensis, Historia Gualdeccensis, tribus absoluta libris. Dedicat. scripta est Frideslariae, Cal. Jul. 1533. — Das erste Buch dieser Chronik ist abgedruckt in Varnhagen's Sammlungen zu der Waldeck. Gesch. Th. 1. Meng. 1780. S. 1 — 88. Einen Auszug aus derselben machte Jonas Trygophorus: Rhapsodiae ex Chronologia Conradi Scipionis. — Diese Chronik, in ziemlich gutem Latein geschrieben, leidet an Breite und ist, da das Staatsarchiv wahrscheinlich nicht benutzt worden, bis zum Jahre 1500 unkritisch und ungenau; für die Geschichte der Stadt Corbach indessen ist sie nicht unwichtig.

Conrad Klüppel oder, wie er sich nach damaligem Zeitgebrauche später bisweilen nennt, Conradus Scipio, ist in Corbach geboren, studirte 1508 in Cöln, lebte 1511 in Wolfhagen, 1517 in Cöln und 1520 — 28 als Stadtsecretär in Fritzlar.

2. Wildungische Reimchronik von Veit Weinbergk. MS. — Weder dem Inhalte, noch der Darstellung nach von Werth.

Veit Weinbergk ist um 1530 in N. Wildungen geboren; 1560 wurde er Rathsschöffe, 1562 Schichtschreiber des Bergwerks zu Wildungen, 1566 Pfennigmeister und 1572 Stadtschreiber daselbst. 1578 lebte er noch.

3. J. S. Pappi Tabula genealogica Comitum Waldeccensium. 1623. MS. — Pappus benutzte das Archiv und seine Arbeit ist brauchbar.

Joh. Sigismund Pappus war aus Lindau gebürtig; 1599 wurde er zu Straßburg Mag. Philos. und war zugleich daselbst Präceptor der jungen Wald. Grafen Christian und Wolrad, welche hier v. J. 1598—1603 studirten; 1611 war er Gräfl. Wald. Amtmann zu Eilhausen; 1617 Registrator bei des Grafen Wolrad's Canzlei zu Arolsen und starb 1626, wahrscheinlich zu Mengeringhausen, als Gräfl. Wald. Rath.

4. Danielis Prasseri Chronologia Comitum in Waldeck. Anno 1653. Abgedruckt in S. Fr. Hahnii Collect. mon. vet. et rec. ined T. 1. Brunsv. 1724. Prasser hat das Archiv zu Waldeck und die Registratur in N. Wildungen und auch sonst gedruckte Sachen benutzt, und ist deßhalb zuverläßiger als Klüppel.

Daniel Prasser, in Wildungen, wo sein Vater Wolfgang Prasser Stadtschuldheiß war, 1574 geboren, studirte zu Helmstädt die Rechte, wurde dann Burgemeister zu Wildungen und Gräfl. Wald. Rath der Wild. Linie. Vor 1653 ist er nicht gestorben.

5. P. Moller's Sachsenbergische Chronik. 1662. MS. — Soll wenig Werth haben.

Peter Moller oder Müller war 1643 Amtmann zu Arolsen, 1658 Stadtrichter und Stadtsecretär zu Sachsenberg, wo er als solcher 1679 gestorben ist.

6. Conr. Sam. Schurzfleischii Analecta diplom. ad hist. Waldecc., in C. Senckenb. Sel. jur. et hist. T. 6. — Diese Analekten sind fehlerhaft und von wenig Bedeutung. Mehre erwähnen, Schurzfleisch habe ein Leben des Fürsten Georg Friedrich von Waldeck verfaßt und wird gesagt, dasselbe sei in einigen Bibliotheken in Abschrift vorhanden (Köhler Münzb. 5, 112); auch werden Schurzfleischii Manuscripta ex Archivo Aroldesiensi, 1681 collecta, bei Senckenberg l. l. angeführt.

Conrad Samuel Schurzfleisch ist zu Corbach, wo sein Vater, Johannes Schurzfleisch, Conrector am Gymnasium war, den 18. Dec. 1641 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, ging in seinem 16ten Jahre auf die Universität Gießen und später nach Wittenberg. 1665 wurde er als Rector an das Gymnasium zu Corbach berufen, entsagte dieser Stelle 1667, wurde 1671 außerordentlicher Professor der Geschichte zu Wittenberg, 1674 Professor der Dichtkunst, 1678 ordentlicher Prof. der Geschichte und griech. Sprache, machte 1680 und 81 eine wissenschaftliche Reise nach England, Frankreich und Holland; ging 1691 nach Rom, benutzte die Bibliotheken und knüpfte mit andern Gelehrten Bekanntschaften an, erhielt in Pisa bei dem Großherzog von Toscana, in Rom bei dem Papste Innocenz XI. und in Wien bei dem Kaiser Leopold I. Audienz;

kehrte zurück nach Wittenberg und wurde 1700 zum Professor der Beredtsamkeit ernannt und zuletzt zum Fürstl. Weimarschen Rath und Bibliothekdirector, nachdem Vokationen an die Universitäten Helmstädt, Halle, Tübingen u. A., und zur Direction der Bibliotheken zu Florenz und Wien von ihm abgelehnt worden waren. Er starb zu Wittenberg den 7. Juli 1708.

7. Bericht von den Ihro Gnaden zu Waldeck zugehörigen Graf- und Herrschaften, von J. G. Rauchbar. 1683. MS. Leben des Fürsten Georg Friedrichs von Waldeck, von J. G. v. Rauchbar. 5 Bde. fol. MS.

Johann Georg Rauchbar ist 1650 zu Lengefeld geboren; 1676 war er Hofrath bei dem Fürsten Georg Friedrich und dann 1693, nach Erlöschung der ersten Fürstl. Linie, Gräfl. Wald. Regierungs- Consistorial- und Canzleidirector; etwa 1696 trat er als Geheime Rath und Vice-Canzler bei der Regierung zu Gießen in Hess. Darmst. Dienste; nachdem er 1701 vom Kaiser Leopold in den Adelstand erhoben, wurde er im Meklenburgischen Geh. Rath und Regierungs- Consistorial- Justiz- und Cammerpräsident; 4 Jahre lebte er im Ruhestande und starb in Lengefeld 1718.

8. Stricturae Waldecciar. antiquitat. praes. C. S. Schurzfleisch; resp. Phil. Buntmeier. Vitemb. 1704. Auch in Senckenb. Sel. jur. T. 6. — Ist sehr unbedeutend.

Carl Philipp Buntmeier ist 1681 zu Waldeck geboren. Er studirte Theologie zu Wittenberg und wurde etwa 1711 Pfarrer zu Netze, wo er 1727 gestorben ist.

9. Reichsgräfl. Waldeckischer Helden- und Regenten-Saal von Friedrich Aug. von Klettenberg und Wildeck. Frankf. 1713. — Waldeckischer Helden- und Regenten-Saal von F. A. v. Kl. u. W. MS. 2 Bde. fol. — Das erste Werk ist unkritisch und unzuverläßig; das zweite weitläuftig, aber bei behutsamer Benutzung eine reiche Fundgrube für die Wald. Gesch.

Friedrich August von Klettenberg und Wildeck, zu Frankfurt a. M., wo sein Väter, Johann Erasmus von Klettenberg, Kaiserl. Rath und Reichs-Schultheiß war, geboren, studirte in Gießen die Rechte. 1713 war er Hochgräfl. Wald. Geheime Rath und Vice-Canzler und starb als erster Geh. Rath und Canzler 1740 zu Arolsen.

10. Collectanea Mss. von Johann Wüesten. — Diese Collectaneen, in der Absicht, daraus demnächst eine Wald. Geschichte zu schreiben, zusammengestellt, zeugen von großem Fleiße und verdienen Beachtung.

Johann Philipp Wüesten, zu Twiste, wo sein Vater, Heinrich Wüesten, Prediger war, 1677 geboren, besuchte die Schulen zu Corbach, Lippstadt und Bielefeld, studirte zu Halle und 1704 zu Gießen, wurde

1706 Informator bei den Gräfl. Kindern zu Arolsen, 1721 Geh. Secretär, 1721 Rath und Amtmann des Amts Arolsen und starb zu Mengeringhausen 1744.

11. a. Kurtze Histor. Delineation derer Regenten von Waldeck. Zu dem Wald. Kalender vom J. 1728. — b. Kurtzer Begriff der Wald. Historie aus einem berühmten Auctore genommen. Zu den W. Kall. v. d. J. 1750—54. c. Historische Nachricht von Georg Friedrich, Fürsten zu Waldeck. Zu dem W. Kal. v. J. 1755. — d. Deduction und Beweis, daß die Fürsten zu Waldeck und von der Pfaltz aus dem Geblüte Caroli M. abstammen. 1752. MS. — Der ungenannte Verfasser von diesen Arbeiten ist Jeremias Nicolai. Der unter a genannte Aufsatz ist mit Fleiß ausgearbeitet; b und c sind wörtliche Auszüge aus von Klettenberg's Wald. Helden- und Regenten-Saal. Frankf. 1713.

Jeremias Nicolai ist zu Affoldern 1692 geboren; sein Vater, Anton Nicolai, war daselbst Prediger; seine Bildung erhielt er zu Corbach, Lemgo und Halle, wurde dann Informator der Fürstl. Kinder zu Arolsen, 1724 Conrector am Gymnasium zu Corbach und 1746 Rector daselbst; als solcher starb er 1758.

12. Nachricht von dem Leben und Tode des Durchl. Prinzen und Herrn, Herrn Ludwig,

Prinzen zu Waldeck etc., Generalmajor der vereinigten Niederlande; von Johann Christian Viering. Mengeringhausen 1794. — Ein Schriftchen, das man nicht ohne Interesse lies't. Der Verfasser lebte als Hofcaplan in Helsen und ist als Pfarrer zu Polle im Hannöver. gestorben.

13. Sammlungen zu der Wald. Geschichte. Von J. A. T. L. Varnhagen. Menger. 1780. — Grundlage zu der Wald. Landes- und Regentengeschichte von Varnhagen. Göttingen 1825. Über das Leben und Wirken Varnhagen's, des verdientesten Wald. Geschichtsforschers, ist ein ausführlicher Bericht versprochen worden. cf. Wald. Zeitschr. H. I. p. 9.

Für die Landes- und Regentengeschichte, den allerdings auch wichtigsten Theil Wald. Gesch., ist am meisten geleistet; immer nur wird's zu bedauern sein, daß es Varnhagen nicht vergönnt war, ein mit dem größten Fleiße begonnenes Werk zu vollenden. Möchte es dem Herrn Pf. Dr. Gabert gefallen, den 2ten im MS. zum Druck fertig ausgearbeiteten Theil in der Kürze herauszugeben; gewiß, allen Waldeckern würde dies eine höchst willkommene Gabe sein! Und findet sich dann auch wol so bald Keiner, der jenes Werk beendet, so mögen recht viele einzelne Partieen der späteren Wald. Gesch. in dieser Zeitschrift bearbeitet erscheinen, damit sie für künftige Geschichtsforscher eine reiche Fundgrube werde.

Stoff ist für Viele da. Die Archive und Registraturen, namentlich zu Arolsen, Corbach, Wildungen, Mengeringhausen und Sachsenhausen, deren Benutzung die höheren und höchsten Behörden zu solch einem Zwecke gewiß gern gestatten würden, werden Vieles enthalten, das der Mittheilung werth ist.

III. Brunnenschriften.

A. Pyrmont. *)

1. Chronik der Grafschaft Pyrmont von Johann Seiler. Diese Chronik, die nie gedruckt worden, ist wahrscheinlich nicht mehr vorhanden; der in Warburg verstorbene Geschichtsforscher Klostermeier besaß einige Bruchstücke davon. Weddigen meint (Paderb. Gesch. I, 63), es sei dieselbe aus Urkunden geschöpft gewesen; nach dem jedoch, was Fürstenberg Mon. Pad. p. 203 ed. Elz. daraus erzählt, muß man mißtrauisch werden. Auch Schaten führt einige Stellen aus ihr an.

Johannes Seiler, in Lügde **) geboren, lebte im 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts und war Schloßhauptmann der Burg Pyrmont.

2. J. Pyrmontanus (alias Feuerberg) fons sacer, oder Beschreibung des hylligen Borns. Lemgo

*) Vergl. Pyrmont's Mineralq. v. Brandes u. Krüger p. 367.

**) Lügde gehörte ehemals zur Gr. Pyrmont und ist erst 1668 an Paderborn abgetreten worden. cf. Menke, Pyrm. p. 4.

1597. — Ein Auszug aus dieser Beschreibung findet sich in Joh. Raht's Brunnenspiegel. Rint. 1681. Vollständig gab sie Andr. Cunaeus bei seiner Oxydrogr. Pyrm. mehrmals mit heraus.

Johannes Pyrmontanus, wahrscheinlich des letzten Grafen von Pyrmont, Moritz, der 1494 zu Lügde starb, Enkel, wird 1580 Rector der Schule zu Lügde genannt, wo damals die Einwohner wol sämmtlich der evangelischen Lehre zugethan waren, und lebte daselbst noch 1597 als Ludimoderator.

3. Ὀξυδρωγραφία Pyrmontana von Andreas Cunaeus. ed. 1677. 82. 88. 89. 1709. 1710.

Andreas Cunäus, Cuneus oder von Keil, etwa 1640 geboren, Erbherr auf Klein- und Groß-Rösen und Nieder-Reblingen, begann 1663 als Dr. med. seine Praxis, hat am Pyrmonter Brunnen über 30 Jahre practicirt, war mehrer hohen Herrn Leibmedicus und starb 1713 zu Nieder-Reblingen in Sachsen.

4. Beschreibung der Pyrmontischen Stahlbrunnen von J. Ph. Seip. Hannov. 1717. 19. 40. 50. Ist ins Englische übersetzt. Lond. 33.

5. Seip, Kurtzer Entwurf und Unterricht von den vornehmsten medicinischen Tugenden und dem Gebrauch des Pyrmontischen Stahlwassers u. s. w. Lemgo 1734.

6. Seip, Nachricht von einer mit Schwefeldampf angefüllten Höhle in einem Pyrmontischen Steinbruche, die der Neapoli-

tanischen ähnlich ist, die Hr. Miston und andere unter dem Namen Grotta del Cane beschrieben haben. In Misc. Berol. 1737.

Johann Philipp Seip, Sohn des K. Inspectors M. Joh. Phil. Seip, ist zu Pyrmont 1686 geboren; 1704 studirte er in Gießen, 1709 wurde er Dr. med. zu Utrecht, war dann prakt. Arzt in Pyrmont, wurde 1719 Fürstl. Waldeck. Leib-Medicus und starb 1757 als F. W. Hofrath, der Königl. Gesellsch. der Wiss. zu London und Berlin Mitglied, auch collega Acad. Caesar. Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum.

7. F. G. Ph. Seip, Dissert. de spiritu et sale aquar. min. praesert. Pyrmontanar. Gotting. 1748.

Friedrich Georg Philipp Seip, Sohn des Vorhergenannten, ist 1726 zu Pyrmont geboren; bis zu seinem 16. Jahre wurde er von Hauslehrern unterrichtet, besuchte dann 1742 das Pädagogium zu Kloster Bergen, studirte zu Berlin und Halle Medicin, wurde 1748 zu Göttingen zum Dr. med. promovirt, prakticirte darauf in Pyrmont, wurde F. W. Hof-Medicus und starb als prakticirender Arzt zu Hannover.

8. H. Diederichs, Pyrmonter Brunnenarchiv. Berlin 1782.

Henrich Christian Diederichs ist 1752 zu Pyrmont geboren, besuchte die Schulen zu Soest, dann die

Universität Göttingen und starb als Burgemeister zu Herford 1791.

9. H. M. Marcard, Beschreibung von Pyrmont. 2 Bde. Lpz. 1784. Ist ins Französische (1785) und ins Englische (1788) übersetzt worden.

Heinrich Matthias Marcard ist 1747 in Walsrode geboren, war seit 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, seit 1786 Brunnenarzt daselbst und starb zu Hannover 1817.

10. J. E. Trampel, innerlicher und äusserlicher Gebrauch des Meinberger, Wildunger und Pyrmonter Brunnens in der Gicht. 2 Bde. Lpz. 1788. 11. Trampel, Beschreibung der neuentdeckten salzhaltigen Mineralquelle in Pyrmont rc. Pyrm. 1794. 12. Trampel, kurzgefaßte Nachricht von dem mineralischen Salzwasser zu Pyrmont. Pyrm. 1794.

Johann Erhard Trampel ist zu Kreutzburg bei Eisenach auf dem Salzwerke Wilhelmsglücksbrunnen 1737 geboren; er besuchte die Schulen in Salzungen und Coburg und studirte in Göttingen Medicin, wo er 1760 Dr. med. wurde. Als prakticirender Arzt lebte er zuerst in Lemgo, und wurde später daselbst als ordentlicher Physikus angestellt. Von da kam er als Gräfl. Lipp. Hofrath und Leibmedicus nach Detmold, bekam den Titel Geh. Rath und begab sich 1770 als Brunnenarzt nach Meinberg. Nachdem er 1793 aus dem Fürstl. Lipp. Dienste ausge-

treten war, lebte er in Pyrmont und starb daselbst 1817.

13. Dr. K. Th. Menke,*) Pyrmont und seine Umgebungen mit besonderer Hinsicht auf seine Mineralquellen. Pyrmont 1818. 14. Menke, Versuch einer nähern geologischen, geognostischen und oryktognost. Erörterung des Fürstenthums Pyrmont; in v. Leonh. Zeitschr. für Mineral. Jahrg. 1825. 15. Menke, die Heilkraft des Pyrmonter Stahlwassers. 1835.

16. Dr. Friedrich Steinmetz, Pyrmont und seine Mineralquellen. Pyrmont 1825. Steinmetz, Pyrmonts neues Gasbad. In v. Gräfe und v. Walth. Journ. f. Chirurg. u. Augh. Bd. 20.

17. Pyrmonts Mineralquellen von R. Brandes und F. Krüger. Pyrm. 1826.

B. Wildungen.**)

1. Kurtze Beschreibung der Sawerbrunnen zu Wildungen in der Grafffschafft Waldeck u. s. w. Auf Gn. Befehl durch Matthiam Ramelovium, Med. Lic. vnd Gräfl. Wald. Hoffmedicum in Truck verfertiget. Cassel 1651. ed. 2. 1664 mit einem encomio cerevisiae Wildung. ed. 3. 1682.

*) Ueber die noch lebenden Schriftsteller werden biographische Notizen nicht mitgetheilt.

**) Vergl. Varnhagen Grundlage der Wald. Gesch. S. 109—112.

Matthias Ramelovius oder Ramelo, zu Prenzlau in der Mark Brandenburg geboren, studirte 1642 zu Straßburg, kam etwa 1644 in Wald. Dienste, war 1646 Med. Licent. in Rhoden, 1647 Gräfl. Wald. Hofmedicus daselbst, 1656 mit dem damaligen Churf. Brandenb. General-Lieutenant, Grafen Georg Friedrich zu Waldeck in Polen und Preußen, 1644 Fürstl. Braunschw. bestallter Medicus und p. t. Physicus auf der Fürstl. Bergstadt Clausthal, 1679 Fürstl. Braunschweig-Lüneburg. Leibmedicus und wird als solcher wol in Braunschweig gestorben sein.

2. R. F. Ovelgün, Gründlicher und naturgemäßer Entwurf derer uralten Wildungischen Mineralwasser u. s. w. Mengeringh. 1725.

Rüdiger Friedrich Ovelgün ist 1696 zu Hattingen in der Grafschaft Mark geboren; 1715 bezog er die Universität Duisburg und wurde Dr. med. 1719 zu Erfurt, wohnte 1720 als Dr. med. zu Wildungen, war 1725 Fürstl. Waldeck. Hof- und Brunnen-Medicus, auch Stadtphysicus in Wildungen, lebte 1730 in Volkmarsen, von wo aus er die Gräfl. Wald. Familie zu Landau bediente, 1732–49 zu Fritzlar und starb 1772 zu Waldeck als Geh. Hofrath und Leibarzt der Gräfl. Waldeck. Familie zu Bergheim. Er war Comes Palat. Caesareus, der Kaiserl. Akad. der Naturf. Adjunct und der deutschen Gesellschaft zu Altdorf Ehrenmitglied.

3. Z. C. Muth, Wildungische Brunnenanmerkungen. Mengeringh. 1748.

Zacharias Conrad Muth, Sohn des Henrich Ludwig Muth, der als Hofmathematicus und Professor der Optik zu Cassel starb, ist in Frankfurt geboren; er studirte Medicin in Halle; 1733 kam er als Arzt nach Wildungen und starb hier 1758 als F. Wald. Hofmedicus und Physicus.

4. J. C. Fulda, Beschreibung der Wildunger Brunnen im Fürstenthum Waldeck. Hanv. Mag. 1771.

Johann Christian Fulda, Sohn des Subconrectors J. A. Fulda zu Wildungen, 1740 geboren, studirte Theologie in Göttingen, wurde 1763 Pastor in Hildesheim, 1773 dritter Diaconus an der Jacobikirche in Hamburg und starb als solcher 1784.

5. C. H. Stucke, Physical. chem. Beschreibung des Wildunger Brunnen. Lpz. 1791.

Caspar Henrich Stucke ist zu Halle in der Grafschaft Ravensberg 1763 geboren; er erlernte die Apothekerkunst, kam 1789 als Provisor in die Hofapotheke zu Arolsen, verließ 1792 diese Stellung und lebte dann als Apotheker zu Lennep.

6. Alloquium epistolare, quo institutum suum de observationibus et Historiis morborum, Acidular. Wildungens. usu curat., colligendis atque edendis aperit F. L. Wigand. 1771. 7. F. L. Wigand, Historia fontium medic. Wild. P. I. Marb. 1802.

Friedrich Ludwig Wigand, Sohn des Hofraths und Commissärs Justus Wigand, ist 1727 zu Corbach geboren; er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte in Jena Medicin und wurde daselbst 1749 zum Dr. med. promovirt; nachdem er mehre Jahre zu Brilon practicirt hatte, wurde er 1754 Stadt-Physicus zu Corbach, 1759 Brunnen-Medicus und Stadt-Physicus zu Wildungen, 1767 Leib-Medicus, 1769 Hofrath, 1772 Land-Physicus der Ämter Wildungen und Waldeck und starb 1818 als Geh. Hofrath, nachdem er mehre Jahre im Ruhestande am Gräfl. Wald. Hofe zu Bergheim gelebt hatte.

8. F. Dreves und A. Wiggers, Die Mineralquellen bei Wildungen. Gött. 1835.
9. A. Speyer, de fontibus medicatis Wildung. Diss. Berol. 1835.

IV. Kirchengeschichte.

1. Historia Pietistica Waldeccensis. Corbachii 1712. — Es sind dies die vom Gräfl. Wald. Consistorium veröffentlichten Verhandlungen über die im Vaterlande vorgekommenen Pietistenstreitigkeiten.
2. Conspectum historiae primordia emendatae in Valdeccia religionis continentis — exhibet Ch. F. Martini, Diacon. Budstad. Vinar. 1726. Enthält einiges Brauchbare.

Christian Friedemann Martini ist zu Grünhayn in Meißen um 1690 geboren; er studirte zu Wittenberg und wurde daselbst Mag. Ph.; 1712 kam er als Conrector an das Gymnasium zu Corbach, 1719 als Conrector an das Gymnas. zu Zwickau, 1723 als Diaconus nach Buttstedt, wo er 1726 gestorben ist.

3. Waldeckischer Kirchen- und Religions-Staat von Carl Gottfried von Rauchbar. 1727. MS. — Eine weitschweifige, jedoch nicht ganz nutzlose Arbeit.

Carl Gottfried Rauchbar, 1683 zu Lengefeld geboren, besuchte die Schule zu Gotha, die Universitäten zu Gießen und Rostock, wurde 1710 Gräfl. Wald. Canzleirath, 1718 Fürstl. Wald. Hofrichter, Regierungs- und Consistorialrath und starb als W. Geh. Rath zu Lengefeld 1733.

4. Von der Religion der ehemaligen Einwohner des Wald. Landes. Zu dem Wald. Kal. vom J. 1757. 58. 59. von J. Nicolai. — Übersetzungen von Schul-Programmen, die von vieler Belesenheit des Verfassers zeugen.

Über Jeremias Nicolai vergl. S. 321.

5. Anhang einiger Nachrichten von der Waldeck'schen Reformationsgeschichte; bei der „Kanzelrede auf das Andenken des vor 200 J. angestellten ersten Wald. Synodus gerichtet" von Anton Schuchard. 1755. — Nicht ohne Werth.

Anton Schuchard ist zu Sengwarden in der Herrschaft Kniphausen, wo sein Vater, Christoph Schuchard, der früher zu Flechtdorf als Seminar- und Landes-Schul-Inspector lebte, damals Prediger und Inspector war, etwa 1714 geboren. Er wurde zu Corbach und Jena gebildet, kam als Informator an die Stadtschule zu Arolsen, wurde 1740 Pfarrer zu Sachsenberg und starb 1786 als Kirchenvisitator zu N. Wildungen, wo er seit 1759 Pfarrer war.

6. Erste Einführung des Christenthums und dessen nachmalige Herstellung durch die Reformation im Wald. von J. A. T. L. Varnhagen. Cassel 1818.

Hat gleich Varnhagen viel Treffliches zu der Reformations- und Kirchengeschichte unseres Vaterlandes zusammengestellt, so bleibt gleichwol eine Nachlese zu halten. Es fehlt uns namentlich noch eine Geschichte der kirchlichen Verfassung, der Pietistenstreitigkeiten, der Prediger-Synoden 2c.

V. Schulgeschichte.

1. Programma Jos. Strübenii. 1696. — Eine dürftige uud zum Theil unrichtige Aufzählung der bei dem Gymnasium bis dahin gestandenen Lehrer.

Josias Strüben, aus Corbach, wurde 1690 Conrector bei dem Gymnasium zu Corbach, 1696 Rector desselben, 1706 Pfarrer zu N. Ense und starb da-

selbst als Visitator der Ämter Eisenberg und Lichtenfels 1730.

2. Collectanea ad hist. Gymnasii Corb. a F. W. Vogel. MS. 3. Nachricht von der Schule zu Corbach vom Director F. W. Vogel; in Biederm. Act. schol. 1745. B. 5, 533. — Die Collectaneen sind wegen mehrer Notizen sehr brauchbar; die Nachricht bei Biedermann ist von wenig Bedeutung.

Friedrich Wilhelm Vogel ist zu Blankenburg etwa 1671 geboren; er war zuerst Hofmeister der jungen Grafen von Waldeck, dann 1717 Conrector am Gymnas. zu Corbach und 1722 Rector; 1733 bekam er den Titel Director und 1740 wurde er zugleich zweiter wirklicher Consistorialrath. Er starb 1746.

4. Gymnasii Wald. Redivivi Memoria Bisaecularis d. XVII. Maii 1779 carmine epico excitata per Ch. W. Kreusler, Gymn. rect. — Des Inhaltes, mehr noch der Sprache und des Geistes wegen sehr lesenswerth.

Christian Wilhelm Kreusler ist in Gießen, woselbst sein Vater, Friedrich Wilhelm Kreusler, Fechtmeister war, 1738 geboren; er studirte daselbst Theologie und besonders auch lebende Sprachen, wurde 1759 Hauslehrer, 1764 Cantor und darauf Rector an der Stadtschule zu Sachsenhausen; 1769 Lehrer am Pädagogium zu Gießen, 1770 Lector der italieni-

schen Sprache bei der Universität daselbst, 1775 Rector des Gymnasiums zu Corbach, wo er als solcher 1786 gestorben ist.

5. Historische Beiträge zur Geschichte des Fürstl. Gymnasiums zu Corbach von J. Chr. Freybe. — Vier Programme von den J. 1809. 10. 12. 13. — Dem Verfasser standen zu wenig Hülfsmittel zu Gebote.

Johann Christian Freybe ist zu Nordhausen 1774 geboren; daselbst und zu Halle gebildet, kam er 1799 als Cantor an das Gymnasium zu Corbach, wurde 1800 Collaborator und zugleich Diaconus der Stadt Corbach und Prediger zu Lengefeld und Lelbach, 1807 Prorector, 1828 zugleich Kirchen-Inspector, 1829 Prediger auf der Altstadt zu Corbach und starb 1833 als Prediger und Kirchen-Inspector zu Pyrmont.

6. De vita Lazari Schoneri, primi rectoris Gymnasii Corbacensis exposuit L. Curtze. Ein Programm. 1830.

7. Das Gymnasium zu Corbach, von Conr. Curtze; in dem statistischen Handbuche d. deutsch. Gymn. v. Brauns u. Theobald. Cassel 1837. Bd. 1. p. 570–74.

Um die Geschichte des Wald. Schulwesens steht es am kläglichsten. Für eine Darstellung des Zustandes der Volksschulen in früherer Zeit ist gar nichts gethan, für die der gelehrten nur wenig. Die

Erstere ist wenigstens nicht ganz außer Acht zu lassen, und daß Letztere noch keinen Bearbeiter gefunden, ist auffallend. Es wäre doch wol einmal Zeit des hochherzigen Geistes zu gedenken, der die erlauchten Stifter unseres Gymnasiums beseelte, der Verdienste Erwähnung zu thun, die Waldecks Fürsten um Gelehrsamkeit, Schulbildung und Berufstüchtigkeit durch die Aufrechthaltung der Landesschule sich erworben haben und die Namen derer zu nennen, die als Vorgesetzte, oder als Lehrer das große Werk der Menschenbildung und Menschenveredlung leitend, beaufsichtigend, mitwirkend gefördert und gehoben haben. Und dann, verlohnt es sich nicht der Mühe, die Summe der Erfahrung von fast 300 Jahren, den Entwickelungsgang, den die Anstalt genommen, den Geist, der in ihr gewaltet, die Gründe ihrer Blüthe oder ihres Verfalles zu Belehrung und Warnung, oder zu Aufmunterung und Begeisterung klar aufzufassen und übersichtlich vor Augen zu bringen? Freilich, ein Werk nicht ohne Winke zum Abschrekken! Wer hat Lust und Ausdauer aus dem Wust entlegener und verblichener Papiere den Stoff zu sammeln, zu ordnen, zu sichten.

C. L.

Die von dem Herrn Verf. des vorstehenden Aufsatzes ausgesprochenen Wünsche für fernere Bearbeitung der waldeckischen Geschichte theilend, öffnet sich unsere Zeitschrift, ihrem erklärten

Zwecke gemäß, sehr gern jedem Aufsatze, welcher in irgend einer Hinsicht zur Aufhellung unserer heimathlichen Vorzeit beizutragen geeignet ist. Es kommt nicht grade auf die Größe des behandelten Gegenstandes an: auch Nachrichten von geringfügig scheinenden Dingen haben bei der Geschichtsforschung oft hohen Werth, und überhaupt muß ja bei derselben eine klare Anschauung des Einzelnen der lichtvollen Zusammenordnung der Massen vorausgehen. Aber überall ist bei Darstellungen historischer Thatsachen eine Angabe der benutzten Quellen wünschenswerth, weil nur sie dem sachkundigen Leser den Probierstein für das Mitgetheilte an die Hand gibt. Verschließen muß und wird sich die Zeitschrift nur solchen historischen Beiträgen, welche entweder längst abgethane Irrthümer wiederholen, oder welche bodenlose Willkür an die Stelle historischer Treue und gewissenhafter Forschung setzen, oder welche endlich des nöthigen kritischen Sinnes gänzlich ermangeln. Sollte aus vorliegenden Gründen ein mehr oder weniger in diese Kategorien fallender Aufsatz dennoch bisweilen Aufnahme finden, so wird er als Beispiel benutzt werden können, welches lehrt, wie histor. Untersuchungen **nicht** angestellt werden müssen.

Außer den in obigem Aufsatze erwähnten Zweigen der waldeckischen Geschichte würden auch sehr wünschenswerth und interessant sein: Bearbeitungen der Sitten- und Culturgeschichte, der Geschichte des Gerichtswesens (Hexenprozesse, Folterinstitut rc.), der Geschichte der Landesverfassung und des Städtewesens, der Militärgeschichte, der Gesch. wohlthätiger Stiftungen rc. unseres Landes, möchten diese nun in Mittheilungen interessanter Einzelnheiten, oder in übersichtlichen summarischen Darstellungen bestehen, wie das zweite Heft der Zeitschrift einen schätzenswerthen Abriß der Gesch. des waldeck. Bergbaus geliefert hat.

Die Redaction.

Ein Riesenschlüssel der Vorzeit.

Der urkundlichen Nachricht zufolge, welche uns Varnhagen in seiner Waldeck. Landes- und Regentengeschichte gibt, lag an dem Bach, der von Königshagen herab fließt und unterhalb Bergheim in die Eder mündet, ein Dorf, Rielach, Relach oder Melach genannt. Der Bach heißt jetzt der Melcherbach. In Urkunden kommt das Dorf nach dem Jahr 800 vor; auch lebte im 13. Jahrhundert ein Herr Andreas von Rielach, der aber wahrscheinlich nun gestorben ist. — Ein emsiger Historiograph stöberte jetzt in allen alten Büchern herum, um obige Nachrichten durch einige diplomatisch-historische Citate zu unterstützen; Ref. kann aber dem geneigten Leser nur versichern, daß Melach gegenwärtig nicht mehr existirt und ohne sich im Fach der Geschichte die mindeste Auctorität anzumaßen, schmeichelt er sich doch, diese Behauptung werde von keinem künftigen Geschichtsforscher bestritten werden. — Oberhalb des Dorfes, auf der ersten Abflächung eines ziemlich steilen Berges, die Hepe genannt, stand die zu Melach gehörige Kirche oder Kapelle. Einige ehrwürdige Eichen, die der Forstaufklärung noch nicht haben weichen müssen und mit jedem Lenze verjüngt ins Ederthal schauen,

warfen vielleicht schon kühlenden Schatten auf die Kapelle und ihre frommen Besucher herab. Die rohen Fanatiker des dreißigjährigen Kriegs haben, der Tradition zufolge, Dorf und Kirche zerstört, und noch heut zu Tage findet der Antiquitätensammler an bezeichneter Stelle Fragmente von Ziegel- und Bausteinen — ohne Zweifel Überbleibsel von diesem Gotteshause. Hier war es auch, wo in den 70r Jahren des verflossenen Jahrhunderts ein Einwohner aus Bergheim einen Schlüssel fand, der die Thüren zu diesem Heiligthum geöffnet haben muß, denn seine bizarre Form und Größe lassen sein Alter nicht verkennen. Nur nothdürftig hat ihn ein ungeschickter Vulcan aus Eisen zusammengeschweißt und ihm eine Länge von einem Fuß Rh. gegeben. Der Kamm ist oben, unten und in der Mitte ausgezackt, 2 Zoll breit, 2½ Zoll hoch und der Handgriff hat sogar einen Umfang von 10 Zoll.

Wenn uns Analogien nicht irre führen, so nahm das Thürschloß einen Raum von 2½ □ Fuß ein; die Kirchthüre bot eine Fläche dar von 154 □ Fß; der Küster, ein zweiter Goliath, maß 12 Fuß 2 Zoll u. s. w. Der Schlüssel ist zu erwähnter Zeit dem damaligen Grafen Friedrich Leopold eingehändigt worden und bis jetzt im Besitz der Gräflichen Familie geblieben.

W—ck.

Wie kann man zur Kenntniß der physischen Gebrechen der Landesbewohner gelangen?

Die hohe Wichtigkeit dieser Frage wird die Aufstellung, und einen Versuch der Beantwortung derselben in unserer Zeitschrift rechtfertigen. — Das physische Wohl hilft das Glück des einzelnen Menschen und das Heil eines ganzen Landes gründen; ohne dasselbe ist der Mensch für sich ein Schwächling, und ein Staat ohne Bedeutsamkeit. Dieß beweist uns täglich die Geschichte Einzelner, und dieß lehrt uns seit Jahrtausenden die Geschichte ganzer Völkerschaften. So wie der durch körperliche Leiden gedrückte Mensch unzufrieden ist mit Allem, was ihn umgibt, indem er bewußt oder unbewußt fühlt, daß er seine Bestimmung nicht erreichen kann; ebenso überfällt ein ganzes Volk Unmuth und Unzufriedenheit, sobald physische Leiden es niederdrücken. Deßhalb treibt uns schon im Geheimen der Instinct, das körperliche Wohlsein zu wahren, und auch die Vernunft, die edelste und höchste geistige Fähigkeit des Menschen, befiehlt uns, für die Gesundheit zu wachen. Es muß demnach jedem Staate ernstes Bestreben sein, die physischen Gebrechen der Landes-

bewohner kennen zu lernen, und bestmöglichst zu beseitigen. Durch eine eifrig gepflegte medizinische Statistik gelänge es allmählich, die an dem Volke nagenden physischen Leiden und zugleich ihre Ursachen aufzufinden. Aber nur Ärzte können diejenige Kenntniß haben, welche zur Gründung und Anwendung jener Wissenschaft erforderlich ist; weßhalb die angestellten Ärzte oder Physiker die Verpflichtung haben sollten, die medizinische Statistik aus allen Kräften zu befördern. Den Ärzten würde dadurch eine unerschöpfliche Quelle zu neuen Erfahrungen eröffnet, und sie würden zugleich ihrer auferlegten Pflicht, für das physische Wohl der Bewohner zu sorgen, eher Genüge leisten können. Zu diesem Ende sollten die Physiker angewiesen werden, die jährlichen Listen der Gebornen und der Gestorbenen zu vollenden. Die Behörden müßten dabei thätige Hand reichen, und die Polizei jedes Ortes streng zur monatlichen Einschickung jener Listen an die Physiker anhalten, um diese in den Stand zu setzen, von Monat zu Monat die Verzeichnisse tabellarisch ordnen und wissenschaftlich schliessen zu können. Wenn aber durch die Geburts- und Sterbelisten der Zweck vollkommen erreicht werden soll, so ist nach W i l d b e r g s Vorschlag nothwendig:

1. daß in den Listen von jeder Stadt und von jedem Dorfe die Anzahl der Einwohner genau angegeben wird, weil ohne dieß keine genaue Vergleichung

und Berechnung nach den zu berücksichtigenden Beziehungen möglich ist.

2. Auch die Anzahl der in jeder Stadt und in jedem Dorfe bestehenden Ehen muß genau angegeben werden, weil nur dann aus der Vergleichung mit der Anzahl der ehlich Gebornen die Berechnung möglich ist, wieviel Kinder im Durchschnitt auf jede Ehe zu rechnen sind, und wie sich die Fruchtbarkeit in den verschiedenen Städten und Dörfern verhält, und weil auf solche Weise dann den Ursachen vorkommender auffallender Verschiedenheiten nachgeforscht werden kann.

3. In Bezug auf die Gebornen muß über folgende Puncte in den Listen Aufklärung gegeben werden:

a) Wie viele lebend, und wie viele todt geboren sind, damit aus der Vergleichung der Anzahl der Todtgebornen in den verschiedenen Orten auffallende Verschiedenheiten an das Licht gezogen und deren Ursachen und der Möglichkeit zu ihrer Abhülfe nachgeforscht werden könne.

Dabei müssen aber die Todtgebornen von den bald nach der Geburt Verstorbenen wohl unterschieden werden. Auch muß von den Todtgebornen, welche nicht unter die Verstorbenen gezählt werden dürfen, allemal bemerkt werden, ob sie zu früh oder zur rechten Zeit geboren sind, damit, wenn an einem Orte, oder in einem Distrikte auffallend viele zu früh Geborne

vorkommen, den Ursachen dieses Umstandes nachgeforscht werden kann.

b) Wie viel ehliche, und wie viel unehliche Kinder in jedem Orte geboren sind. Nur hierdurch ist es möglich, das Verhältniß der unehlich Gebornen zu der Gesammtzahl der Gebornen genau zu berechnen, die Ursache des grösseren oder geringeren Verhältnisses zu erforschen und daraus Resultate züm Besten des Ganzen zu ziehen.

c) Wie viel der Gebornen männlichen, und wie viele weiblichen Geschlechts gewesen sind.

d) Wo Zwillinge oder Drillinge geboren sind, und welche lebend und welche todt geboren, oder auch bald nach der Geburt gestorben sind.

5. In Hinsicht der Gestorbenen verdienen folgende Puncte in den Listen bemerkt zu werden:

a) In welchem Lebensalter der Tod eines Jeden erfolgte. Hierbei dürfen aber nicht die Todtgebornen, wohl aber die bald nach der Geburt Gestorbenen mit in Rechnung gebracht werden. Nicht unwichtig ist auch, zu bemerken, ob die bald nach der Geburt Gestorbenen unehliche oder eheliche waren, weil auch dieses zur Erforschung der Ursache des frühen Todes führen kann. Kommen in einem gewissen Lebensalter die mehrsten Todesfälle vor, so läßt sich der Ursache, welche die Sterblichkeit in diesem Lebensalter befördert hat, nachforschen.

b) Von welchem Geschlechte jeder Verstorbene gewesen ist. Dann läßt sich berechnen, von welchem Geschlechte die mehrsten gestorben sind, und wie viele von jedem Geschlechte mehr oder weniger geboren, oder gestorben sind. Bei den Gestorbenen weiblichen Geschlechtes sind diejenigen besonders anzuführen, welche während der Schwangerschaft, oder während der Geburt, oder nach der Geburt, in den Wochen gestorben sind.

c) In welchen Monaten des Jahres die Todesfälle erfolgt sind, um dann durch Vergleichung aller Gestorbenen berechnen zu können, wie sich die Sterblichkeit in den verschiedenen Monaten des Jahres verhalten hat, welches die Ursache der größeren oder geringeren Sterblichkeit gewesen ist.

d) Ob die Menschen natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben sind.

e) Wenn sie natürlichen Todes gestorben sind, so verdient bemerkt zu werden:

α) ob sie an einer plötzlich entstandenen und schnell in den Tod übergegangenen Krankheit z. B. Schlag- oder Stickfluß, oder in Folge einer acuten, oder chronischen Krankheit, und an welcher sie gestorben sind, und

β) ob eine ärztliche Behandlung der Krankheit statt gefunden hat oder nicht.

γ) Wo das Leben gewaltsam geendet hat, muß die jedesmalige Todesart bemerkt werden.

Am Schlusse des Jahres müßten alsdann die nach den beschriebenen Beziehungen verfertigten Listen aus dem ganzen Lande an den Ober-Landphysicus zur Gesammtvergleichung eingeschickt, und die Resultate derselben zum allgemeinen Wohle und Interesse durch diese Blätter veröffentlicht werden.

N. e.

Über das Einsammeln von Nadelholzsamen.

In manchen Ländern beschäftigt sich eine große Anzahl armer Leute mit dem Einsammeln des Nadelholzsamens, indem sie sich nicht allein einen bedeutenden Verdienst an Geld dadurch erwerben, sondern auch durch die ausgeklengten Zapfen ein gutes Material zum Heitzen der Ofen erhalten, wenn nur nicht eine zu große Masse Zapfen auf einmal in den Ofen geworfen wird, da sie eine schnelle Hitze verbreiten.

Wie vortheilhaft dieses Geschäft ist, wird aus den weiter unten bemerkten Preisen zu ersehen sein, welche bis jetzt ausländischen Samenhandlungen haben gegeben werden müssen.

Da wir nun in unserm Fürstenthum schon ziemlich bedeutende Nadelholzbestände haben, auch jährlich in ziemlich bedeutender Menge Nadelholzstämme im Herbst und Winter gefällt werden, wobei der Samen noch leichter zu gewinnen ist, so könnten dabei ärmere Erwerb suchende Einwohner des hiesigen Landes einen bedeutenden Lohn gewinnen, und gerade in Monaten in denen sie sonst wenig oder gar keinen Verdienst haben.

Folgende Methode würde beim Sammeln der Zapfen, beim Ausklengen, Abflügeln und Reinigen des Samens zu beobachten sein.

In den Monaten November, December, Januar und Februar begebe man sich mit einer Steigleiter und Säcken versehen, in die Bestände. Derjenige, welcher die Bäume besteigt, am besten ein Junge von 14 — 16 Jahren, muß ein halbzirkelförmiges, auch an der äußern Seite geschärftes Messer führen, das auf einem 6 Fuß langen Stocke befestigt ist, um so die Zapfen abreißen und abstoßen zu können. Während nun der Steiger mit Fleiß arbeitet, nehmen die übrigen Personen die herabfallenden Zapfen sogleich in die Säcke.

Das Ausklengen des Samens ist nun eben so leicht. Die Zapfen schüttet man auf gewöhnliche, etwas weit geflochtene Trockenhorden, welche mit einem Leinentuch, zum Auffangen des Samens unterzogen, entweder um und über den Ofen in der Stube, oder in einen Backofen gestellt werden, der jedoch nicht zu heiß sein darf, indem sonst der Samen zu sehr austrocknet und nicht mehr keimt. Im Sommer bei starker Hitze die Zapfen auf grossen Tüchern in der Sonne auszubreiten ist eben so zweckmäßig.

Sobald sich nun die Schuppen an den Zapfen weit geöffnet haben, so daß der Samen herausfallen kann, müssen sie stark gerüttelt werden, so daß

sie in eine andere Lage kommen, wodurch ein Theil des Samens herausfällt. Dieß muß so oft wiederholt werden, bis man bemerkt, daß die Zapfen leer sind. Um recht tauglichen Samen zu bekommen, nehme man das, bei dem jedesmaligen Herumrühren Herausgefallene hinweg und bringe solches, bis zum Verkauf, an einen kühlen, trockenen, vor Mäusen gesicherten Ort.

Der Samen, wie er aus den Zapfen fällt, mit Flügeln, erhält sich mehre Jahre gut, nur wird er beim Verkaufe nicht so angenommen, sondern man will ihn entflügelt haben, was durch Reiben zwischen den Händen leicht bewirkt wird. Hierauf wird er mit der Wurfschaufel gereinigt, wieder in Haufen geschüttet, allein nicht zu dick, indem er auch noch, das Verbrennen zu verhüten, oft herumgestochen werden muß.

Solcher gereinigte Samen wird nun, nach erprobter Keimkraft, dahier gewöhnlich mit folgenden Preisen bezahlt:

Fichtensamen in guten Samenjahren
à Pfund 1 ggl. bis 2 Alb.

Fichtensamen in mittleren Samenjahren
à Pfund 2, 3—4 ggl.

Kiefernsamen in guten Samenjahren
pr. Pfund 4—6 ggl.

Kiefernsamen in mittleren Samenjahren
pr. Pfund 7—8 ggl.

Der Lerchensamen muß bei stärkerer Hitze aus- geklengt werden, springt jedoch alsdann noch schwer, weßhalb, da es gewöhnlich ziemlich viel Samen gibt, 6—8 ggl. für das Pfund bezahlt werden.

Da zwei fleißige Leute in einem Tage wohl 20 bis 30 Pfund Fichtensamen und 10 bis 15 Pfund Kiefernsamen sammeln können, so ist leicht zu er- sehen, welch ein Verdienst sich, ohne schwere Arbeit, bei diesem Geschäft ergibt.

Beim Sammeln von Kiefernzapfen ist jedoch dar- auf Rücksicht zu nehmen, daß die Zapfen über ein Jahr zur Reife brauchen, daß also stets im Herbst und Winter reife und unreife Zapfen auf den Bäu- men hängen, die aber leicht von einander zu unter- scheiden sind.

Übrigens wird die Försterei, (welche, gemäß Höch- ster Bestimmung angewiesen ist, an zuverlässige Personen, von denen sich weder Beschädigungen der Bäume noch sonstige gelegentliche Forstfrevel besorgen lassen, Erlaubnißscheine zum Einsammeln des Sa- mens gratis abzugeben) denen, die diesen Erwerb- zweig ergreifen wollen, auf Verlangen nähere Be- lehrung über das Verfahren ertheilen.

v. B.

Über den Gebrauch der calcinirten, rohen und gereinigten Pottasche in Haushaltungen.

Die Pottasche bildet einen Bestandtheil fast aller vegetabilischen Körper und ist darin meistentheils an irgend eine Säure, z. B. Weinsteinsäure gebunden. Beim Verbrennen des Holzes 2c. bleibt dieselbe in der Asche zurück, und wird aus derselben durch Auslaugen und Abdampfen gewonnen, darauf zur Entfernung anhängender Unreinigkeiten einer starken Glühhitze ausgesetzt. Sie heißt nun calcinirte Pottasche oder rohes Kali. Durch Auflösen des Letztern in Wasser, Durchseihen und Abdampfen wird die gereinigte Pottasche oder das gereinigte Kali dargestellt.

Das gereinigte Kali ist mit Vortheil anzuwenden zur Ausscheidung der im Quellwasser aufgelösten Kalksalze,*) wenn Hülsenfrüchte darin gekocht werden sollen. Man nimmt auf 5 Maß Wasser etwa 1/4 Loth Kali und bewirkt die Auflösung durch

*) Ich rede hier nur von Kalksalzen, weil man im gemeinen Leben dasjenige, was sich beim Kochen in den Gefäßen ansetzt, „Kalk" zu nennen pflegt. Das Quellwasser enthält noch andere Erden. A. d. V.

mehrmaliges Umrühren; jedoch vor dem Einbringen der Hülsenfrucht. Man wird nach diesem Verfahren dieselbe eben so weich kochen können, als wenn man reines Flußwasser anzuwenden Gelegenheit gehabt hätte.

Ferner kann man das Wasser beim Absieden junger, frischer, auch eingemachter Gemüse, in dem angegebenen Verhältnisse mit Kali versetzen, wodurch dieselben nicht nur zarter werden, sondern auch eine schöne grüne Farbe erhalten, welche man bisweilen z. B. bei Vitsbohnen durch Kochen in kupfernen Gefäßen, aber zum Nachtheil der Gesundheit, hervorzubringen sucht.

Ganz vorzüglich aber ist der Zusatz des Kali's zu säuerlichen Früchten, z. B. Preißelbeeren, Äpfeln und Zwetschen ꝛc. zu empfehlen; jedoch nur in dem Grade, daß die Säure nicht ganz abgestumpft wird, sondern noch etwas vorwaltend bleibt. Man erhält dadurch nicht nur sehr wohlschmeckende Gerichte, sondern hat auch viel weniger Zucker zuzusetzen nöthig. Die edlern Obstsorten bedürfen dieses Zusatzes nicht, aber es ist doch wohl manchem erwünscht, auch die geringern genießbar zu machen. Für die Gesundheit kann durch den Zusatz des Kali's keineswegs ein Nachtheil entstehen. In den beiden ersten Fällen ist die Menge desselben schon an sich höchst unbedeutend, und bei säuerlichen Früchten bilden die Säuren und das Kali kühlende Salze, z. B. Cremortartari, oder ein ähnliches, welche ohne alle Frage der Ge-

sundheit zuträglicher sind, als eine große Quantität reiner Säure.

Das rohe Kali oder die calcinirte Pottasche kann unter andern zur Darstellung einer ungefärbten Lauge, um ganz feine Wäsche damit zu reinigen, auch in der oben angegebenen Menge, als Zusatz zu allem Quellwasser, welches zum Waschen mit Seife gebraucht werden soll, angewendet werden. Die Seife wird bekanntlich durch eine Vereinigung von Kali oder Natron mit einem Fette z. B. Talg, und Wasser gebildet. Die im Wasser enthaltenen Kalksalze entziehen aber der Seife soviel Natron oder Kali, als zu ihrer Zersetzung nöthig ist. Das sich dabei ausscheidende Fett ist mehr schädlich als nützlich und deshalb geht ein nicht unbedeutender Theil der Seife verloren, ohne den geringsten Nutzen zu bringen. Aus dem angeführten Grunde leuchtet auch ein, wie vortheilhaft es ist, zum Waschen Schnee oder Regenwasser zu verwenden, weil diese keine Kalksalze enthalten können, daher eines Zusatzes von Kali nicht bedürfen.

Einen wesentlichen Dienst leistet die Pottasche, in angemessener Menge dem Wasser zugesetzt, 1 bis 2 Loth auf 1 Maß, beim Reinigen solcher Gefäße, welche Säure aufgenommen oder erzeugt haben. Ehe man daher Getränke in Gefäße bringen läßt, welche längere Zeit dem Zutritte der Luft ausgesetzt gewesen sind, ist eine Reinigung derselben durch schwache Kalilauge sehr anzurathen, z. B. bei

Fässern, Krügen, Bouteillen; insbesondere aber bei Milchgefäßen (Rahmtöpfen). Die Entsäurung, welche man bei Letztern durch längeres Sieden in Wasser zu erzielen strebt, wird viel sicherer, schneller und wohlfeiler auf die angedeutete Weise erreicht.

E. H. D.

Gespräch zweier Reisenden in einem ausländischen Wirthshause.

In den heurigen, ausgezeichnet stürmischen und tosenden Novembertagen mußte ich eine Reise nach . . . . unternehmen. Ich hätte gern anspannen lassen, wenn ich eine Chaise besäße; mein eigenes Pferd konnte ich doch nicht satteln lassen, denn ich habe keins, und ein Miethpferd kostet Geld, mit welchem Gegenstande es mir meistens geht, wie mit meinem Pferde. Ich wählte also freiwillig gezwungen, das, wie man in solchen Fällen sich zur Stärkung und Andern zur Täuschung sagt, so angenehme und gesunde Fußreisen, mit welchem viel gepriesenen Gegenstande es dieselbe Bewandniß hat, wie mit den Mäßigkeitsvereinen, dem Wassertrinken und vielen andern nützlichen Erfindungen; sie werden mehr gerühmt, denn geübt! Nahe bei dem an der Straße nach . . . . gelegenen freundlichen Dörfchen M. überfiel mich ein furchtbares Unwetter. Ein schneidender Ostwind durchsuchte meine Kleidung mit der Gewissenhaftigkeit und dem Diensteifer eines ehemaligen Waldeck. Acciseaufsehers. Der Regen triefte von meinem durch die Aufklärung und Popularität unserer Tage zu Würden gelangten Kittel, und durchnässt und durchfroren eilte ich, ein schützendes Obdach,

einen wärmenden Ofen und einige Stärkung und Erquickung zu erreichen. Man weiß die menschenfreundliche Einrichtung der Gasthäuser nicht dankbarer zu erkennen, als in solchen Fällen. Gleich beim Eintritt ins Dörfchen winkte mir, vom Winde hin und her geschaukelt, mit knarrendem Tone, das Schild zur Stadt . . . . Ich trat in die Gaststube. Aus einem kleinen Abschlag, rechts neben der Stubenthür, reichte die Frau Wirthin durch ein hölzernes Schiebfenster den menschenbezwingenden in der Hölle gebrauten Zeitgeist, meistens halbschoppenweise.

Der Herr Wirth, in einem grau leinenen mit Schaffellen gefutterten vornehmen Schlafrock und mit einem schwarzen Sammetkäppchen bedeckt, saß auf einer langen Bank, zweien starken Männern entgegen, deren Gesicht wetterfarbig überzogen war. Ihre Krämpenhüte zierten Zettel mit vielerlei Wappen gestempelt, und ihre blauen Kamaschen waren mit rothen Kniebändern geschmückt. Der Wirth machte ihnen — nach alter deutscher Wirthssitte — in sägebockähnlichen Figuren mit Kreide, woher der Gebrauch der doppelten Kreide entstanden sein mag, die Rechnung auf den Tisch und gab ihnen eine Prise in den Kauf. Es gefiel mir nicht übel; denn die feinen gedruckten Rechnungen fallen dann weg, welche die Gäste so gut bezahlen müssen, als die Weintrinker Pferde, Kutsche und sonstigen Sprünge der herumziehenden Weindrosseln bezahlen müssen.

Zwei vornehme, dem sichern Kennzeichen der Kleidung nach gebildete Männer saßen an einem kleinen Tischchen bei den obern Fenstern, gegenüber der zierlichen Wirthstochter, die, ihr deutsches Haar in schöne Geflechte gebracht, in feinem Anzuge mit hochabsätzigen Schlappschühchen, das Rädchen schnurren ließ. Die Herren tranken Felsenkellerbier; der Eine begann seine Reden gemeiniglich mit dem schlagenden Vorworte: ich versichere Sie, in Preußen! Der Andere entgegente, bald: die Landstände, bald: die Bürgergarde, bald: die Verfassung bei uns! Ich weiß nicht, woher sie waren. Ich drückte mich neben den warmen Ofen auf einen wohlthätigen Großvaterstuhl, den Augen der Gäste entzogen durch eine große hölzerne Ofen-Umzäunung. Ich besah mir diese nützliche Trockenanstalt mit kritischem Blicke, um sie demnächst in der Waldeckischen Zeitschrift den rationellen Hausfrauen zu beschreiben und zu empfehlen und harrte des bestellten Kaffees. Beiläufig gesagt: gegen Entrichtung des gegen den Nutzen gerechnet sehr billigen Preises von 1 Louisd. pro Exemplar bin ich nicht abgeneigt, unter versiegeltem Umschlag meine technologischen Beobachtungen und praktischen Verbesserungen des von mir wissenschaftlich benannten Fornacis conseptum gedruckt verabfolgen zu lassen, und mögen sich freundschaftliche Abnehmer nur in Bezug auf diese Anzeige bei der Redaction dieser Zeitschrift melden. Vorzüglich empfehlenswerth ist

diese Einrichtung den Hausfrauen, welche neben Putz, Gesellschaften, Thee= Whist= und andern Cirkeln sich mit der Wartung und Pflege ihrer Kindlein beschäftigen wollen.

Bald hätte ich ja aber, so geht's wenn man auf sein Lieblingsthema abgeleitet wird, vergessen, was ich erzählen wollte! Ein Gespräch der beiden Herren richtete meine Aufmerksamkeit von meinen bisherigen Betrachtungen ab, und ganz auf diese hin. Der Eine von ihnen, dessen Haltung, Sprache, Wortfügung und Schnurbarrt steif war, kurz der ganze lange, blasse, dürre Herr war steif, wendete sich an seinen untersetzten, wohlgenährten, rothwangigen und lebendigen Nachbar, er schien ein Dreißiger zu sein, mit der selbstbeantworteten Frage: Sie kommen also aus dem Waldeckischen? Ich bin auch daselbst bekannt, hab oftmals in Arolsen logirt. Man wird sehr gut bedient bei Herrn —; aber was mir auffällt, ist der freimüthige Ton im Waldeckischen. Man spricht sogar über Politik und Staatsangelegenheiten, als ob Privatpersonen darüber ein Urtheil zuständе. Und dabei sind sie verliebt in ihr Ländchen, als ob's kein besseres Reich in der Welt gäbe. Sie sollten's nicht hören lassen, wenn Unser Eins dabei ist, sie sollten sich freuen, wenn sie .... wären! Das wüßt ich wahrhaftig nicht, warum! fiel der Andere rasch und lebhaft ein. Der Waldecker hat recht, sein Heimathland zu lieben, er kann sich

mancher eigenthümlichen Vorzüge seines Landes, dessen Einrichtungen und Verfassung rühmen! Ich bin durch Verwandte und mehrjährigen Aufenthalt mit dem Boden, Verhältnissen, Einrichtungen, Leben und Treiben im Waldeckischen Lande ziemlich genau bekannt und muß gestehen: ich selbst habe das Ländchen lieb gewonnen.

Sagen Sie mir einmal gefälligst, versetzte der Erstere: worin bestehn denn eigentlich diese Vorzüge? Es ist ein kleines Fürstenthum; hat keine Fabriken, keine Armeen, keinen Handel, keinen Verkehr!

Da haben Sie recht! antwortete der Widersprechende, Fabriken fehlen dem Ländchen, und besonders eine bedeutende Stadt zum Absatz der Producte; aber den Mangel der stehenden, müßigen, verzehrenden Heere rechne ich gerade zu seinen Vorzügen, viel Militär viel Zehrbienen! Übrigens muß ich bemerken: dem Boden fehlt es fast durchgängig nicht an Fruchtbarkeit, den Einwohnern nicht an Fleiß und Betriebsamkeit, weshalb Waldeckische Arbeiter überall gern gesehen werden; dem Lande nicht an mancherlei Erzeugnissen und den Einwohnern nicht an Kenntnissen zur Anwendung und künstlichen Verarbeitung der Producte, sondern es fehlt einzig und allein an bedeutenden Capitalisten, welche auf Fabrikwesen ihre Capitalien verwenden. Welchen Reichthum an mancherlei Erzen, herrlichem Eisen, Kupfer, Blei; welchen Reichthum an glatten schönen Hochwaldungen

bietet das Land! Mancherlei Fabriken, Gewehrfabriken, Waffenhämmer, Eisengußwaarenfabriken 2c.; auch bei der rohen Wollenausfuhr Wollwebereien 2c. liessen sich mit Gewinn für Producenten und Unternehmer anlegen. Die Waldecker haben, gegen andere Unterthanen gerechnet, wenig Abgaben zu entrichten; die Steuern sind die uraltherkömmlichen, eher vermindert, denn erhöhet, wie nachgewiesen werden kann. Die lästigen Dienste und Überreste der Leibeigenschaft sind dem Bauernstande gegen einen so geringen Ersatz abgenommen, daß die beobachteten Grundsätze der Billigkeit und Rechtlichkeit überall als Muster angenommen werden könnten. Der allerdings im Allgemeinen nicht zu läugnende geringere Grad des Wohlstandes ist nur ein Theil der allgemeinen deutschen Armuth; das Einzige was allgemein ist.

Der steife Herr wollte das Wort nehmen, allein der Redner unterbrach ihn sogleich mit dem Ausruf: erlauben Sie mir die Hauptsache noch! Besonders liebe ich an dem Waldeckischen Ländchen den kräftigen Menschenschlag, das zutraulich ehrlich freie ansprechende Wesen desselben; den im Ganzen religiösen Sinn der Bewohner; bei den gebildeten Ständen den Wohlklang der Sprache; den ungezwungenen und doch anstandsvollen Umgang; den wissenschaftlichen Sinn; und was sie rügen wollten, die Furchtlosigkeit in Äußerung der Ansichten und Grundsätze,

diese zeugt gerade für das gegenseitige Zutrauen zwischen Regierung und Unterthanen; so wie die lebhafte Theilnahme an den Welthändeln das Zurückbleiben in den allgemeinen Weltansichten hindert. Ich liebe an der Regierung das humane System, welches dieselbe befolgt und welches von Klugheit und vom Vertrauen auf die Unterthanen zeugt; denn im Waldeckischen hat man nichts von Inquiriren gegen politische Äußerungen oder gar Grundsätze vernommen. Man kennt sich gegenseitig genauer, weiß deshalb in allen Dingen richtiger zu unterscheiden, und das Verhältniß ist mehr ein Familien- als ein Völkerleben.

Was Sie da angeben, mag immerhin wahr sein, mir geht nun aber nichts über ein großes Land und eine durchgreifende militärische Ordnung im ganzen Staate. Und was die Sprache anbelangt, glauben Sie mir, so wird nirgends richtiger gesprochen, als bei uns in . . . .

Des Sturmes Pfeifen hatte aufgehört, die grauen Wolken zertheilten sich und weiße Schafheerden und freundliche Sonnenblicke liessen hoffen, die Wind- und Regenkammern seien für den Augenblick so erschöpft, als die Kammern überhaupt nach anhaltenden Sessionen zu sein pflegen. Dieß bemerkend, standen die beiden Herren auf und ritten fürbaß.

Ich freute mich, einen ausländischen Vertheidiger meiner Vorliebe für mein Heimathland gehört zu

haben und bedauerte nur, daß nicht auch einzelne nicht zu verkennende Mängel besser erörtert waren. Sollte ich einmal wieder Gelegenheit haben, in einem Wirthshause etwas ablauern zu können, und man auch über diesen Gegenstand etwas zu hören wünschen, werde ich mich beeilen, es zur allgemeinen Kunde zu bringen. Zuweilen will es mich bedünken, als ob vor allen Dingen das Volksschulwesen eines Aufschwungs bedürfte, doch bescheide ich mich gern, daß ich hierin irren kann.

Historisch-kritischer Commentar
über
Yark's Eisenberg.

Vergl. Heft 2. S. 173 — 182.

Das Geisteserzeugniß, zu welchem sich die nachfolgenden Bemerkungen wie Noten zum Text verhalten, ist überschrieben: Der Eisenberg bei Corbach. Diese Überschrift ist aber, wie die Logiker von gewissen Definitionen sagen, zu weit; der Titel verspricht mehr, als die Ausführung leistet. Nach der Überschrift erwartet man eine Darstellung des Eisenberges in topographischer, geognostischer, antiquarischer, historischer und jeder andern Beziehung, namentlich auch Nachrichten über das merkwürdige Goldbergwerk desselben. Aber der Hr. Verf. macht in seiner Überschrift von der Redefigur Totum pro parte Gebrauch. Sein Aufsatz enthält nichts Anderes und sollte wohl auch nichts Anderes enthalten, als eine Geschichte der Burg oder des Schlosses, welches auf dem Eisenberge stand. In verbis simus faciles. Wir halten uns an das, was Hr. Y. uns wirklich gegeben hat.

Und hier müssen wir ihm gleich von vorn herein das Lob zugestehen, daß er in der Wald. Zeitschr. zu Einzelgeschichten merkwürdiger Orte unseres Landes die Bahn gebrochen hat. Eine jede, wenn auch noch so schlichte und schmucklose, Zusammenstellung der über einen Ort vorhandenen oder neu aufgefundenen Nachrichten ist dankenswerth und verdienstlich. Eine solche Einzelgeschichte, sobald sie auf den Säulen einer wahrheitsliebenden und gewissenhaften Forschung ruht, hat nicht bloß in sich selbst mannigfaltiges Interesse; sondern sie liefert auch einen brauchbaren Baustein zu einer befriedigenden allgemeinen waldeckischen Geschichte, wie wir sie von der Zukunft zu hoffen berechtigt sind. Darum wünschen wir, daß Hr. Y. in dieser Hinsicht viele Nachfolger finden möge, vorausgesetzt nämlich, daß sie es anders machen, als er. Denn, um es gleich hier auszusprechen, Hrn. Y.s Geschichte der Burg Eisenberg kann nur als ein völlig mislungener Versuch betrachtet werden.

Wenn Hr. Y. behauptet, daß der Eisenberg nicht von Heinrich dem Eisernen, als dem etwaigen Erbauer der Burg auf demselben, den Namen habe, so bestreitet er etwas, was noch nie irgend Jemanden zu behaupten eingefallen ist, und wenn er den Namen von dem Eisen ableitet, welches der Berg „reichlich enthalten habe“, so behauptet er etwas, was sich mindestens nicht erweisen läßt. Gold hat der Eisenberg geliefert, aber Eisen niemals, soweit die uns

bekannten authentischen Nachrichten reichen. Ja, darauf eben, daß der Berg kein Eisen enthalte, stützten diejenigen ihre Meinung, welche seinen Namen von der Göttin Isis herleiten wollten und ihn mit Graf Wolrad II. Mons Jsidos nannten.

Doch wir gehen mit Hrn. Y. zu der Geschichte des Schlosses Eisenberg über. „Wann und von wem es erbaut wurde, wissen wir so wenig, als wie lange es bewohnt war.“ In Ersterm hat Hr. Y. Recht, in Letzterm Unrecht, da sich, wie wir unten sehen werden, ziemlich genau angeben lässt, wie lange der Eisenberg bewohnt worden ist.

Höchst ungenau zeigt sich Hr. Y. da, wo er der ältesten Anführungen des Eisenbergs gedenkt. Er sagt: „Kindlinger erwähnt zwar S. 157. des Isinberges, woraus man allerdings folgern könnte, daß damals (1126) bereits ein Castell oder sonst ein Burgbau auf dem Berge gestanden habe.“ Daß eine solche Folgerung ungereimt sein würde, werden wir sogleich beweisen, nachdem wir vorher aus vorstehendem Satze gefolgert haben werden, daß Hr. Y. von Kindlinger schlechterdings nichts als den bei Varnhagen citirt gefundenen Namen wisse und sein hier in Betracht kommendes Buch niemals gesehen habe. Oder kann das „damals“ in dem obigen Satze vernünftigerweise wohl eine andere Bedeutung haben, als die: Kindlinger habe 1126 geschrieben und des Eisenberges erwähnt? Ist dieses nicht der

er würde es vielmehr für ungereimt erklärt haben, aus der Erwähnung des Isinberges in jener Urkunde die Folgerung zu ziehen, daß 1126 schon ein Castell oder sonst ein Burgbau auf dem Berge gestanden habe. Vielmehr ließe sich eher das Gegentheil daraus deduciren, sofern nämlich, wenn auf dem Eisenberge damals schon eine Burg gewesen wäre, die Bewohner desselben höchst wahrscheinlich dieser, und nicht dem Schlosse Itter, würden unterworfen gewesen sein. Daß aber 1126 schon auf oder an dem Eisenberge einige Güter oder Meierhöfe lagen, deren Inhaber Dienstmannen des Schlosses Itter waren und mit diesem damals dem Stifte Corvey abgetreten wurden, das und das allein beweist die Urkunde bei Kindlinger. So bleibt denn als einzige Ehrenrettung für Hrn. Y.'s Beruf als Geschichtsforscher die Annahme übrig, daß er das mangelhafte Kindlingersche Citat (wo, ist oben nachgewiesen) vorgefunden und ohne weitere Prüfung benutzt, das Werk selbst aber und die betreffende Urkunde niemals gesehen habe. Denn verhielte es sich anders, so wäre das nur eine noch unverzeihlichere Wiederholung der alten Geschichte von dem, der da hat läuten hören und weiß nicht wo.

Hr. Y. fährt fort: „bestimmt kommt Eisenberg (nämlich als Burg) erst im J. 1249 vor. Adolf II., Graf zu Waldeck, wird in jener Zeit als Burgherr angegeben, als er in gedachtem Jahre selbst unter freiem Himmel einen Landtag hielt, wobei die Bi-

schöfe von Cöln und von Paderborn, sowie der Abt von Corvey und mehrere andere Herren und Edle erschienen.“ — Hier erkennen wir die Superiorität des Hrn. Y. als Geschichtsforscher willig an; denn er hat die waldeckische Geschichte um folgende drei nicht unwichtige Facta bereichert: 1) im J. 1249 hat eine Burg Eisenberg existirt; 2) Graf Adolf II. ist Burgherr derselben gewesen, und 3) dieser Graf Adolf hat im gedachten Jahre unter freiem Himmel einen Landtag gehalten, bei dem die Bischöfe von Cöln und von Paderborn, der Abt von Corvey und mehrere andere Herren und Edle erschienen sind. Es sind diese Umstände nicht nur für die Geschichte der Burg Eisenberg von Wichtigkeit, sondern sie sind auch bei weiterer Benutzung geeignet, über die älteste Geschichte unserer landständischen Verfassung ein interessantes Licht zu verbreiten. Alle Vaterlandsfreunde müssen sich also dem Hrn. Y. zu besonderem Danke verpflichtet fühlen, sobald er nämlich bewiesen haben wird, daß jene Facta wahr und nicht von ihm eingeschwärzt sind. Bis dahin zeugt der Anschein stark gegen ihn, und wenn wir hier diesen Anschein vertreten und die gänzliche Falschheit jener neuen Facta behaupten, so geschieht dies nur in der angenehmen Hoffnung, daß es dem Hrn. Y. nicht fehlen werde, seine historischen Eroberungen zu vertheidigen und seinen Ruhm gegen den Vorwurf, ein Falsarius vaterländischer Geschichte zu sein, zu schützen.

Hr. Y. gerirt sich in seinem Aufsatze als ein vornehmer und daher bequemer Geschichtsforscher. Als solcher hat er es nicht der Mühe werth geachtet, seine Leser einen Blick in die Fundgruben thun zu lassen, aus welchen er seine historischen Schätze zu Tage gefördert hat. Um ihn nun im Interesse der Wahrheit zu bewegen, mit seinen Streitkräften und Hülfsmitteln ins Feld zu rücken, stellen wir folgende Behauptungen auf: 1) Es ist nicht wahr, daß im J. 1249 eine Burg Eisenberg vorkomme, geschweige denn bestimmt vorkomme; 2) Es ist somit auch nicht wahr, daß Graf Adolf II. zu Waldeck Burgherr derselben gewesen sei; 3) Es ist endlich nicht wahr, daß Graf Adolf II. im J. 1249 einen Landtag gehalten habe. Dieser Graf existirte in dem genannten Jahre vielleicht noch ebensowenig, als Burg Eisenberg, oder er war doch jedenfalls noch ein Kind. Er hat überhaupt nur ganz kurze Zeit in Waldeck regiert, indem er in den geistlichen Stand trat und 1302 als Bischof von Lüttich starb. 1249 kann also nur von seinem Großvater Adolf I. die Rede sein. Vgl. Varnhagen Grundlage der Wald. Gesch. Taf. II. Diplomat. Stammt. der Gr. v. Waldeck. Oder hat etwa Hr. Y. sich eine eigne waldeckische Genealogie geschaffen? Hat er sich von der Auctorität Varnhagens, den er ignoriren zu wollen scheint, emancipirt, um längst widerlegte Irrthümer aufzuwärmen? Wohlan, er legitimire sich, und wir werden ihn anerkennen.

Im J. 1249 geschieht allerdings, wie schon 1126, des Eisenberges, aber nicht einer Burg auf demselben Erwähnung. Es wird nämlich berichtet: der Erzbischof Conrad von Cöln habe am 6. Sept. 1249 „penes montem Jsenberg" einen Congreß hoher Häupter (procerum conventus) gehalten, auf welchem, in Gegenwart des Bischofs Simon von Paderborn und des Abts Hermann von Corvey, dem Grafen Adolf (I.) von Waldeck die Schirmvogtei über das Kloster Flechtdorf, welche er in Anspruch genommen und bisher auch ausgeübt habe, genommen worden sei. Doch es sei uns erlaubt, die eignen Worte der Hauptquelle für diese Nachricht hier anzuführen. In Schaten Annal. Paderborn. Tom. II. Annus 1249 heißt es nämlich wörtlich so: „Columen interim Reipublicae per id tempus Conradus Coloniensis Archiepiscopus, et summa post Regem apud eum auctoritas. Is hoc anno procerum conventum habuit octavo Idus Septembris prope montem Jsenberg, in quo jus Advocatiae, quod Adolphus Waldecensis Comes in Coenobium Flectorpiense dioecesis nostrae obtendebat, discussum est, praesente Simone Paderbornensi Episcopo nostro, et Hermanno Corbeiensi Abbate. Quanquam, ut ex aliis literis biennio abhinc datis constat, ab eodem Conrado Archiepiscopo Flechtorpiensis Ecclesia ab omni Advocatiae onere libera pro-

nunciata sit. Eo jam dudum Advocatorum avaritia proserpserat, ut non defensionis et Patrocinii, sed lucri causa haec Advocatiae munera prensarentur.“ Vgl. auch Schurzfleisch Analecta Diplomatica in Senckenberg Selecta Juris et Historiarum, Tom. VI. pag. 420. (wo nur, wie schon Varnhagen bemerkt hat, irrthümlich das Jahr 1239 angegeben ist.) Hier ist auch Anfang und Schluß der vom Grafen Adolf ausgestellten Verzichtungsurkunde erwähnt, nämlich: „Nos Adolphus etc. und am Schluß: Meo nec non oppidanorum meorum in Korbike sigillorum munimine feci roborari. Actum penes montem Jsenberg.“ Vgl. Varnhagen Grundlage der W. G. S. 303. 304. — Wäre Hr. Y. diesem sichern Führer, der ihm doch zugänglich war, gefolgt, so hätte er sich lächerliche Verirrungen und uns die Mühe ihn zurechtzuweisen erspart.

Was folgt nun aus den erwähnten urkundlichen Nachrichten, außer welchen bis jetzt keine andere in Bezug auf den fraglichen Gegenstand bekannt sind? Gewiß nicht, daß es 1249 eine Burg auf dem Eisenberge gegeben habe, also auch nicht, daß Graf Adolf (möchte es nun der Erste oder der Zweite dieses Namens sein) Burgherr daselbst gewesen sei. Es folgt daraus nichts Anderes, als was mit klaren Worten gesagt ist, daß Conrad, Erzbisch. von Cöln, 1249 in der Nähe des Eisenberges eine Versamm-

lung von Großen veranstaltet und daß in derselben Graf Adolf I. der Advocatie über Flechtdorf entsagt habe. Diesen conventum procerum verwandelt nun Hr. Y. vermittelst einer kühnen Metapher in einen vom Grafen Adolf II. unter freiem Himmel gehaltenen waldeckischen Landtag! Das ist doch wahrlich mehr, als ein historischer Irrthum; das ist eine unverantwortliche Verdrehung, eine gerechten Unwillen erregende Mishandlung der Geschichte!

So wissen wir denn von der ältesten Geschichte des Eisenberges weiter nichts, als daß er im 12. und 13. Jahrh. unter seinem jetzigen Namen bekannt und auch mit einigen Häusern bebauet war. Wahrscheinlich, aber nicht urkundlich nachweisbar ist es, daß im Laufe des 13. oder zu Anfange des 14. Jahrh., in jener Zeit, welcher so viele Burgen ihre Entstehung verdanken, auf dem Eisenberge ein Burgbau aufgeführt sein mag. Wer der Erbauer der Burg gewesen, läßt sich nicht angeben. Nicht unbegründet jedoch ist die Vermuthung, daß die Grafen zu Waldeck, zu der Zeit, wo sie noch um ihre Territorialhoheit kämpften, auf dem früher von dem Schlosse Itter abhängig gewesenen und mit diesem an das Stift Corvey gekommenen Eisenberge eine Burg erbauten. Vielleicht geschah dies nicht ohne Rücksicht auf die Stadt Corbach, welche nur mit Widerwillen der Herrschaft der Grafen sich fügte und in ihrem Widerstreben bei ihren geistlichen Obern,

den Bischöfen von Paderborn, Anhalt und Unterstützung fand.

Der erste Graf zu Waldeck indessen, der den Eisenberg bewohnte, war unstreitig Philipp II. Das frühere Burggebäude scheint sehr beschränkt und zu einer Hofhaltung nicht eingerichtet gewesen zu sein. Er ließ dasselbe bedeutend erweitern und zum Theil neu aufführen. Das beweisen die Jahrszahlen 1500 und 1520, welche man an verschiedenen Theilen der Gebäude las. *)

Hr. Y. behauptet: „1475 — und nicht, wie v. Klettenberg sagt, 1490 — bewohnte Graf Philipp II. den Eisenberg.“ Also wieder ein historisches Verdienst des Hrn. Y.: er hat einen Fehler des alten Klettenberg berichtigt. Aber leider können wir, im Dienste der Wahrheit, ihm auch dieses Verdienst nicht lassen. Die Sache verhält sich nämlich so: Nachdem im J. 1475 Graf Wolrad und in demselben Jahre auch dessen einziger Sohn Philipp I. gestorben waren, entsagte der zweite Sohn Wolrads, Philipp II., damals Domherr zu Cöln, dem geistlichen Stande und übernahm theils in eignem Namen, theils als Vormund seines minderjährigen Bruderssohnes, Heinrich VIII., die Regierung des der waldeckischen Linie zugehörigen Landestheils. Er bewohnte anfangs das Schloß Waldeck; hier starb ihm 1482 seine älteste Tochter Anna und hier wurden ihm seine Kinder Georg 1483,

*) Joh. Philipp Wüsten Collect. Msta.

Philipp 1486, Clara 1487, Elisabeth 1489 geboren. Seit 1495 bewohnte er gewöhnlich das ihm in diesem Jahre durch das Aussterben der Landauischen Linie zugefallene Schloß Landau. Da er jedoch 1491 jülich-bergischer Statthalter der Grafschaft Ravensberg geworden war, so hielt er sich seit dieser Zeit häufig außer Landes auf und zwar auf dem Schlosse Sparenberg bei Bielefeld, wo er auch 1524 starb. Auf dem Eisenberge verweilte er nur dann und wann auf kürzere Zeit. Daß er im J. 1490 einige Zeit dort wohnte, wie Klettenberg sagt, ist nicht zu bezweifeln; daß er aber, wie Hr. Y. behauptet, 1475, unmittelbar also nach seiner Ankunft von Cöln, schon daselbst seine Wohnung gehabt habe, ist sicher ungegründet, indem die Burg Eisenberg sich damals schwerlich in einem wohnlichen Zustande befand und er zuerst seinen Sitz nach Waldeck verlegte. Sonach müssen wir von Hrn. Y. den Beweis seiner Angabe noch erwarten.

Wenn Hr. Y. von Philipp II. erwähnt, daß er das Observanten-Mönchskloster zu Corbach (dessen Säcularisation von ihm fälschlich in das Jahr 1576 gesetzt wird, da vielmehr schon über 30. Jahre früher die Mönche das Kloster verlassen hatten,*) gestiftet habe, so hätte er mit demselben Rechte noch viele wichtigere Unternehmungen und Verdienste desselben anführen müssen, und wenn er diesen Grafen nur

*) Varnhagen Samml. zur Wald. Gesch. Th. 1. S. 149.

war kurz dieser. Johann Ritze, ein Knecht (servilis conditionis homo, Kluppel) des Grafen Johann von Wittgenstein wurde in Corbach — weshalb er sich dort aufhielt, ist unbekannt, und daß er vom Eisenberge aus dahin gekommen sei, wird nirgends gesagt — von Otto Winter, einem adlichen Bürger zu Corbach, in einer Schlägerei getödtet. Hermann Cratzenstein, damaliger Besitzer des adlichen Hofes zu Dorf-Itter und ebenwohl Corbachischer Bürger, war nebst seinen Söhnen der Theilnahme an jenem Verbrechen verdächtig. Jedoch kam er mit seinem Sohne Hermann durch schnelle Flucht der Verhaftung zuvor; sein Sohn Dietrich aber wurde in den sogenannten Butterthurm, ein schweres Gefängniß, gesetzt und erst später, nachdem er Bürgen gestellt und eine bedeutende Cautionssumme erlegt hatte, freigegeben. Sein Vater und Bruder wandten sich an Graf Philipp und erlangten von ihm sicheres Geleite nach Corbach. Dieses wurde aber von den Corbachern nicht anerkannt und die von Kratzenstein wagten nicht, in die Stadt zurückzukehren. Der Graf, der sein Ansehn verletzt sah, kündigte hierauf der Stadt Corbach Wasser und Weide auf, oder, wie man jetzt sagen würde, er erklärte sie außer dem Gesetz. Die Corbacher gewannen den Grafen Otto Landauischer Linie für sich und riefen auch den jungen Heinrich VIII. Wildungischer Linie, der sich im Luxemburgischen bei seinem mütterlichen Oheim

aufhielt, zurück, um an ihm eine Stütze gegen die angedrohten Gewaltmaßregeln Philipp II. zu finden. Dieser fand bei dem Landgrafen von Hessen und dem Erzbischof von Cöln Beistand. Zu einem offenen Ausbruch der Feindseligkeiten kam es jedoch nicht. Nach weitläuftigen Verhandlungen kam endlich im J. 1487 unter Vermittelung der Grafen Otto und Heinrich eine gütliche Beilegung der Sache zu Stande: der von Philipp einseitig *) ausgestellte Geleitsbrief wurde zurückgenommen, denen v. Cratzenstein die Wiederaufnahme in Corbach bewilligt, der Stadt aber Aufrechthaltung ihrer Gerechtsame zugesichert.

Wie ganz anders die Erzählung des Hrn. Y.! Er befördert den Joh. Ritze zum Leibknappen des Grafen Wittgenstein; er macht die von Cratzenstein zu dessen Genossen, während sie doch vielmehr der Theilnahme an dem verübten Morde verdächtig waren; er läßt den Hans von Hunold und einen Junker von Ewerde Corbachische Bürger verwunden, und den Dieter von Cratzenstein einen Rathsherrn hinter dem Rathstische erstechen **) — lauter Dinge,

*) Die Stadt Corbach gehörte allen regierenden Grafen gemeinschaftlich.

**) Klettenberg a. a. O. nennt bloß die v. Hunold und Ewerde als Genossen der v. Cratzenstein. Auch erwähnt er zwar, daß von einem von Cratzenstein „ein Rathsmann in vollem Rathssitze erstochen worden," sagt aber nicht, von welchem. Da die gleichzeitigen Quellen von dem letzten Umstande nichts

welche unsere Quellen verschweigen. Besitzt Hr. Y. bessere Quellen, so möge er sich gefallen lassen, seine geheimen Archive dem Publicum zu öffnen, wenn es ihm anders darum zu thun ist, für seine Berichte den Glauben zu finden, der ihnen bis jetzt versagt werden muß.

Hr. Y. zieht Alles mit den Haaren herbei, wovon er meint, daß es seine Geschichte des Eisenbergs interessant machen könne. So stehen, wie wir schon gezeigt haben, die durch Otto Winter und die von Cratzenstein veranlaßten Streitigkeiten zwischen Philipp II. und der Stadt Corbach mit einer Geschichte des Eisenbergs auch nicht in dem entferntesten Zusammenhange, und Hr. Y. mußte sich erst durch gänzlich erdichtete Voraussetzungen eine Brücke zur Erzählung derselben schlagen. Nicht viel anders verhält es sich auch mit der mitgetheilten Episode aus den Cölnischen Händeln der Stadt Corbach, welche Hr. Y. mit seinem Eisenberge nur deshalb in Verbindung setzen konnte, weil ein Eisenbergischer Schloßvogt, Henrich Mönch (nicht: Dietrich Münch), dem Rathe zu Corbach von dem Heranziehen eines einen Überfall beabsichtigenden Cölnischen Haufens Anzeige

wissen, so möchte seine Richtigkeit gegründeten Zweifeln unterliegen. Schwerlich hätte Graf Philipp deren v. Cratzenstein, wenn ein so empörendes Verbrechen auf ihnen lastete, sich angenommen, und schwerlich hätten die Corbacher den Dietrich Cratzenstein, wenn er der Mörder eines Mitglieds des Raths gewesen wäre, gegen Caution freigegeben.

gemacht hat. Doch bleibt hier Hr. Y., einige Verdrehungen abgerechnet, seiner Quelle getreuer, auf welche (Knipschild's Chronik in Varnhagen Samml. zur Wald. Gesch. Th. 1. S. 167—169) wir unsere Leser verweisen, wenn sie den Anlaß und Hergang der Sache unverfälscht kennen lernen wollen. Daß Hr. Y. hinsichtlich des Ursprungs des Sprüchworts: du bist noch nicht vor Cülte über! seine kühne Conjectur für baare Wahrheit ausgibt, kann uns nicht mehr wundern. Aber auch die Nachricht, in Corbach sei der Tag der glücklich abgewendeten Gefahr noch lange nachher alljährlich gefeiert worden, ist lediglich seine Erfindung; die Chronik berichtet bloß, man habe Gott für die Abwendung des Unglücks gedankt.

Philipps II. Sohn und Nachfolger, Philipp III., bewohnte den Eisenberg nicht, sondern das Schloß Landau und seit 1529 das im J. 1526 in Besitz genommene ehemalige Antoniterhaus Aroldessen (Arolsen.) Aber mit welchem Rechte charakterisirt Hr. Y. den Grafen Philipp III. als geistesschwach? Ihn, den Mitregenten seines vielerfahrnen Vaters, den Taufpathen und nachmaligen Freund Landgrafen Philipps des Großmüthigen, welcher von ihm den Namen trug, den eifrigen Beförderer der Reformation, den schönen, gewandten, ritterlichen Mann, den, als er bereits Witwer und Vater mehrerer Kinder war, die für ein höheres Geschick bestimmte, geistreiche Herzogin Anna von Cleve wider den Wil-

len ihrer Angehörigen sich zum Gemahl erwählte? Sämmtliche Quellen besagen, daß selbst in seiner letzten Lebenszeit ihn nur körperliche Schwäche verhindert habe, sich der Regierungsgeschäfte ferner anzunehmen. Fürwahr nur Hr. Y. konnte Philipp III. geistesschwach nennen!

Wolrad II. wohnte nach seines Vaters Philipps III. Tode auf dem Schlosse Eisenberg, an welchem sein Bruder Otto, der außer Landes lebte, keinen Antheil hatte. Nicht erst von dem Grafen Josias, sondern bereits von Wolrad II. wurde dieses Schloß fast neu aufgerichtet, von jenem jedoch später noch mehr erweitert und vollendet. Über dem äußern Schloßthore stand:

In der Mitte:

ein Palmbaum: und C. D. T. T. C. M. *) 1564.

Zur Rechten:

Wolrad G. V. H. Z. W. **) Im Wappen: ein Stern.

Zur Linken:

Anastasia Gunthera G. V. S. G. V. F. ***) zu Waldeck. Im Wappen: ein Löwe.

---

*) Diese Buchstaben bedeuten den Wahlspruch des Grafen Wolrad II., welcher sich gewöhnlich neben seinem Namen findet, nämlich: Confige, Domine, Timore Tui Carnes Meas. Zuweilen findet man auch statt dessen die deutsche Uebersetzung: B. H M. F. Z. D. F. d. i. Bring Herr Mein Fleisch Zu Deiner Furcht.

**) d. i. Graf und Herr zu Waldeck.

***) d. i. Gräfin von Schwarzburg, Gräfin und Frau zu W.

Wenn man durch das Thor kam, stand zur linken Hand:

Structura hec levis a Wolrado et Anastasia Gunthera conjugibus inchoata anno salutis 1565. ita tamen ut spes maneat pollicitae parataeque a Christo Domino mansionis aeternae.*)

Graf Wolrad wohnte zwar während des größern Theils seiner Regierung, aber doch nicht immer auf dem Eisenberge. Abwechselnd residirte er auch zu Waldeck, zu Corbach auf dem oberen Herrnhofe und zu Eilhausen, nach welchem letztern Orte er gegen das Ende seines Lebens im J. 1577 — nicht aber, wie Hr. V. sagt, gleich nach dem Tode seiner Gemahlin, welcher schon 1570 erfolgt war — seinen Hof gänzlich verlegte. Falsch ist es, daß er seine Vermählung mit Anastasia Günthere, einer in vieler Hinsicht ausgezeichneten Frau, die ihm sein bewegtes Leben wahrhaft erheiterte, zu Eilhausen gefeiert habe. Dies geschah vielmehr zu Waldeck im J. 1546. **) Von den aus dieser glücklichen Ehe entsprossenen 13 Kindern sind 4 zu Waldeck, 2 zu Corbach, 1 zu Eilhausen und 6 auf dem Eisenberge geboren. Den jüngsten Sohn Wolrads II., welcher auch Wolrad hieß — er wird nach Prasser's Vorgange häufig

*) Diese Inschriften hat Johann Philipp Wüsten in seinen Collect. mst. aufbewahrt.

**) s. Jonae Trygophori Annales msti. und Joannis Richii (Profess. zu Marburg) Carmen nuptiale.

und auch von Hrn. Y. Wolrad III. genannt, aber mit Unrecht, weil er nicht regierender Graf gewesen ist — läßt Hr. Y. grade in demjenigen Jahre sterben, in welchem dieser junge Graf zu Waldeck geboren wurde, nämlich 1563. Er läßt denselben mit mehrern deutschen Rittern fallen in der Schlacht bei Anjou. Wir haben bisher geglaubt, Anjou sei eine Landschaft, ein Gouvernement des alten Frankreichs gewesen, mit der Hauptstadt Angers: hiernach könnte von einer Schlacht bei Anjou nicht die Rede sein. Wir werden uns übrigens gern von Hrn. Y. eines Bessern belehren lassen. Was übrigens den Tod des jungen Grafen Wolrad betrifft, so verhält es sich damit, wie folgt. Nachdem er mit gutem Erfolge die Schule zu Corbach besucht und darauf einige Jahre am Hofe seines Bruders Josias auf dem Eisenberge zugebracht hatte, schloß er sich im Jahr 1587 an das Corps an, welches damals von mehrern evangelischen Fürsten Deutschlands unter dem Oberbefehl des Burggrafen Fabian von Dhona dem Könige Heinrich v. Navarra (nachmals Heinrich IV.) und den französischen Protestanten (Hugenotten) zu Hülfe geschickt wurde. Als der Feldherr mit einer Schaar Reuter in Auneau in der Landschaft Beausse unweit Chartres der Ruhe pflegte und man hier in großer Sicherheit unter mancherlei Lustbarkeiten am 11. Nov. den Martinsabend feierte, überfiel in derselben Nacht der Herzog von Guise, durch Kund-

schafter benachrichtigt, die Stadt. Kaum gelang es dem Grafen Dhona sich durch eilige Flucht zu retten; 2600 seiner Reuter wurden theils gefangen, theils getödtet. Unter den letztern befand sich der 24jährige Graf Wolrad zu Waldeck. Er fiel nach tapferm Widerstande, von einer tödtlichen Kugel getroffen.*) Dieser Graf Wolrad starb also erst 11 Jahre nach seines Vaters, Wolrads II., Tode. Nicht Exequien, wie Hr. Y. will, wurden ihm zu Ehren angestellt, sondern Gedächtnißpredigten auf ihn gehalten, und zwar zu Corbach durch den Superint. Nymphius und auf dem Eisenberge durch den Hofprediger (nicht Hofkaplan) Anton Steinrück, der aber nicht, wie Hrn. Y. Ausdruck schließen läßt, auf dem Eisenberge, sondern in Nieder-Ense wohnte und Pfarrer des Kirchspiels Ense war.

Den Grafen Wolrad II. findet Hr. Y. nur darum „merkwürdig, weil er wegen der damaligen Religionsstreitigkeiten (muß heißen: weil er auf die Aufforderung des Landgrafen von Hessen dem Schmalkaldischen Bundesheere eine Hülfsschaar zugesandt hatte) 1548 vor Kaiser Carl V. (nämlich auf dem Reichstage zu Augsburg) fußfällig Abbitte thun mußte.“ Allerdings theilte dieser Graf ein solches Schicksal mit mehrern Gliedern des durch die unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547) vernichteten Schmalkaldischen

*) Vgl. die ihm zu Ehren gehaltenen Leichenpredigten von Nymphius und Steinrück, gedruckt zu Lemgo 1588.

Bundes; traf doch bekanntlich den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen ein noch viel härteres Loos. Aber merkwürdig ist Graf Wolrad der Gelehrte uns hierdurch nicht geworden; sondern merkwürdig ist und bleibt er durch seine ausgezeichnete klassische Bildung und seine Liebe zu den Wissenschaften, durch seine ungeheuchelte Frömmigkeit und seinen Eifer für das geläuterte evangelische Christenthum, durch seine häuslichen und Regententugenden, durch seine Verdienste um die Stiftung der Landesschule zu Corbach, als deren eigentlicher Begründer er anzusehen ist.

Nicht erst nach Wolrad II. Tode, wie Hr. Y. sagt, sondern noch bei dessen Leben, als er 1577 seine Wohnung nach Eilhausen verlegte, kam das Schloß Eisenberg in den Besitz seines Sohnes Josias. Unter ihm wurde das Eisenberger Goldbergwerk von Magdeburger Interessenten betrieben, jedoch mit weniger Erfolg, als unter seines Vaters Regierung. 1580 wurde eine „erneuerte Bergordnung" publicirt und in demselben Jahre wurde Christoph Stier (gest. 1599) als Bergmeister des Eisenbergischen Landestheils angestellt. Graf Josias vermehrte das Schloß Eisenberg mit stattlichen Gebäuden und richtete verfallene Theile desselben neu auf. Die Erzählung des Hrn. Y. vom Tode des Grafen Josias, ist zwar nicht genau, aber doch im Allgemeinen richtig, weil er seiner Quelle — Varnhagen Samml.

zur Wald. Gesch. Th. 1. S. 210. — diesmal ungewöhnlich treu bleibt und aus eignem Geiste nur das hinzuthut, daß bei dieser Gelegenheit „mancher Humpen geleert“ sei. Wir fügen noch hinzu, daß der Leichnam dieses Grafen am 9. August 1588 in der neustädter Kirche zu Corbach bestattet wurde, wobei der Pfarrer an dieser Kirche, Superintendent M. Georg Nymphius, die Predigt hielt. Am 16. Aug. hielt der Hofprediger M. Anton Steinrück die feierliche Gedächtnißpredigt in dem Schlosse Eisenberg. So folgte also Josias seinem Bruder Wolrad nach nicht vollen sieben Monaten im Tode nach.

Des Grafen Josias Sohn, Wolrad III., mit dem Beinamen der Fromme, wohnte abwechselnd auf dem Eisenberge und in Arolsen, doch nicht meistens, wie Hr. Y. behauptet, an ersterm, sondern vielmehr an letzterm Orte, wo auch seine meisten Kinder, deren er zehn hatte, geboren sind und wo er selbst auch am 16. Octob. 1640 in einem Alter von 52 Jahren starb. *) Unrichtig ist mithin Hrn. Y.'s Angabe, daß er auf dem Eisenberge gestorben sei. Ebenso ist die gleich folgende Erzählung von dem hessischen Einfalle grundfalsch. Richtig ist nur, daß im J. 1621 Landgraf Moritz von Hessen die ganze Grafschaft Waldeck, mit Ausnahme der Schlösser Waldeck und Arolsen, militärisch besetzte und daß dabei namentlich auf dem Schlosse Eisenberg eine

*) s. Prasser Chron. Waldecc.

große Verwüstung angerichtet wurde. Eine Belagerung dieses Schlosses aber hatte nicht statt, und Alles, was Hr. Y. in Beziehung auf dieselbe erzählt, müssen wir in das weite Reich seiner Fabelwelt verweisen. Auch die Stadt Corbach war soweit davon entfernt belagert zu werden, daß sie vielmehr zu der hessischen Occupation Veranlassung gegeben und die Truppen des Landgrafen mit offenen Armen aufgenommen hatte. Die Sache verhielt sich nämlich so. Hessen nahm außer der Lehnsherrlichkeit auch die oberste Gerichtsbarkeit, überhaupt die gesammte Landeshoheit über die Grafschaft Waldeck in Anspruch. Das hessische Hofgericht hatte demgemäß auf Klagen der Stadt Corbach gegen die Grafen von Waldeck erkannt. Diese Letztern räumten begreiflich Hessen die angesprochenen Rechte nicht ein und waren im Begriff, Corbach mit Waffengewalt zur Unterwürfigkeit zu bringen. Da bemächtigte sich der Landgraf Moritz 1621 der Grafschaft und ließ dieselbe erst im Juni 1622 auf einen unter Androhung der Reichsacht an ihn ergangenen kaiserlichen Befehl wieder räumen. Bald darauf wurde Hessen wegen des Überfalls zu einer bedeutenden Summe als Schadenersatz verurtheilt, deren Zahlung jedoch in einem spätern Vergleiche waldeckischer Seits erlassen worden ist. *)

*) s. Prasser Chron. Wald. — Curtius Gesch. und Statistik von Hessen. Marburg 1793. S. 185. — auch die von beiden Theilen gewechselten Streitschriften.

Zur Zeit des hessischen Überfalls (14. Nov. 1621) wohnte Graf Wolrad in Arolsen, wo ihm seine Gemahlin noch am 2. Mai desselben Jahres einen Sohn, Jacob, geboren hatte. Weil nicht ohne Grund zu fürchten stand, daß Landgraf Moritz der Person des Grafen sich werde zu bemächtigen trachten, hielt dieser sich einige Zeit außer Landes auf, und auch seine Gemahlin begab sich mit ihren Kindern im ersten Schrecken auf den Rath ihrer Umgebungen von Arolsen nach Canstein auf kurcölnisches Gebiet, kehrte aber schon den folgenden Tag zurück, nachdem man sich versichert hatte, daß für sie hessischer Seits nichts zu fürchten sei. *) — Daß die Reise von Arolsen nach Canstein bei Nacht und bei stürmischem Wetter gemacht worden sei, darüber meldet die Geschichte nichts. Daß die Gräfin Anna, Tochter des Markgrafen Jacob von Baden und Hochberg, ihre Söhne Philipp — muß heißen: Philipp Theodor, wie er immer genannt wird — und Georg Friedrich bei der Hand geführt habe, ist unmöglich; denn Georg Friedrich, geb. am 31. Jan. 1620, war damals wenig über anderthalb Jahr alt, und dazu hatte die Gräfin, wie oben bemerkt worden, noch einen halbjährigen Säugling. Daß endlich Hr. Y. die so romantisch decorirte Fluchtscene auf den Eisenberg versetzt, ist ein Gaukelspiel seiner Phantasie. —

*) Großentheils nach handschriftlichen Nachrichten des Fürsten Georg Friedrich.

Wie kommt aber Hr. Y. dazu, die Wahrheit so zu verdrehen? Hier hat er doch offenbar nicht aus Unkunde, aus Misverständniß oder wegen zu leichtfertiger Folgerungen aus vorgefundenen Nachrichten geirrt, sondern hier handelt es sich um willkürliche und absichtliche Verfälschungen der Geschichte. Will Hr. Y. etwa mit der vaterländischen Geschichte ein muthwilliges Spiel treiben? will er sie zur Kurzweil in ein Chaos mythischer Fictionen verwandeln? Das wäre eine Anmaßung, eine Verachtung des Publicums, die ernste Züchtigung verdiente. Doch nein, Hr. Y. wollte seine Geschichte des Eisenbergs gern möglichst reichhaltig und interessant machen, und dazu war ihm jedes Mittel recht.

Von einer Cölnischen Belagerung des Eisenberges unter Wolrads Regierung, welche jedoch, weil sich die Besatzung gut gehalten, erfolglos geblieben sei, weiß die Geschichte nichts. Wir fordern daher Hrn. Y. auf, seine betreffende Angabe zu begründen. Wir finden durchaus nichts seiner Erzählung Entsprechendes, ausgenommen etwa folgende Nachricht bei Klettenberg *): „Es fielen auch die Cölnischen Parteien im Sauerlande aus und streiften bis vor das Schloß Eisenberg und die Meierey Stryck, und nahmen melkes und güstes Vieh weg.“ Sollte wirklich, was freilich unglaublich erscheinen muß, Hrn. Y.'s Erzählung von einem Cölnischen Zuge

*) Waldeck. Helden- u. Regentensaal (Mst.) Th. II. Cap. 6.

gegen die Burg Eisenberg, deren Besatzung sich aber tapfer gehalten und die Belagerer zum Abzuge gezwungen habe, lediglich auf die angeführte Stelle sich stützen, so können wir nicht umhin, ihn wiederum der unverantwortlichsten Geschichtsverfälschung anzuklagen.

Philipp Theodor (nicht Philipp) hieß der älteste Sohn Wolrads, welcher von seinem Vater Schloß und Amt Eisenberg, zu der von seinem mütterlichen Oheim ihm vermachten Grafschaft Cuylenburg, erbte. Er wohnte bald zu Cuylenburg, bald im Schlosse Eisenberg, in welchem die von den Hessen verwüsteten Gemächer, ehe er es bezog, ausgebessert werden mußten, *) theils zu Corbach, wo er 1645 am 7. Dec. starb. Hr. Y. läßt ihn freilich, vermöge poetischer Licenz, in der Schlacht bei Tabor fallen, da er doch nie in Böhmen gewesen ist, sondern früher nur eine zeitlang in den Niederlanden Kriegsdienste gethan hatte. Vielleicht hat ihn Hr. Y. mit seinem Vetter, Grafen Philipp von der Wildungischen Linie, des Grafen Christians Sohn, verwechselt, welcher als kaiserlicher Kürassier-Oberst 1645 am 24. Febr. a. St. in der Schlacht bei Yankow in Böhmen von den Schweden gefangen genommen und sodann im Lager meuchlings erschossen wurde. **) Dieser steht aber freilich in gar keiner Beziehung zum Eisenberge.

*) Laut archivalischen Nachrichten.

**) Prasser Chron. Wald. u. A.

Aus dem Jahre 1649 findet sich in Zacharias Wahl's, Pfarrers zu Rhoden, Index rerum memorabilium, einem manche gute Nachricht aus damaliger Zeit enthaltenden Manuscripte, folgende das Schloß Eisenberg betreffende Nachricht: „Im Julio hatt vff dem Hauß Eisenberg das Wetter eingeschlagen, eine Fraw verletzet, die Soldaten erschrecket, etliche hundert Thlr. am Thurm vnd Gebew Schaden gethan."

Heinrich Wolrad, des Grafen Philipp Theodor einziger (nicht, wie Hr. V. sagt, jüngerer) Sohn, hatte seine Wohnung im Schlosse Eisenberg, welches auch seiner Gemahlin Juliane Elisabeth, gebornen Gräfin von Waldeck-Wildungen zu ihrem Wittwensitze bestimmt wurde. Von ihnen wurde zum letzten Male an diesem Schlosse gebauet, wie ihre über dem Thore des inneren Schloßplatzes angebrachten Namen bewiesen: Henrich Wolradt. Juliane Elisabeth. A. 1662. *) Heinrich Wolrad zog in den Krieg gegen die Türken, starb aber schon auf der Hinreise in einem Alter von 22 Jahren im J. 1664 zu Grätz in Steyermark. Da er keine Kinder hinterließ, so war sein Oheim, der große Georg Friedrich, Erbe seines Landestheils. Dieser besaß jetzt den ganzen Eisenbergischen Landestheil, etwa die Hälfte der Grafschaft, welche nach seinem Tode, da er keine Söhne hinterließ und mit ihm die Ei-

*) Wüsten Mst.

senbergische Linie ausstarb, unter Christian Ludwig von der Wildungischen Linie vereinigt und seitdem nicht wieder getheilt worden ist.

Heinrich Wolrads Wittwe zog nicht, wie Hr. V. berichtet, nach Arolsen, sondern nach Nieder-Wildungen. Sie bewohnte hier das von ihr erbaute sogenannte Eylenburgische Haus *) und machte sich als Wohlthäterin der Armen und insbesondere als Stifterin des Wildunger Waisenhauses verdient. Sie starb im 70. Jahre ihres Lebens und im 44. ihres Witwenstandes im J. 1707 zu Reinhardshausen. Ihr gehörte bis zu ihrem Tode das Schloß Eisenberg sammt allen dazu gehörigen Grundstücken und Einkünften, welche aus den alten Landregistern zu ersehen sind. Sie hielt einen Rentmeister, der im Schlosse wohnte und die dortigen Güter administrirte. Um 1695 war ein gewisser Philippi dieser Rentmeister. — Zuweilen mochte die gräfliche Wittwe ihr Schloß Eisenberg noch besuchen. So finden wir die Nachricht, daß im J. „1669 Dnca. 10 p. Trin. Jacobus Richardus jussu et mandato Illustriss. Dnn. Comitum de Waldeck in arce Jsenburg" gepredigt hat. **) Damals mochte vielleicht Georg Friedrich der erlauchten Besitzerin des Eisenberges

*) Wenigstens seinen unteren Theilen nach stehet dieses Haus noch; es ist das Trainersche, jetzt von dem Gastwirth Joh. Schleiermacher erkaufte.

**) Vgl. dessen Specimen idearum homiletic. Corbach 1679. 8.

auf diesem Schlosse einen Besuch abgestattet haben, zumal er um dieselbe Zeit, nämlich am 9. Aug. 1669 mit dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt einen Grenzvergleich zwischen der Herrschaft Itter und dem Amt Eisenberg abschloß. *)

Nach dem Tode der Gräfin Juliane kam das Schloß Eisenberg sammt Zubehör in den Besitz des damals die ganze Grafschaft regierenden Grafen und nachmaligen Fürsten Friedrich Anton Ulrich und wurde nun in eine herrschaftliche Meierei verwandelt. Die Schloßgebäude sind theils abgetragen worden, theils verfallen, so daß schon 1729 wenige bewohnbare Räume noch übrig waren.

Die am Schlusse gegebenen Nachrichten über die vorhandenen Abbildungen des Eisenbergs hat Hr. Y., mit seiner gewohnten Ungenauigkeit und mit Einschiebung seiner Fabel von einer hessischen und cölnischen Invasion, aus Varnhagens Samml. z. Wald. Gesch. S. 217 entnommen. Hinsichtlich des Kunstwerths der Abbildungen ordnen wir zwar gern unser Urtheil dem von Hrn. Y. ausgesprochenen unter, müssen aber doch bemerken, daß von dem Standpunkte aus, von welchem die Zeichnung aufgenommen worden ist, nämlich von dem Waldecker Berge aus, der Eisenberg auch in der Natur dem Auge des Betrachtenden weit näher bei der Stadt Corbach erscheint, als es in der Wirklichkeit der Fall ist.

*) Vgl. Klettenberg W. H. u. R. S.

Wir bedauern, daß wir Hrn. Y. bei seinem wahrscheinlich ersten schriftstellerischen Auftreten *) nicht mit Beifall haben begrüßen können. Aber er hat das erste Gesetz jeder historischen Forschung, das Gesetz der Wahrheit zu gröblich verletzt, er hat den Genius vaterländischer Geschichte zu schmählich beleidigt und mit Füßen getreten, als daß wir uns nicht hätten verpflichtet fühlen sollen, Zeugniß gegen ihn abzulegen. Daß wir ihm nur Gerechtigkeit haben wiederfahren lassen, darüber berufen wir uns auf sein eigenes Bewußtsein. Hat er übrigens innern Beruf zur Geschichtsforschung, so wird er sich durch diesen ersten verfehlten Versuch nicht abschrecken lassen, sondern denselben bald durch gründlichere und gediegenere Leistungen in Vergessenheit zu bringen wissen. Wir wünschen ihm im voraus Glück zu der verdienten Anerkennung, die ihm alsdann bei allen seinen gebildeten Landsleuten unfehlbar zu Theil werden wird.

---

*) Hr. Y. ist Verfasser mehrerer hist. Aufsätze in Gottschalks Ritterburgen Deutschlands rc. A. d Red.

An mein Waldeck.

Manche schöne Länder liegen
In dem deutschen Vaterland,
Manche Wandervögel fliegen
Fern dem trauten Heimathstrand;
Aber keins von allen Ländern,
Groß' und kleinen, fern und nah,
Blickt wol so viel theuren Herzenspfändern
Nach als Du, mein klein Waldeccia.

Schon in frühen Zeiten zogen
Deine Krieger über's Meer,
Trugen bald jenseit den Wogen
An erworbnen Gütern schwer,
Während Du in Deinem Neste,
Mutterländchen still und schlicht
Mühsam spartest zu besonderm Feste
Für ein Kleidchen, für ein Festgericht.

Deine Krieger, fremden Fahnen
Folgend, stets voll Muth erprobt,
Kehrten von des Kampfes Bahnen
Anders nie als hochbelobt;
Manche ferne Zone bettet
Eines Waldeckers Gebein,
Der im Fallen noch den Ruhm gerettet
Und gelöst verdiente Ehre ein.

Gegen Türken und Baschkiren
Und Tataren findet Ihr
Unsre Prinzen commandiren —
In Arolsens Schloßrevier
Schaut die Zelte, die als Beute
Unser tapfrer Karl erjagt,
Seinen Namen nennt noch heute
Der Türke, den er hart geplagt.

Seht auf fremden Hohenschulen
Und Kathedern auch Euch um;
Manche Waldecks Söhne buhlen
Mit den besten um den Ruhm
Hohen Lehrfachs; laßt mich nennen
Unsre Künstler Kaulbach nur und Rauch,
Draken auch wollt Ihr erkennen
Und der Heilkunst einen auch.

Soll ich nun von Diplomaten
Sprechen? An der Tiber Strand
Von dem besten Potentaten
Hin zu Petri Stuhl gesandt,
Schützet Bunsen unsre Lehre; —
Und der König sah zu Haus
Längst sich zum geheimen Sekretäre
Unsern lieben braven Dunker aus.

Diese und noch manche Andre,
Reichbegütert, sternbekränzt,
Hier in Rußland, dort in Flandern,
Den Du Muttermilch kredenzt
Waldeck, darfst mit Stolz Du nennen,
Während doch dein Fürstenhaus
Nie besandt war als beim großen Rennen
Hieronymi von Cassel aus. *)

Aber Eins muß ich doch melden,
Denn es ist der Meldung werth —
Unter allen Kronenhelden
Kam an Waldecks Fürstenheerd
Einst ein größter; staunend geht er
Durch Arolsens Fürstenschloß;
Herrlich fandst Du alles, großer Peter,
Nur „des Schloßes Küche gar zu groß.“

Ja, groß war dereinst die Küche,
Doch bei Friedrich auch das Herz;
Mehr als leckere Gerüche
Liebt er Kunst und Geist und Scherz,
Und vor allen Deutschlands Ehre;
Wahrlich, um Mäcen zu sein
Und zugleich des Frankensturmes Wehre,
War für ihn das Ländchen nur zu klein.

Auserwählte Schätze heget
Heute noch Dein Fürstenhaus
Sprach ja drüber hocherreget
Lobend sich ein Kenner aus. **) —
Deinem Fürsten mangeln Schätze
Gold und Silber, Edelstein.
Aber treu erfüllt er die Gesetze
Will uns guter Vater sein.

Trautes Waldeck, ehren muß ich
Dein erlaucht Dynastenthum.
Liebend halt' ich, liebend faß ich
Deiner Berge halt'gen Ruhm;
Immer noch in alter Schöne
Liefern Marmor sie und Erz,
Schmucke Töchter auch und rüst'ge Söhne —
Und in allen schlägt für Dich ein Herz.

Aber wer die jungen Flügel
Fühlt, kann weilen nicht bei Dir,
Fernhin über Strom und Hügel,
Land und Meere ziehen wir;
Nach dem herzlich wärmsten Hegen
Stehst am Ufersaum Du nun,
Gibst den Seglern noch den letzten Segen
Schmerzlich, arme Glucke, treues Huhn.

Mutter sei gepriesen! Müssen
Wir in alle Welt zerstreut
Auch die Hüter=Flügel missen
Die geschützt vor frühem Streit,
Innig Dein gedenkend fühlen
Alle doch den Stammverein,
Nennen auch bei fernster Welle Spühlen
Dankbar sich und liebend Dein.

München im Frühling
1837.

Heinrich Stieglitz.

---

*) Für Nichtwaldecker, oder auch für solche unter den Eingebornen, welche, als post festum Hieronymi nati, in den Waldeckischen Kirchenbüchern erst nach dem Hieronymustage verzeichnet sind, ist zu bemerken, daß hier nicht etwa der weltberühmte Hieronymus Jobs (— welcher als durchgefallener candidatus theologiae gleichwohl ein hochadeliges Fräulein nebst Patrimonialpfarrstelle erwarb und zuletzt als Nachtwächter in Schildburg starb —), sondern der wailand König von Westfalen gemeint ist, bei dessen großer Retirade die kleinste der souverainen Residenzstädte Deutschlands in Einer Nacht beinah so vieler Großmächte Gesandte herbergte, als vielleicht Erfurt zur Zeit des Napoleonischen Congresses.

**) Prof. Gerhard. (vgl. Wald. Zeitschr. 2s Heft S. 209.

Die Flucht.

Der Reuter schaut so oft zurück,
Verhält sein muntres Pferd, —
„Ist denn nur das verlaßne Glück
„Der Lieb' und Sehnsucht werth?
„Im Trabe fort! such' andern Scherz,
„Bewahre dir dein leichtes Herz.“

Rasch geh't es über Wies' und Feld
Wo sich kein Fußsteig bahnt,
Doch ob er reitet, ob er hält,
Ihn zieh'ts zurück, es mahnt
Jed Blümchen, das im Winde nickt,
Wie freundlich sie ihn angeblickt.

Der Reuter eilt zum dunkeln Wald,
Doch jeder schlanke Baum
Zeigt ihm die reizende Gestalt
Im wachen Liebes-Traum;
Ein Zweig streift ihn so weich, so warm,
Als wär's ihr lieber, sanfter Arm.

Er tränkt sein Roß im klaren Fluß,
Schaut sinnend auf die Fluth,
Da winkt ihr Bild, wie sie zum Kuß
So süß beim Abschied lud.
„Ihr Wellen fort! eilt weiter hin,
„Erlös't mich von der Zauberin!“

A. S.

Der Jäger.

Im Thale deckt die Dämmer=Ruh
Der Herbst mit Nebelschleier,
Ein Glöcklein ruft dem andern zu
Die fromme Abend=Feier.

Doch oben an des Waldes Rand,
Dort bei der grauen Buche,
Da lauert noch, sein Rohr gespannt,
Der Feind im grünen Tuche.

Der Nordwind treibt das dürre Laub,
Verwirrt den Flug der Raben;
Der Marder hüpft hervor auf Raub,
Er scheint's nicht Acht zu haben.

Jetzt schleicht der freche Fuchs vorbei,
Ein Häschen trollt von dannen;
Mocht Schlaftrunk oder Zauberei
Den muntern Schützen bannen?!

Der Jäger denkt nicht an das Wild,
Nicht ob er treffe, fehle,
Ihm schwebt ein gar zu freundlich Bild
Lebendig vor der Seele.

Quer auf dem Schooß den Doppellauf,
In flacher Hand die Stirne,
So sitzt er still, und schaut nicht auf,
Denkt einer schlanken Dirne.

Er denkt und sinnt und wird's nicht los,
Was ihn so süß befangen,
Im Thal das kleine Dach von Moos
Zieht ihn und sein Verlangen.

Die offne Thür der Hütte zeigt
Den Heerd im Feuerscheine,
Und was davor sich hebt und neigt,
Ist ganz gewiß die Seine.

„Ade! du lieber, brauner Wald,
„Hab' Ruh was sonst mich scheute!
„Und komm' ich leer, komm' ich doch bald,
„Ich bin ja selbst die Beute.“

A. S.

Das Thal.

Dort hinter jenem Berge liegt
Ein heimliches, friedliches Thal,
Darüberhin kein Vogel fliegt,
Er senkt sich, und ruhet einmal.

Im Thale grünt die Wiesenau,
Von duftigem Flieder umkränzt,
Und jedem Blümchen schenkt der Thau
Ein Perlchen das sonniglich glänzt.

Die Wiese hält ein dunkler Wald
Mit schattenden Armen umfasst,
Durchs leise Weh'n der Wipfel schallt
Ein Liedchen vom laubigen Ast.

Dem Walde hüpft ein Bach entlang,
Und plaudert mit jeglichem Stein,
Er stürzt in Eil von Hang zu Hang,
Ein anderes Bächlein zu frei'n.

Am Bache dreht ein Mühlenrad
Flink mit dem Gesellen sich um,
Und plappert's gleich, wie schön er that,
Im zitternden Hause herum.

Nah bei dem Rade, wo die Fluth
Sich brausend und schäumend ergieß't,
Dann nach dem Sturz ein Weilchen ruh't,
Bis mähliger weiter sie fließ't;

Da neigt die schöne Müllerin
Zum Spiegel ihr lieblich Gesicht,
Reicht schöpfend über's Wasser hin,
Das kreisend den Arm ihr umflicht.

So grüßt' ich sie, hob ihre Last,
Sie dankte und half sich geschickt;
Doch in der Thüre, schien mir's fast,
Als hätte sie rückwärts geblickt. —

„Sah'st du sie denn nicht noch einmal?
„Und wohnt sie noch dort?“ ihr mich fragt.
„„Ach nein, sie ist nicht mehr im Thal,
„„Sonst hätt' ich euch — gar nichts gesagt.““

A. S.

De Etegeck. *)

(uppländisch.)

Et was de Hannes ut dem Strycke **)
En Kerel de sick sehen lät,
Just nit to langk un nit to dicke,
Et saat em wo't em neudig dät.

Hei hadde Backen wie ne Rause,
Dat Mulwerk was dobi nit schlecht,
De Tänne saaten em nit lause,
Hart odder weik, et wor em recht.

Hei mochte alles geren eten,
Fürrut genummen Krut mit Speck,
Do was hei grusam drupp versesen,
Drüm heten s'en den Etegeck.

Den Wiwern stak hei in den Köppen,
Kam hei den Sundag anspazeert
Im bloen Wamms mit witten Knöppen,
In langen Stiwweln frischk geschmeert..

*) Eßgeck, großer Eßliebhaber.
**) Hof, Mühle und Försterhaus im O. A. Eisenberg.
A. d. Red.

De greune Büsse van Manschester,
De der Tied nach Veer Koppstück gull,
Mit Kneegebängen van sin Schwester,
De machte alle Mäkens dull. —

Sau was dann noh dem Schlutt det Himmels
De Hannes ball en Brüdegam,
Do hei in Wilgen *) gutz ut Schimmels **)
Sick dat Marie-Katrine nahm.

Dat was en Deer juch wie gedregget,
Un dunne bo me hinnegreip,
Auk wusstet wie me Worteln sägget,
Dat soh me wie't de Augen kneip.

Et gav ne Hochtied dat de Dischke
Juch knackeden woll mit Gewalt,
Gemeuse, Broden, Kauken, Fischke,
Was alles prünkesch taugestalt.

De Hannes macht' en fin Gesichte,
Un dachte nit an sine Brut,
Dann fürr em stund sin Lievgerichte,
De blanke Speck in Suerkrut.

---

*) Willingen.
**) alter Hausname.
A. d. Red.

Wie dat nu kam tem Ümmegange,
Do woren olle Hänge fix,
De Schüttel reikede nit lange,
Un unse Hannes — krigte nix.

Hei was wie fürr den Kopp geschlagen,
Dat Wort un Wiese hei vergaat,
Hei wusste nit, af em de Kragen
Am Nacken odder Kinne saat.

Hei wull nit drinken, wull nit eten
De Leppel feel em ut der Hand,
Un wie tem Danz se spillen däten,
Do stallte hei sick an de Wand.

Sau stund hei jümmer in Gedanken,
Dat Lisebeth, dat Anne kam,
Hei wull nit weiken un nit wanken
As wör hei juch im Krüze lahm. —

Wie alles mott tem Enge kummen,
Sau ginget auk mit Spill un Danz;
Mit „Juchei!" was dann afgenummen
Der dullen Brut de greune Kranz.

Nu Hannes stehst de nach? o Jammer!
Weisst nit bohin de Mann gehört?
Der jungen Frugge in der Kammer
Woll Tied un Wiele lange währt.

„Drupp sie ick just nit sau versöten!"
Reep hei vull Prutz, un blivte stohn —
„Dann we den Speck hät utgefreten
„De kann auk mit tau Bedde gohn!"

A. S.

Die Flucht.

Allegretto. Hartwig.

Das Thal.

Andantino — Hartwig

Dort hinter jenem Hü- gel liegt ein
heimliches freundliches Thal; da- rü- ber hin kein
Vo- gel fliegt, er senkt sich in nächtlichem Thal.

Der Jäger.

C. Scheurmann.

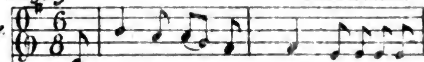
Singstimme.

Guitarre.

De Etegeck.

Mäßig. C. Schürmann

Singstimme.



Pianoforte.

Charaden.

1.

Die Ersten sind des Lichtes heitre Söhne,
Und leben von der Sonne goldnem Strahl,
Sie zeigen uns die Welt in ihrer Schöne,
Und leuchten gleich hell über Noth und Qual;
Sie reisen pfeilschnell um die Wucht der Erde,
Vom Aufgang ziehend nach dem Niedergang,
Und bringen leicht dem Glücklichen Beschwerde,
Erlösung auch dem, der verzweifelnd rang.
Gern schaun wir ihnen froh entgegen,
Es komme Unheil oder Segen,
Und wenn sie schrecklich auch vorübergehn,
Die Ferne macht sie immer wieder schön.
Die Dritte knüpft mit wundersamen Zeichen
Die Nachwelt ihrer Vorwelt an,
Und zeuget heut, was unsers Gleichen
In grauer Zeit gedacht, gethan;
Auch uns läßt sie nicht gänzlich sterben,
Und will's den Enkeln treu vererben,
Was wir in Freud und Leid gedacht,
Und was wir recht und schlecht gemacht.
Das Ganze hat von unserm Lebensbaume
Die losen Blätter rettend abgepflückt,
Und später oft in dem Erinn'rungs-Traume
Mit süßer Wehmuth uns das Herz entzückt.

2.

Wir Ersten sind dir offenbar
Als freundlich helles Schwester-Paar,
So von der Letzten oft besungen,
Das Ganze, unser nächtlich Kleid,
Davon uns jeder Tag befrei't,
Hüllt uns, wenn Scherz und Lied verklungen,
In Ewigkeit.

3.

Daß um den Verlorenen sie klage,
Nah't ein Weib dem stummen Sarkophage,
Und der Schmerz der jungen Braut
Wurde in Vier Silben laut:
Arm sah Rom die heil'gen Ersten sterben
Und gehorchte bald den reichen Erben,
Die Dritte kann nicht sein,
Die Vierte ist nicht mein,
So wenig wie des Kaisers Stadt,
Die meines Ganzen Namen hat.

4.

„Im Nothfall thu das Erste mit dem
Zweiten!“
Rieth Pädagogik jener guten Zeiten,
Die uns das Ganze — des Gesanges Meister —
Geschenkt zur Freude aller schönen Geister.

5.

Die beiden Ersten machen stets ein Paar,
Die Dritte ist ein weiches, warmes Kleid,
Dem ersten Träger weder eng' noch weit,
Ja überall so schlüßig auf ein Haar,
Daß nur der Meister für die Äugelein
Zwei kleine Löcher schnitt hinein.
Das Ganze ist verruf'ner Preis
Um schlau geflocht'nes Myrten-Reis.

6.

Die Erste webt einen lichten Schleier
Der besten Mutter zur Schlummer-Feier,
Die Letzten geben mit ehernem Munde,
Von unserm ewigen Schlummer die Kunde.
Das Ganze weckt der erste Frühlings-Blick,
Da lacht's mit Kinder-Augen seinem Glück,
Und wärmt sich durch den Frost mit süßem
Triebe,
Wie in verlass'nen Herzen neue Liebe.

A. S.

Fragment

uppländischer Pädagogik.

Fremder:

Gott sei Dank, daß der verfluchte Balg endlich einmal aufhört zu schreien!

Hanfriederken:

Jä — wann ick mick en Wilken gerugget hawwe, dann fang ick widder an.

Ellepappe:

Sau Hanfriederken, mosst hüpsch stille sinn; do häst de auk enne Blaume — und do nach enne.

Hanfriederken:

Äh, **de** lot stohn, bit ick widder brülle.

A. S.

Inhalt.

Das Gymnasium zu Corbach,

dargestellt von Carl Curtze.

Multa dies variusque labor mutabilis aevi
Rettulit in melius.

Virg.

Es ist bei unserem Gymnasium wenig gebräuchlich gewesen, durch die gleich von Anfang seines Bestehens an bei ihm üblichen Schulschriften zu Zeiten öffentlich Kunde von seiner Verfassung zu geben. Früherhin wurde ihnen jedoch meistens ein Verzeichniß der Gegenstände, in welchen für ein Halbjahr Unterricht ertheilt werden sollte, angefügt, später unterblieb auch dieses eine lange Reihe von Jahren gänzlich. Von den Männern, die an der Schule wirkten, von den Lehrgegenständen, über welche sich der Unterricht erstreckte, und von der Art und Weise ihrer Behandlung, von Fortschritten, die gemacht, von Verordnungen, die von Lehrern oder Vorgesetzten getroffen, um den innern oder äußern Zustand der Schule zu heben, mit einem Worte, von dem Geiste, der über dem Ganzen waltete, wie von den Formen, in welchen er sich geltend machte, erfuhr, durch gedruckte Mittheilungen wenigstens, die aus ihr an's Tageslicht getreten, im Laufe mehrer Jahrhunderte das Publicum gar nichts.

Der Erste, der, beinahe zwei volle Jahrhunderte nach ihrer Gründung und ihrem Bestande, eine Beschreibung der gelehrten Schule seines Vaterlandes herauszugeben, den guten Gedanken hatte, war der Conrector Rangen. In seinem Programme:

Die gegenwärtige Verfassung des Waldekkischen Gymnasii zu Corbach beschreibt Julius Carl Christian Rangen, des illustern vaterländischen Gymnasii Conrector (Corbach, gedrukt bei Johann Henrich Lorich, 1770. 37 S. in 8.),

redet derselbe in §. 1. von den Vorzügen der öffentlichen Schule vor einer Privatanstalt, spricht in §. 2. von der Absicht des „Friedrichs Gymnasium“, die er dahin bestimmt: „dem Staate brauchbare Glieder in allerlei Ständen zu bilden“, und redet dann, von §. 3. an, „von der innern Verfassung unsers Gymnasii illustris, oder von der Unterweisung“. Es wird in mehren Paragraphen, mit Einstreuung pädagogischer Bemerkungen, gezeigt, in welchen Gegenständen die Schüler jeder Classe, von Octava an bis zur Tertia, unterrichtet, auf welche Weise diese Gegenstände behandelt und welche Lehrbücher gebraucht werden. Der §. 12. läßt sich über die Examina und den Redeact aus, und sezt die Gründe auseinander, warum man es für nüzlich erachte, „bisweilen stat der Redeübungen ein unanstössiges theatralisches Stük aufführen zu lassen“. Der folgende §. handelt im Allgemeinen von den Grundsäzen der

Disciplin, die man befolge. In §. 14, 15 und 16 werden „kürzlich noch einige Neben-Umstände angeführt, die auswärtigen Eltern zu wissen nötig" seien, die ihre Kinder der Unterweisung des Corbacher Gymnasiums anzuvertrauen Willens sein sollten. Zum Schlusse werden die Personen, die in dem Trauerspiele: Donna Diana, und in dem Lustspiele: das Loos in der Lotterie, den 19. Sept. auftreten würden, namhaft gemacht, und „alle Freunde der freien Künste ersucht, durch Ihre Gegenwart bei der Vorstellung dieser theatralischen Stükke die studirende Jugend zu fernerem Fleiße zu ermuntern". Wird nun auch die damalige Verfassung unserer Schule durch diese Schrift nicht nach allen Seiten hin, sondern hauptsächlich nur nach einer, dargelegt; so war sie doch für jene Zeit, und ist für uns jetzt noch recht werthvoll.

Der Zweite, der von dem Zustande unseres Gymnasiums dem Publicum Mittheilungen machte, war der verstorbene Kirchenrath und Rector C. F. Strube. Er gab 1810 ein Programm:

> Nachricht von der jetzigen Beschaffenheit des Gymnasiums zu Corbach (Mengeringhausen 1810. 16 S. in 8.),

in Druck, das aber, fast nur von den damaligen Lehrgegenständen desselben handelnd, von seinen übrigen Einrichtungen nur sehr Dürftiges mittheilt.

Die „Anzeige des Unterrichtes in Wissenschaften

und Sprachen, welcher im künftigen Sommerhalbjahre 1780 auf der Waldeckischen ersten Landesschule zu Corbach ertheilt werden soll, vom Rector C. W. Kreusler (Gedruckt mit Lorichischen Schriften. 8 S. in 4.)", so wie die "Anzeige der Winterlektionen in den Klassen des Gymnasiums zu Korbach, vom Konrektor C. F. Strube (Korbach, gedruckt mit Lorichs Schriften, 1783)", und desselben "Rechenschaft von dem öffentlichen Unterrichte des verflossenen Sommerhalbenjahrs, in den Klassen des Gymnasiums zu Corbach (Corbach, gedruckt mit Lorichschen Schriften, 1787)": sie alle geben, freilich ihrem Vorhaben gemäß, nur ausschließlich Auskunft über die Lehrobjecte, in denen damals unterwiesen wurde, sind jedoch als Beiträge zur innern Geschichte unseres Gymnasiums nicht unwichtig.

Obwol wir nun keineswegs die Behauptung aufstellen und vertheidigen mögen, daß der wirkliche Geist und Eifer, welcher die Lehrer einer Anstalt beseelt, auch stets genau und sicher aus gedruckten Mittheilungen und Darstellungen über die Schule, der sie vorstehen, erkannt werden könne; so müssen nichtsdestoweniger, unserer Ansicht und Überzeugung nach, solche Mittheilungen von Zeit zu Zeit erscheinen. Das verlangt die Pflicht der Dankbarkeit, die der Schule obliegt, nicht nur für das Vertrauen, das man ihr schenkt seitens der Eltern, welche die geistige Pflege ihrer Kinder ihr überlassen, sondern auch für die

Aufmerksamkeit, welche ihr Vorsteher und Beschützer zuwenden. Sie muß ihnen zeigen, in wie weit sie diesem Vertrauen und dieser Aufmerksamkeit werth zu sein sich bemühe durch ein fortwährendes eifriges Bestreben, den Anforderungen, die an sie nach dem Standpunkte der Bildung jetziger Zeit mit Fug und Recht gestellt werden und gestellt werden müssen, so viel irgend thunlich ein Genüge zu leisten. — Das will aber auch, zum Anderen, die Rücksicht auf die Eltern, welche die Absicht haben, ihre Kinder irgend einer öffentlichen Anstalt anzuvertrauen, vorher aber, ehe sie das Theuerste, das Liebste, das sie haben, aus ihrer Obhut und Fürsorge entlassen, doch genügende Kenntniß von der Einrichtung derjenigen Schule haben möchten, von der dieses von nun an gehegt und gepflegt werden soll. — Das ist, zum Dritten, aber auch um Solcher willen nothwendig, die über die Schule, ihren Standpunkt, ihr Leisten und Wirken schlechtweg das Urtheil zu sprechen sich erlauben, ohne sie vorher mit ihrem gesammten Organismus einer näheren und genaueren Prüfung unterworfen zu haben, und die, nach der oberflächlichsten Ansicht und Kenntnißnahme, ohne auf die nun einmal nicht abzustellenden ungünstigen Umstände, unter denen sie wirkt, irgendwie Rücksicht zu nehmen, sofort den Stab über sie brechen. Ihr verkehrtes und schiefes Urtheil will eine gehörige, soviel möglich anschauliche Darlegung der Verhältnisse und Anordnungen, die

bei der Schule Statt haben, zu berichtigen suchen. Allein davon ist die Schule weit entfernt, zu glauben, daß nun auch grade Alles, was sie angeordnet hat, absolut Richtiges, Unverbesserliches sei. Sie wünscht darum, eben weil eine höhere Vollkommenheit ihr aufrichtigstes und ernstestes Streben ist, durch wahre Schilderung ihrer Zustände die Urtheile aller Wohlwollenden und Einsichtsvollen zu erfahren, damit sie etwa aufgefundenes Verkehrte und Fehlerhafte abstelle und abthue, Mangelhaftes und Ungenügenderes durch Besseres und Genügenderes ersetze. Nur, daß solche Urtheile nie die bei der Schule obwaltenden Umstände außer Augen setzen! Oft erkennt und weiß wol die Schule das Vollkommnere und wünscht es auf's sehnlichste, aber es nun auch in's Leben und in die Wirklichkeit einzuführen, das liegt nicht in ihrem Vermögen. Die Hindernisse und Hemmnisse, die sich ihr hierbei in den Weg stellen, sind oft unbezwingbar. — Und nun noch, zum Letzten, es macht nicht nur die Gegenwart gerechte Ansprüche darauf, von der Schule dann und wann nähere Nachricht über ihren Gesammtorganismus zu erhalten, auch die Zukunft weiß es ihr Dank, wenn sie solche ertheilte. Ihr wird stets daran gelegen sein, der eigenen Belehrung und Nutzung wegen, von den voraufgegangenen Zuständen, mögen sie nnn auf Dieses oder Jenes, Größeres oder Geringeres Bezug haben, sichere und ausführliche Kenntniß zu

haben, so wie, von dem historischen Gesichtspunkte ausgehend, zuverläßige Auskunft von Denen zu erhalten, welche jene theils vorbereiteten, theils aber auch herbeiführten. Gern möchten wir nun nach Kräften dazu beitragen, ihr diese in Bezug auf die gegenwärtige Verfassung unseres Gymnasiums zu überliefern. Mag denn auch in der Darstellung derselben Manches vorkommen, was, wenigstens der Hauptsache nach, in dem Kreise, auf welchen sich die Wirksamkeit unserer Schule zumeist erstreckt, allgemein bekannt ist, mag selbst manches scheinbar Geringfügige in ihr mit aufgenommen sein: der Zukunft ist oft nicht wenig daran gelegen, auch dieses zu wissen.

Diese und ähnliche Gründe haben uns veranlaßt, in Folgendem ein der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechendes Bild unserer Anstalt, die zwar still und geräuschlos, aber nichtsdestoweniger, fest und beharrlich und ihres Zieles sich wohl bewußt, zum Besseren, denken wir, fortschreitet, zu zeichnen. Möge es denn die bei seiner Auf- und Ausstellung beabsichtigten Zwecke nicht gänzlich verfehlen! —

I. Gründung des Gymnasiums.

Die Reformation Luthers, des großen Kämpfers für Glaubens- und Gewissensfreiheit, fand in unserem Vaterlande gar bald Anhang und Eingang. Seine hell und großartig denkenden Regenten dama-

liger Zeit waren zumeist die Veranlassung hiervon. Philipp III. (geb. 1487, gest. 1539) mit seiner Gemahlin Anna, Tochter Herzog Johanns III. von Jülich und Cleve, so wie Philipp IV. (geb. 1493, gest. 1574), der selbst dem Reichstage zu Worms 1521 beigewohnt hatte, beförderten insonderheit auf's eifrigste die Ausbreitung der neuen Lehre, und verordneten schon in der 1525 herausgegeben Landordnung, daß ihre Unterthanen mit derselben versehen und die Kinderschulen, die so gänzlich verfallen und abgestellt seien, in den Städten und Flecken, wo man zuvor Schule gehalten, wiederum aufgerichtet und mit frommen und gelehrten Zuchtmeistern bestellt werden sollten. Wenngleich diesem landesherrlichen Gebote in den meisten Städten und Ortschaften unseres Landes bald Folge geleistet, mithin die Reformation in ihnen eingeführt wurde [1]; so geschahe dieses doch nicht so in der Stadt Corbach. Auf's entschiedenste traten vielmehr in ihr der Burgemeister und Rath, festhaltend an dem Glauben der Väter, gegen desselben Befolgung auf [2], so daß erst, am spätesten unter allen Ortschaften unseres Vaterlandes, im Mai 1533 die Reformation durch den Fürstlich

1) Vergl. Erste Einführung des Christenthums, und dessen nachmalige Herstellung durch die Reformation, so weit beyde insbesondere unser Waldeckisches Vaterland betreffen. Von Joh. A Th. L. Varnhagen. Marburg und Cassel, 1818.

2) S. Erste Einführung des Christ. u. s. w. S. 36.

Hessischen Superintendenten Kraft (Adamus Crato oder Vegetius), aus Marburg, den man zu dem Ende hatte kommen lassen, eingeführt werden konnte [1]. Gelang jetzt diese Einführung, so war dies vorzüglich das Werk des frommen, sehr gelehrten und aufgeklärten Wolrads II. (geb. 1509, gest. 1578), der, „ein sehr eyfferiger Lutheraner, allen möglichen Fleiß angewendet, damit die Evangelische Religion unverfälscht in denen Waldeckischen Landen mögte gelehrt und geprediget werden“ [2]. Er, schon im J. 1536 von seinem Vater, Philipp III., zum Mitregenten angenommen, ein „hochgepriesener Liebhaber und Beschirmer der Gelehrten“, bewirkte es denn auch, daß neben den beiden evangelischen Pfarrern, Johannes Wolfstall (Lycaula) und Barthold Kahl (Calvus oder Glaber), vorerst ein evangelischer „Scholemeister“, und zwar M. Liborius Schreiber (Scriba,

1) S. Varnhagen a. a. O. S. 17 und 35 ff. — Schon im J. 1529 war von einem Anhänger Luthers in der Kirche zu Corbach einmal die evangelische Lehre gepredigt worden (Varnhagen zu Phil. Knipschilds Corb. Chronik, S. 182. A. a), auch hatte Graf Philipp schon 1534 einen „gelerten von Wandel, leben und Weßen uffrichtigen Pastor, das Recht wort gots zu lernen“, anzustellen beabsichtigt, allein ohne glücklichen Erfolg.

2) S. Reichs-Gräflich-Waldeckischer Helden- und Regenten-Saal. Von F. A. von Klettenberg und Wildeck. Franckfurt a. M., 1713. S. 127 ff. Varnhagen zur Corb. Chron. S. 185, A. e, S. 192, A. qq und S. 196, A. yy. Werner Crispinus Inauguralrede des Gymn. zu Corb., bei Knipsch. S. 201 ff. ib. Varnh.

Grammateus), als Rector der Stadtschule, die für die Jugend beider Städte in einem Gebäude bei der Kirche Sct. Kilian auf der Altstadt [1]) gehalten wurde,

1) Seit dem Jahre 1377 waren die Stadtschulen durch einen Beschluß der Bürgerschaft vereinigt worden. S. der Stadt Corbach Warhaffter Gegenbericht Ihres begrundten Rechtens u. s. w. Beilage Nro. VI. S. 142. „Auch ist man overkomen, daß nicht, dan eine Schule soll sein in den Stetten zu Corbach, die soll sein auff der Altenstadt". Ob nach Einführung der Reformation nur ein Lehrer ihr vorgestanden, oder ob gleich mehre Lehrer an ihr gelehrt, können wir nicht mit Sicherheit bestimmen. Das Erstere scheint jedoch wahrscheinlicher. Daß man aber gleich an mehre gedacht, davon zeugt, daß Graf Wolrad 1543 dem Burgemeister und Rath der Städte Corbach einen gewissen „Wilhelm von der Nigenstad Jezo zue Mengerinkhusenn", der ihm, so viel er mit ihm geredet, nicht ungeschickt bedünke, neben dem Gesellen, den sie jetzt hätten, zu wirken, zur Bestellung vorschlägt. Der Vorschlag wurde indessen nicht angenommen. Auf Liborius Schreiber, der wol unter dem Gesellen zu verstehen ist, und der 1556 das Rectorat zu Corbach mit der Pfarrstelle zu Sachsenberg vertauschte, folgte wahrscheinlich Conrad Mönch (Chunradus Monachus), ein Corbacher, bis 1563, wo wir Johannes Busmann als Ludimoderator Corbachiensium finden. Im J. 1565 wird M. Georg Brie (Bries, Brey, Brigaeus) als Lehrer an der Schule zu Corbach genannt, und wird wol als solcher bis zum J. 1571, wo er Pfarrer in Naumburg wurde, in Corbach gelebt haben. Unter ihm wird 1570 von dem Burgemeister Thonges Koch in dem fast spoliirten Kloster „ein Gemach oder zwe in dem Kreutzgange" zur Schule zugerichtet. Auch arbeiteten mit ihm schon mehre Lehrer, namentlich der Conrector, spätere Rector, Rudolph Gockel, der aber 1575 von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zum Rector der Schule in Cassel berufen wurde. (Vergl. über ihn Varnh. zu Knip. Corb.

eine Anstellung fand [1]). Obwol sie später mehre Lehrer erhielt, obwol auch dann die alten Sprachen in ihr gelehrt wurden, so genügte sie Wolrad doch nicht. Er hatte Anderes, Höheres im Sinne. Sein gebildeter, die Wissenschaften mit Liebe umfassender Geist, hatte schon gleich zu Anfange seiner Regierung die Gründung einer allgemeinen Landesschule, in der die Sprachen und freien Künste gelehrt werden sollten, in Corbach beabsichtigt [2]), und wenngleich die Schwierigkeiten, die ihm bei der Ausführung dieses rühmlichen Vorhabens hemmend in den Weg traten, nicht so leicht und so bald aus dem Wege zu räumen waren [3]); so ruhte und rastete er doch nicht früher,

Chron. S. 150, Afg. bb.) Der letzte Rector der Stadtschule war M. Jodocus Jungmann, der, wo sie 1579 mit dem neu errichteten Gymnasium verschmolzen wurde, an demselben die vierte Lehrstelle erhielt.

1) Vergl. über ihn Varnh. Erste Einführung u. s. w. S. 18 und 36. Dens. zu Knipsch. Corb. Chron. S. 182. A. a.

2) Vergl. einen Brief des Justus Spring v. J. 1537 an Wolrad II. in Martini Conspectus Historiae etc. p. 9. Not. 12., wo es heißt: Joh. Hacus, Maecenas meus literatissimus meique amantissimus, voluntatem in schola Corbachii aperiunda mihi recensuit etc. —

3) Daher sagt auch Lazarus Schoner in seiner Promulgatio novae scholae Waldeccianae in civitate Corbach: Merito Generosiss. domus Waldeccensis munificentia praedicatur, et, quoad nostra vox pervenire poterit, ad omnes mortales divulgatur, quae, tametsi multae passim scholae varia multiplicique doctrinae laude cumulatae sint, tamen suam quoque domesticamque, diu multumque cogitatam, saepe retardatam, contra omnes difficultates CORBACHII summa

bis daß er, wenn auch erst am Abende seines preiswürdigen Lebens, seine Bemühungen mit einem glücklichen Erfolge gekrönt und das schöne Werk der Vollendung entgegengeführt sah. Nachdem nämlich, nach längerer Besprechung der wichtigen Angelegenheit, auch die Ritterschaft und die Städte, unter denen namentlich Rhoden, Wildungen, Mengeringhausen und Corbach angeführt werden, 1575 bei einem zu Waldeck geschlossenen Theilungsvertrage das sehnliche Verlangen des Landes nach einer „Particularschule" an den Tag gelegt hatten, trafen die Beherrscher der drei verschiedenen Landestheile, in welche damals unser Land zerfiel [1]), nämlich Wolrad II. und sein Sohn Josias, Eisenbergischer Linie, Heinrich und Günther, Wildungischer Linie, und Anna, Witwe Johanns des Frommen, welche für ihre Söhne, Philipp VI. und Franz III., damals die Regentschaft führte, Landauischer Linie, die Übereinkunft, daß die Einkünfte des Augustiner-Nonnenklosters Berich, die schon seit dem im April 1566 erfolgten Tode der letzten Priorissin desselben, Anna von Weyters [2]), auf Rechnung des Gesammthauses verwaltet worden waren, demnächst zur Besoldung der Lehrer an der gemeinschaftlichen

cum alacritate, optante etiam toties hac ipsa honestissima civitate, nunc molitur.

1) Zur besseren Uebersicht der damaligen Verhältnisse mag nebenstehende Tabelle dienen.

2) S. Varnh. Erste Einf. u. s. w. S. 42.

- Heinrich der Eiserne
  - Adolph, Land. Linie
    - Otto
      - Johann.
      - Otto († 1495)
  - Heinrich, d. Haus Waldeck
    - Wolrad
      - Philipp I. d. Aeltere († 1475), Aelt. Wild. Linie.
        - Heinrich († 1513)
          - Philipp IV. († 1574)
            - Samuel († 1570)
              - Günther († 1586)
                - Wilhelm Ernst († 1598)
            - Daniel († 1577)
            - Henrich († 1577)
          - Wilhelm, Domherr zu Cöln.
      - Philipp II. d. Jüngere, d. Statthalter († 1524), Aelt. Eisenb. Linie.
        - Philipp III. († 1539)
          - v. Adelheid
            - Wolrad († 1578) und Otto (1541) (Eisenb.)
              - Josias († 1588)
              - Wolrad († 1587)
          - v. Anna v. Cleve
            - Philipp V. († 1584)
            - Johann d. Fromme (Landau † 1567)
              - Philipp VI. († 1582)
              - Franz III. († 1597)
              - Bernhard († 1591)
            - Franz († 1574)
        - Franz, Bischof zu Münster († 1553)

Landesschule verwendet werden sollten. In Folge dieses Vertrages begaben sich nun am 12. Aug. 1577 nach Berich „der Wohlgebohrner Graff vnnd Herr, Herr Josias, Graff vnnd Her zv Waldecken anstatt sr. Gn. Hern Vatters vnnd vor sich selbsten, vnnd dan vonn wegen der auch Wohlgebohrnen Graffen Henrichs zu Waldeck, Alban vonn Geismar, Ambtman zu Itter, vnnd Joannes Limperger, Von wegen Frawen Annen gebohrner Tochter zur Lippe, Gräffin vnnd Withwenn zu Waldeck, Heidenreich von Exterde, Hoffmeister, vnnd M. Anthoni Holman, vnnd dan vonn wegen Graffen Günthers zu Waldeck M. Justus Schefferus“, berathschlagten und beschlossen, nachdem am 17. d. M. auch noch Franz und Günther angekommen, daß die zum Kloster Berich gehörigen Ländereien, Wiesen und Gärten an einen oder zwei Meier um ein Gewisses an Gelde oder Frucht, oder aber ums Theil zu verleihen seien, sowie, daß, „nachdem es dieser Graffschafft Waldecken beides, in Kirchen vnnd Welt-Regiment an gelerten Leuten zum höchsten mangele“, und die gesammten Herrschaften schon früher dahin freundschaftlich sich entschlossen, verglichen und erklärt, in ihrem Lande eine taugliche Schule zu fundiren und aus den Gütern des Klosters Berich zu dotiren und zu begiftigen, diese nach Corbach in's Franziskaner-Kloster gelegt werden solle. Fünf Lehrer, darunter ein Rector und nächst demselben ein Conrector, sollten der Schule vorgesetzt,

und ihnen eine „Erbahre, Gelehrte Person“ zum Oeconomus bestellt werden, der alle und jede Gefälle des Klosters Berich erheben, und ihnen jährlich zu bestimmten Zeiten ihre Besoldung auszahlen sollte. Für gut wurde befunden, den Johannes Limpergk, Stadtrichter zu Corbach, „als welcher dazu tüglich erachtet“, zu einem solchen zu erwählen. Die Besoldung der Lehrer wurde dahin ermessen, daß der Rector jährlich 60 Gulden an Gelde, 30 Viertel Korn, 10 V. Hafer, 30 Hühner und 4 Gänse, von der Stadt Corbach über 40 Gulden; der Conrector 50 Gulden, 24 V. Korn, 8 V. Hafer, von der Stadt Corbach 35 Gulden; der dritte Lehrer 40 Gulden, 18 V. Korn, 8 V. Hafer, von Corbach 28 Gulden; der vierte 50 Gulden, 18 V. Korn, 8 V. Hafer; der fünfte aber 45 Gulden, 16 V. Korn, 8 V. Hafer erhalten solle. Zur jährlichen Besoldung des Oeconomus wurden 20 Gulden, 10 V. Korn, 20 V. Hafer und 30 Hahnen bestimmt. Der im Kloster zu Berich noch seienden betagten Convents-Jungfrau, Anna von Grafschaft, und dem ebenfalls dort noch lebenden alten Pfarrer, Hermann von Brünkhausen, sollte gehöriger Unterhalt ad vitam gegeben werden, letzterer aber noch, so lange es ihm möglich sein werde, das Predigtamt im Kloster versehen [1]).

---

1) S. Receß wegen des Cloisters Berich vnd Schule zu Corbach, de dato d. 17. Aug. 1577. (Archiv zu Arolsen.)

In einem Schreiben v. 24. Sept. 1577 machten nun die Grafen Wolrad und Josias dem Burgemeister und Rath der Städte Corbach bekannt, daß sie beschlossen hätten, in dem Franziskaner-Kloster zu Corbach eine Schule zu gründen, „inn welcher nothwendige sbrachenn vnnd freye kunste, darzu die fundamenta etlicher faculteten Als Theologi vnnd Jurisprudentz tradiret vnnd gelert werden solten" [1]. Burgemeister und Rath stattet hierfür den Grafen in einem Schreiben v. 29. d. M. den schuldigen Dank ab, und war „solchs der Landschafft zu vielen nutzen verhoffenden ersprießlichen werks In vnderthenigkeitt erfrewet, demselben glücklichen successum vnnd gedeiens wunschendt" [2].

Nachdem Michaeli 1577 „Jordan Cuntzemann", aus Hemfurt, und „Churd Leven", aus Viermünden, die Meisrei Berich auf 12 Jahre für die Abgabe eines jährlichen Pachtzins von 287 Gulden 1 Albus (den Gulden zu 27 Alb., den Alb. zu 8 pf.) oder 250 Rthlr. und 16 Mütte Frucht [3]) angenommen hatten, war man, wohl einsehend wie viel von ihm für das Aufblühn und Gedeihen der Anstalt abhange, dahin bedacht, einen tüchtigen Rector ausfindig zu machen, der die Schule in's wirkliche Dasein rufe, sie regele und leite. Johannes Limpergk

1) S. Brief in dem Archive auf dem Rathhause zu Corbach.
2) S. Copie in dem Arch. auf d. Rathh. zu Corb.
3) S. Bericher Oekonomie-Rechnung v. J. 1578.

reiſ'te darum im Frühjahre 1578 [1]) nach Dortmund, Friedrich Beurhaus, Prorector des dortigen Archigymnasiums, einen Mann von seltener Geisteskraft, Gelehrsamkeit und Thätigkeit nicht minder, wie von seltener Bescheidenheit, Humanität und Uneigennützigkeit [2]), zum Rector an das Gymnasium zu Corbach zu berufen. Anhänglichkeit an seine Vaterstadt und Liebe zu der Lehranstalt, an der er mit so glänzendem Erfolge schon längere Zeit gearbeitet hatte, ließen diesen jedoch den ehrenvollen Ruf ausschlagen. Hierauf unternahm Limpergk eine zweite Reise, jetzt nach Osnabrück, um den dortigen Conrector Nelle die Rector-Stelle an dem in Corbach zu gründenden Gymnasium anzutragen. Auch er lehnte sie ab, so wie Engelbert Copius, Rector der lateinischen Schule in Hamm, an den man sich, auf Nelle's Rath, zum Dritten gewandt hatte. Wahrscheinlich durch den gelehrten Werner Crispinus [3]), Gräflich Wald. Rath, oder durch Bernhard Copius [4]), Professor der Rechte in Marburg, die beide an den Berathungen über die Organisation des Gymnasiums Theil nahmen, bewogen, ließ man nun einen Ruf an den gelehrten und

1) Limpergk's Ber. Oekonomie-Rechnung v. J. 1578.

2) Vergl.: Das Archigymnasium in Dortmund. Eine geschichtliche Darstellung von Theodor Mellmann. Dortmund, 1807. S. 64 ff.

3) Vergl. über ihn Varnh. zu Knipsch. Corb. Chron., S. 200, Afg. a.

4) S. über ihn Mellmann a. a. O., S. 64.

erfahrenen Lazarus Schoner [1]), der damals in seiner Vaterstadt, früherhin als Pädagogiarch und Professor der Philosophie in Marburg stand, ergehen. Dieser endlich nahm ihn an, vielleicht mit durch verwandtschaftliche Verhältnisse (seine Gattin war eine Schwester Werner Crispinus) vermocht. Man hatte sich, wie es sich später zur Genüge herausstellte, in der Erwartung von Schoner's Leistungen auch nicht im Mindesten getäuscht.

Vorläufige Anordnungen und Bestimmungen wegen seines neuen Wirkungskreises an Ort und Stelle zu treffen und zu vernehmen, reis'te Schoner nun selbst nach Corbach, und kam hier am 1. Juli 1578 an. Am 14. d. M. traten mit ihm und dem Professor B. Copius, der gleichfalls „beschrieben" war, zusammen „Von wegen Graffen Philipsen vnd S. G. Brüder, Grauen vndt Herren zu Waldeck Anthoni Holman, von wegen Vnsers G. hern Grauen Josiae vnd Ihrer G. Bruder Grauen Wolraths zu Waldecken Georgius Hessus, W. Crispinus, Wegen des wolgebornnen vnsers gnedigen hern Grauen Günthers Justus Schefferus" und vereinigten sich dahin, daß in der „newen Schul" gelehrt werden sollten drei Sprachen, die lateinische, griechische und hebräische, „vnd dan die Grammatica, Rhetorica, Dialectica, Arithmetica, Geometria, Musica, principia quoque

1) Vergl.: De vita Lazari Schoneri, primi rectoris gymnasii Corbachensis, exposuit L. Curtze. Menger. 1832.

et fundamenta facultatum, Physica, Ethica et Politica, Sphaera item et Mechanica: Institutiones etiam Justinianeae: Catechismus Lutheri: quaedam ex Evangelistis et Epistola aliqua Pauli graece, Psalterium vero hebraice, ultra reliquos Authores oratorios et alios, nec non Styli, Poëseos, Disputationum et Declamationum de Ethicis aut Physicis exercitia". Weiter berathschlagte man und ermaß, "das eine solche doctrina so vieler Anschenlicher Hochnutziger scientiarum bequemlichen nit ringer Alß durch Acht vnderschiedliche Classes tradiret werden könten. Zu verwaltung solcher Lectionum sindt vohr nottig erAchtet ein Rector vnnd Acht Andere praeceptores deren Jeder einer sonderen classi praeficiret vnd vohrgesetzet wurde Darunder Ihrer einer Conrector scholae sein soll. Dieselbigen sollt ein Rector, so diesses ortes Jeder Zeit sein wurdt, mit vohrwissen Wohlgemeltter unserer gnedigen Herren Anzunehmen vnnd zu dimittiren haben. Doch sollt unseren gnedigen Herren freystehen, Wo in ein odder mehr Classibus ein praefectus odder praeceptor mangeln wurde, Alßdan samptlichen eine bequeme Persohn Ahn solchen vacirenden orth dem Rectori zu nominiren vnnd vohrzustellen, Doch söllte darunder einem Rectori widder dessen willen kheiner obtrudiret werden, Alle vnrichtigkeit vnnd vnordnungh In der Schullen so vill muglich dadurch zu verhüten".

Ferner ward ausgemacht, daß man Bedacht nehmen wolle, auch für die übrigen Classen geschickte Lehrer anzustellen, damit „Die Lectiones In Dießem Collegio vf nechstkhunfftigen Michaelis Angehen mugen“; nur die Berufung des Lehrers an die zweite Classe solle noch, zur Verhütung unnöthiger Kosten, bis auch für die oberen Classen eine hinreichende Anzahl von Schülern sich werde eingefunden haben, verschoben werden. „Und will nicht vndienlichen sein Das der Rector Zeittlichen vohr Michaelis allhier zur Stedde seie Damit er alles so vill besser vff seiner Collegarum Deßgleichen der auditorum Zukunft Anzuschickkhen habe“.

Da nun die Einkünfte vom Kloster Berich an Geld und Frucht, das Viertel Korn zu 2 Rthlr., das Viertel Hafer zu 1 Rthlr. angeschlagen, mit 100 Rthlr. von Corbach, jährlich ungefähr 891 Gulden ausmachten, so könnte man, war die Überzeugung, außer den anderen nöthigen Ausgaben „von jetzt bemeltten residuo des Corporis Jhrlichs die pro stipendiis Des herrn Rectoris vnnd Dessen nachgesetzten praeceptorum Außzuwendenden 782 gulden vnd dan Vor Zwehen Pedellen so In der Schullen von noetten, Zehen gulden, thut Summa 792 gulden, Zuvohrsichtiglichen“ erhalten [1]).

1) Vergl.: Abschiedt in Anordnunge der Schulen zu Corbach genhommen Den 14. Julii Anno 78. Archiv zu Arolsen. Auszug aus Crispini oratio dum aperiretur schola Corbachiana, in Knipsch. Corb. Chron., S. 204.

Die Grafen gaben dem, worüber man sich vereinigt hatte, beifällige Genehmigung, und trugen in einem Gesammtschreiben vom 24. Juli dem Rector auf, den index lectionum per classes anzufertigen, auch auf Kosten der Ökonomie drucken und noch vor Michael in den angrenzenden Landschaften publiciren zu lassen. Schoner, einstweilen wieder nach Neustadt zurückgekehrt, fertigte denselben hier an, sandte ihn unter dem 24. Aug. mit der Bitte seiner Genehmigung an die Grafen, und setzte in ihm den 1. October als den Tag fest, an welchem die neue Schule eröffnet werden solle. Der Abdruck dieses Index verzögerte sich indessen bis in den Winter, war auch nicht nöthig, da man, eben weil die nöthigen Lehrer noch fehlten, die Schule doch noch nicht im Herbst feierlich eröffnen konnte. Unter dem 17. Februar 1579 schickte Schoner mehre Exemplare der „Promulgatio novae scholae Corbachianae“ an die Grafen, auf das dringendste bittend, die vier Collegen, die noch nicht berufen, auf's eheste zu bestellen. Er selbst war schon am 2. Oct. 1578 mit seiner Familie in Corbach angelangt, und wird wol mit den damaligen Lehrern der Stadtschule, die ja später ganz in das Gymnasium überging, Jungmann, Theodoret und Welther, nebst Bernhard Salignac, diejenigen Schüler, welche die Schule schon längere Zeit besucht, und die, welche sich etwa im Herbste eingefunden hatten, gemeinschaftlich unterrich-

tet haben. Daß sich einige eingefunden, läßt sich vielleicht daraus schließen, daß sich, wie wir davon noch die Nachricht haben, schon am 13. Oct. 1578 der Sohn Wolrads II., gleichfalls Wolrad genannt, als Schüler einschreiben ließ.

Nachdem Alles während des Winters geordnet worden, findet, auf besonderes Verlangen Schoner's [1]), im Frühjahre die feierliche Eröffnung der Schule Statt, und zwar am 7. Mai 1579. Früh morgens, gleich nach 7 Uhr, versammelen sich der junge Graf Wolrad, die Abgeordneten aller Grafen, der Senat der Städte Corbach mit den eingeladenen Edelleuten, die Prediger, der Rector mit den übrigen Lehrern und ihren Schülern, und eine große Anzahl Bürger in der Altstädter Kirche, und ziehen, mit Musik begleitet, im feierlichen Zuge über die Stechebahn durch's Rathhaus in das Kloster [2]). Als sich Alle auf den ihnen angewiesenen Plätzen eingefunden hatten, und ein Gesang von den Schülern ausgeführt worden war, eröffnete, im Namen und auf Befehl der Grafen, Werner Crispinus in einer salbungsvollen Rede [3]) die Schule. Dann betrat auch der Rector, M. L. Schoner, den Catheder und hielt eine Rede de delectu doctrinae deque artium genere, sodann der Con-

1) S. die Briefe des Lazarus Schoner an die Grafen Franz und Josias, v. 22sten und 25sten April 1579.

2) Das Nähere s. in dem: Processus introducendi et inaugurandi Rectorem et ipsius Praefectos.

3) S. ihren Inhalt in Knipsch. Corb. Chron., S. 200 ff.

rector, Licentiat B. Salignac, eine Cohortatio ad colenda studia. „Endlich ist durch eine besondere Oration wegen dero Ritterschaft vnd eines ehrbaren Rahts zu Corbach diese Fundatio et Apertio Scholae Corbachensis acceptirt worden“ [1]).

Mit Schoner traten das Lehramt am Gymnasium an: M. Bernard Salignac, aus Bourdeaux, von Heidelberg als Conrector berufen und im Herbst 1578 schon in Corbach angekommen; M. Jost Jungman, aus Cassel, seit Gockels Abgange Rector der Stadtschule, jetzt Lehrer der vierten Classe des Gymnasiums; M. Nicolaus Theodoret, aus dem Dorfe Waldau im Hessischen, seit Ostern 1578 schon an an der Schule in Corbach, als Lehrer der fünften Classe; M. Conrad Welther, aus Corbach gebürtig, seit Michael 1578 in Corbach, Lehrer der sechsten Classe; Johannes Nicolai, aus Mengeringhausen, seit 1579 Lehrer der siebenten Classe; Engelbrecht Vierort, zugleich Organist, seit 1579 Lehrer der achten Classe, und Balthasar Gerlach, Schreib- und Rechenlehrer.

Der Gehalt des Rectors bestand in der freien Wohnung im „Collegio“ und in 172 Gulden.
Der Conrector erhielt jährlich . . 120 —
Der Lehrer an der zweiten Classe 100 —

1) Ebendas. S. 208. Die vier Reden erschienen auch im Druck Ihren Titel gibt Varnhagen an zu Knipsch. Corb. Chron., S. 202, Afg. w.

Der Lehrer	an	der	dritten	Classe	90	Gulden. [1]
=	=	= =	vierten	erhielt	80	—
=	=	= =	fünften	=	70	—
=	=	= =	sechsten	=	60	—
=	=	= =	siebenten	=	50	—
=	=	= =	achten, zugleich			
			als	Organist	45	G. 5 Alb.
Der Schreib= und Rechenlehrer				=	40	Gulden.

II. Local.

Zum Local des neu eingerichteten Gymnasiums wurde, wie aus dem schon Gesagten hervorgeht, das Franziskaner=Kloster in Corbach bestimmt. Dasselbe war am 1. Juli 1487 [2]) vom Grafen Philipp II., dem Statthalter, einem Gönner der Franziskaner, mit Beistimmung des Grafen Otto und Heinrich, und nachdem „de ersame Borgermester Raid vnd gemeynde beider stedde Corbeke, In de eren vnd lob goddes erlobet, zogelasen vnd bewilliget haven vff vnsers hilligen vaders des pabists darober gegene bullen, als eyn nyghe obseruanen Cloister von dem

1) Der erste, seit Ostern 1581 angestellte Lehrer an der dritten Classe, M. W. A. Scribonius, erhielt jedoch, da der Lehrer für die zweite Classe noch nicht berufen war, dessen Gehalt, 100 Gulden. S. Bericher Oekonomie=Rechnung v. J. 1581.

2) In demselben Jahre wurde auch der Grundstein zur Kloster=kirche gelegt. An einer Wand derselben stand nachfolgender Vers:

Da man schrieb MCCCC achtzig sechß vnd ein
Da ward hier geleget der erste Stein.

Siehe Varnh. zu Knipsch. Corb. Chron., S. 150, Afg. rc.

orden sancti francisci, by an in iren stedden na derselben bullen anzofahen vnd zu bawen", unter der Bestimmung gestiftet, daß es nicht unmittelbar unter dem Papste stehen, sondern der Landesherrschaft Schutz und Obrigkeit unterworfen sein solle, und von dieser auch den Brüdern, wenn sie die "regelen der observantien nicht halden werden nach der forme vnd wise, vnd auch na vermoge vnd mhelde der pabistliche bullen, dar god vor sy" [1]), wieder genommen, verkauft, vergeben oder zu anderen geistlichen Zwecken gebraucht werden könne. Nachdem nun die evangelische Lehre in Corbach zu predigen angefangen war, gingen die Ordensbrüder theils zu derselben über, theils verliessen sie ihre bisherige Behausung. Denjenigen, welche zurückgeblieben waren, wurde schon 1541 von den Grafen die Auflage gemacht, in ihrer Klosterkirche jeden Mittwochen eine Predigt über Luthers Katechismus zu halten. Im Jahre 1543 wurde ihnen aber das Betteln gänzlich untersagt, von der Stadt jedoch seitdem Sorge für ihre Unterhaltung getragen. Nachdem sie ausgestorben waren, nahm 1566 Burgemeister und Rath das Kloster mit den darin gefundenen Briefen und Büchern [2],) Schlüsseln und Siegeln in

---

1) S. Fundatio des Klosters, im Stadtarchive zu Corbach.

2) Vergl. Varnh. Erste Einf. u. s. w., S. 19. Ein altes Stadtbuch, im J. 1689 gesammelt durch G. Engelhard, Nro. 99., sagt: "1566 haben Burgemeister vnd Rath das Closter zuerst eingenommen". Auch heißt's dort unter dem Jahre. 1608: "Im Closter boyer der liberei gedecket."

Besitz, erhielt es in Bau und Besserung, und benutzte es seit 1570 [1]) zum Locale der Stadtschule, bis 1579 das Gymnasium förmlich hinein verlegt wurde.

Im Laufe der Zeit indessen ward das Klostergebäude, das in zwei Stockwerken nicht nur acht Classen des Gymnasiums und ein großes Auditorium, sondern auch die Wohnung des Rectors und Conrectors enthielt, so baufällig geworden, daß man allen Ernstes auf Herstellung eines neuen Schulgebäudes Bedacht nehmen mußte. Unter dem Fürsten Carl August Friedrich (reg. v. 1728—1763) war daher, seit dem Jahre 1756, der Anfang damit gemacht worden, theilweise das große Kirchengebäude zu einem neuen Schulgebäude mit 6 Classen und zu den Wohnungen für die oberen Lehrer einzurichten; allein zumeist die Unruhen und Wirren des siebenjährigen Krieges, der auch unser Vaterland, besonders seit 1759, verheerend heimsuchte, ließen das begonnene Werk nicht fortsetzen, geschweige denn zum Ende bringen. Man mußte sich darum noch mit dem alten Locale, das von Tage zu Tage gebrechlicher und durch die Kriegsunruhen „völlig spoliiret und beinahe zu einer Wüstenei gemacht war“ [2]), so gut es eben gehen wollte, behelfen, bis daß Theile des-

1) S. Gräffliche Waldeckische Ehrenrettung, S. 142.

2) Vergl. Bericht des Prorectors Speirmann an Fürstl. Reg. v. 14. Oct. 1761, und Schreiben an die Fürstin Christiane v. 1sten Juni 1764. Schularchiv.

selben einstürzten und es ohne Lebensgefahr nicht mehr zu benutzen war. Die Lehrer mußten hierauf mehre Jahre hindurch, von 1768 an, die Schule in ihren eigenen Wohnungen halten, was allerdings mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden war [1]).

Nach dem 1768 erfolgten Tode des Rectors Engelhard wurde D. Samuel Winterberg, der mehre Jahre hindurch als Pfarrer in Neukirchen gewirkt hatte, an die Spitze des Gymnasiums zu Corbach gestellt. Er, ein Mann noch in der Kraft seiner Jahre, mit eiserner Festigkeit und von dem besten Willen beseelt, die tief gesunkene Anstalt wieder zu ihrem früheren Glanz zu erheben, brachte es durch seine Bemühungen dahin, daß am 31. Juli 1770, unter dem für das Wiederaufblühen und Gedeihen unserer Schule eifrigst besorgten Fürst Friedrich (reg., nach der vormundschaftlichen Regierung seiner Mutter v. 1763—66, von 1766—1812), der Grundstein zu dem jetzigen massiven Schulgebäude, im Beisein des Fürstl. Commissarius und Scholarchen Regie-

1) Vergl. das Prcgramm des Conrectors Rangen v. 1770, S. 33. „Alterthum, Krieg und andere Umstände haben es (das Kloster) seit einiger Zeit zu dieser Absicht unfähig gemacht, so daß jezzo jeder Lehrer in seiner eigenen Wohnung seine Klasse unterrichten muß. Es geschieht dieses ohne einigen Nachtheil des Gymnasii. Nur vor die Lehrer ist es wegen Mangel des Raums und vor den Herrn Rektor wegen der Aufsicht beschwerlicher. Gewissenhafte Lehrer sind nicht niederträchtig genug, eine Gelegenheit zu benuzzen, die ihnen gegeben wird, ihr Amt treulos zu versehen".

rungsrath Hagenbusch, feierlichst gelegt wurde [1]. Die Standrede hielt der Superintendent und Scholarch Joh. Chr. Schumachers [2].

Das neue Schulgebäude, wahrscheinlich erst seit dem Jahre 1774 oder 1775 zum öffentlichen Unterrichte benutzt, zwei Stockwerke hoch, 147 Fuß in die Länge, 36½ in die Breite enthaltend, gereicht nicht nur unserer Stadt zur Zierde, sondern wird auch noch Jahrhunderte hindurch ein redendes Denkmal der väterlichen Fürsorge des Fürsten Friedrich für das Glück und die Wohlfahrt seines Landes abgeben, da in der That wol wenige Schulanstalten in jenen Jahren eines so schönen Gebäudes sich erfreuten. Über dem Haupteingange sind die Worte eingegraben:

FRIDERICUS
WALDECIAE PRINCEPS
RESTITUIT
ANNO MDCCLXXIII.

Dem Eintretenden rechts ist die Quarta, mit 2 Fenstern in der Fronte. Ein lichter Gang um diese Classe und die in's obere Stockwerk leitende Treppe führt nicht nur in die Quinta, die gleichfalls durch 2 Fenster, die nach vorn herausgehen, hinlänglich

1) Der Baumeister war der Major und F. W. Landbaumeister Kritz. Die Kosten des Neubaus trug großentheils die Landschaft; doch auch die Stadt Corbach gab etwas Bedeutendes.

2) Sie ist gedruckt in: Historische Beiträge zur Geschichte des Fürstlichen Gymnasiums zu Corbach. Von Joh. Chr. Freybe. Progr. v. 1809.

Licht erhält, sondern auch in die Sexta, welche die ganze Breite des Gebäudes einnimmt, und mit 3 Fenstern, einem in der Fronte und zweien nach der Seite, in den Garten gehenden, versehen ist. Die Tertia, mit 2 Fenstern in der Fronte, liegt dem Eintretenden gleich zur linken Seite. Ein, freilich ziemlich düsterer Gang führt um sie herum zur Wohnung des Pedellen und zu der Secunda, welche etwa die Hälfte von der Breite des ganzen Gebäudes ausmacht, während der übrige, nach vorn hinausgehende Raum, zu einem Carcer für die Schüler der oberen Classen bisher gebraucht worden ist. Die Secunda erhält durch 2, in den Garten gehende Fenster ihr Licht. Über der Tertia und der Wohnung des Pedellen findet sich im oberen Stocke ein schöner, 51 Fuß langer, 20 F. breiter und 11 F. hoher, jedoch nicht heizbarer Saal, für die Schulfeierlichkeiten bestimmt. Sein Licht bekommt er durch 4 Fenster in der Fronte. Ein Kronleuchter in der Mitte und mehre Wandleuchter, durch freiwillige Beiträge der Lehrer und Schüler beschafft, vermitteln den Gebrauch zur Abendzeit. Ihm gegenüber, über der Quarta, liegt die Prima, die jedoch im Sommer für die Schüler der zweiten Classe, die sehr unfreundlich ist, benutzt wird, währenddem die der ersten das Auditorium in Besitz nehmen [1]).

---

1) Seit Herbst 1837 ist die I. zur Rectorwohnung genommen, der I. aber die Stube über II. eingeräumt worden.

Der übrige Raum im oberen Stockwerke und das ganze Nebengebäude, das ursprünglich für den zweiten Lehrer am Gymnasium bestimmt, nachgehends aber nicht ausgebaut war, dient jetzt zur Amtswohnung des Rectors.

I. hat $20\frac{1}{2}$ F. Länge, 20 F. Breite, 11 F. Höhe; II. 175 F. Länge, $17\frac{1}{2}$ F. Breite, $11\frac{1}{2}$ F. Höhe; III. 20 F. Länge, IV. 21, V. 20; Höhe und Breite der III., IV. und V. ist mit II. gleich; VI. hat aber 30 F. Länge und 16 F. Breite.

Keine Classe ist bislang, was viel zur Freundlichkeit derselben beitragen und mit geringem Kostenaufwande verknüpft sein würde, tapezirt, nur das Auditorium ist gemalt worden. An Ausschmückung mit zweckmäßigen Büsten, Kupferstichen u. dgl. ist eben so wenig bis jetzt zu denken gewesen.

Nur in den zwei obersten Classen finden sich Catheder für die Lehrer, in den übrigen vertreten Stühle ihre Stelle. In allen sind die nöthigen Tische und Bänke für die Schüler, jedoch im ganz rohen Gewande. Mit lichter Ölfarbe angestrichene Subsellien, die nach der Größe der Schüler eingerichtet, und, der Bequemlichkeit und Sauberkeit wegen, mit in ihnen befestigten Dintenfässern versehen sein müßten, wären ohne Zweifel bei weitem wünschenswerther, auch gewiß nicht in gleichem Grade, wie die jetzigen Tische, der Zerstörung und Verstümmelung ausgesetzt. Übrigens hat jede Classe noch eine oder zwei schwarz

angestrichene Tafeln, mit und ohne Linien, und die nöthigen Kreidebehälter.

Hat ein Schüler aus Muthwillen oder bösem Sinne etwas beschädigt oder zerbrochen, so muß er es wieder in den vorigen Stand setzen; kann der Thäter nicht erkündigt werden, so haftet die ganze Classe, in der etwas zerstört worden ist, für den Schaden.

Das neue Gebäude kann durch mehre Einkünfte, die ihm zu dem Ende zu Theil geworden sind, in Bau und Besserung erhalten werden. Aus der Arolser Amtscasse fließen ihm hierzu jährlich 25 Rthlr. g. G. zu; andere hat es durch Vermächtnisse. Einmal durch Schenkung eines Theiles der Einkünfte der mit Wellen verbundenen lutherischen Gemeinde zu Züschen, welche der Hochselige Fürst Friedrich durch eine Schenkungsurkunde vom 21. Nov. 1808 dem „Gymnasio zu Corbach als einen Beweis Seiner landesväterlichen Vorsorge für dessen ferneres Wiederaufblühn, als unveräußerliches Eigenthum und zu nützlicher Verwendung in Gnaden“ vermachte und übergab. Dieser Theil sollte jährlich 65 Rthlr. 5 gl. 3 pf. betragen, hat aber bisher diese Summe nicht erreicht. Sodann hat die Schulbaucasse ein Vermächtniß durch den in Corbach verstorbenen Fürstl. Wald. Stallmeister Joh. Friedrich Schwellenberg. Es bestehet in einem Capitale von 400 Rthlr., dessen Zinsen, laut Testaments v. 9. Dec. 1811, „zur

Unterhaltung des Schulgebäudes und dessen Pertinenzien" angewandt werden sollen. Endlich vermachte der am 2. Juli 1814 verstorbene Fürstl. Waldeck. Regierungs-Präsident von Zerbst "an das Gymnasium zu Corbach Zweihundert Thaler guten Geldes, welche gleichfalls zu ständigen Capitalien stehen bleiben und wovon die Zinsen zu den nöthigen Bauten des genannten Gymnasii verwendet werden sollen."

III. Zweck des Gymnasiums.

Der Zweck unseres Gymnasiums ist in dem Lehrplane desselben vom Jahre 1830 ausgesprochen. Die Landesschule zu Corbach, heißt es gleich zu Anfange desselben, hat zum Zweck, eine gründliche und vollständige Gymnasialbildung bei den ihr anvertraueten Jünglingen zu vermitteln. Dieser Zweck schließt mithin jede unmittelbare Vorbereitung auf eine bestimmte Lebensart oder auf irgend einen besonderen bürrgelichen Beruf völlig aus und die Schule nimmt nur dasjenige in den Kreis ihrer Bildungsmittel auf, was die höhere Entwickelung der reinen Menschennatur, was die allseitige Weckung und Übung der gesammten Geisteskräfte, was Humanität im edelsten Sinne zu fördern vorzüglich geeignet ist. Ohne daher der Wichtigkeit und dem Nutzen der sogenannten Real-Wissenschaften im Geringsten zu nahe zu treten, legt das Gymnasium denselben als für seinen Zweck berechneten allgemein geistigen Bildungsmitteln doch

nur einen untergeordneten Werth bei, indem es theils einen umfassenden Unterricht in diesen Disciplinen denjenigen Lehranstalten überläßt, welche hauptsächlich eine reale Bildung und eine Vorbereitung für Beschäftigungen und Gewerbe des bürgerlichen Lebens erzielen wollen, als höheren Bürgerschulen, Gewerbs- und Handlungsschulen u. dgl., theils aber diejenigen, welche diese Studien in ihrer höheren Wissenschaftlichkeit betreiben wollen, auf die Universität hinweis't. — Ist dies und soll dies der eigentliche Zweck unseres Gymnasiums sein, so hat es bisjetzt nichtsdestoweniger auch solche Individuen in seine unteren Classen aufnehmen müssen, welche, ohne späterhin einem besonderen Zweige menschlicher Wissenschaft auf der Universität sich hingeben zu wollen, entweder sofort nach ihrem Austritte aus der Schule in's bürgerliche Leben treten, oder zur Erlernung irgend eines höheren Gewerbes sich wenden. Aber nur bis zur dritten Classe einschließlich sind Solche bisher, auf den Wunsch der Eltern oder Vormünder, von der Erlernung der alten Sprachen frei gesprochen worden, und in die oberen Classen können sie nicht mehr hinaufrücken. Freilich sind die ungemein großen Nachtheile, welche diese Verbindung unseres Gymnasiums mit der höheren Bürgerschule in den unteren Classen für diejenigen Schüler derselben, welche sich demnächst dem eigentlichen Studium widmen wollen, stets wahrgenommen worden, und man ist daher bemüht gewesen, soviel

möglich, durch zweckmäßige Einrichtungen diese Nachtheile mehr und mehr abzuwehren und sie gänzlich zu verbannen. Durchgängig indessen, das ist nicht zu leugnen, können sie nur erst dann für unser Gymnasium aufhören, wenn eine oder mehre sogenannte Realclassen gebildet sein werden, wozu freilich die Anstellung eines oder zweier Lehrer nöthig sein würde.

IV. Behörden.

Wie jeder Classenlehrer zunächst seine Classe vertritt, so vertritt zunächst der Rector die ganze Anstalt, ist nächster Vorgesetzter sämmtlicher Lehrer und Vorsitzer in den angeordneten Lehrer-Conferenzen. Die nächste Behörde über ihm bildet das jetzt aus einem juristischen, dem Geistlichen der Stadt Corbach und dem Rector bestehende Ephorat oder Schuldirectorium [1]), dessen Bestimmung im Allgemeinen

1) Gleich bei der Gründung der Schule war schon an die Errichtung des Scholarchates gedacht worden. „Wie denn auch, zu Bestätigung dessen alles, zwey vom Adel, als Scholarchae, von wegen der Ritterschaft, deßgleichen, (als Ich mich nicht anders weiß zu erinnern,) der Rath zu Corbach von wegen der Städte, gleich Anfangs zeitlich zu Verwaltung solcher Schulen benennet, erwählet und gezogen", sagt Werner Crispinus in einem Schreiben an den Grafen Josias v. 25. Nov. 1587. Auch unterschreibt am 18. Febr. 1578 die Bericher Oekonomierechnung Anton Zeddesaltz wegen der Ritterschaft, und Ulrich Leußman wegen der Städte Corbach. Dem ersten Examen, Michaelis 1579, mußte, auf Befehl des Grafen Günther, Zacharias Vietor, Prediger in Corbach, beiwohnen. S. Schreiben des Grafen Günther v. 11. Sept.

darin bestehet, „daß es die nächste höhere Aufsicht über das Gymnasium führe, auf die Beibehaltung seiner organischen Verfassung, wie sie bisher bestanden hat, oder fernerhin festgesetzt werden wird, wache, für den Befolg der Schulgesetze Sorge trage und überhaupt den Flor der Anstalt, in so weit es durch fortwährende Aufmerksamkeit, durch wohlwollendes Hinweisen auf etwaige Fehler und Mängel, durch Ermahnung, Rath und Vorschläge zu Verbesserungen geschehen kann, gewissenhaft zu befördern suche" [1]. Die Schuldirection ist die vermittelnde Behörde zwischen der Schule und den Fürstlichen Commissarien, d. h. den Mitgliedern des Fürstl. Consistoriums, welchen von diesem Collegium die besondere Überwachung und Leitung der Angelegenheiten des Gymnasiums übertragen ist, welche in diesen Angelegenheiten dem Collegium referiren, die Examina besuchen u. s. w. [2],

---

1579. Auf einem, am 19. April 1589 zu Mengeringhausen gehaltenen Deputations-Tage wurde zum Oberscholarchen der drei Waldeckischen Schulen Otto von Wolmeringhausen, zu Unterscholarchen der Schule zu Corbach aber der Burgemeister Ditmar Münch und der Pfarrer Melchier Lycaula vorgeschlagen. Und in einem Schreiben des Burgemeisters und Raths zu Corbach v. 24. Dez. 1593 an den Grafen Franz, kommen die „verordneten Scholarchen Burgemeister Ditmar München vndt Melchior Lycaula" vor. (S. Brief in der Registratur zu Corb.)

1) S. die Verordnung für die Vorgesetzten und Lehrer des Fürstl. Landesgymnasiums zu Corbach, v. 31. März 1822.

2) Erster ständiger Schulcommissär war seit Herbst 1802 — 1809 der Fürstl. Wald. Regierungsrath Bunsen. Ihm folgte der

oder dem gesammten Consistorium. Letzteres erhält die Berichte über das Gymnasium, erläßt Verordnungen, ertheilt die Genehmigung zur Einführung von dem Lehrercollegium vorgeschlagener Lehrbücher, hat die halbjährliche Bestätigung des 4 Wochen vor Anfang eines neuen Halbjahres einzusendenden Lectionsplanes zu geben, beruft mit landesherrlicher Bestätigung die Lehrer, und wacht überhaupt und führt die Oberaufsicht über den gesammten Zustand der Anstalt.

V. Gegenwärtiges Lehrercollegium.

A. Ordentliche Lehrer.

Carl Weigel, Rector und Kirchenrath.
Theodor Schotte, Prorector und Bibliothekar.
Louis Curtze, Conrector.
Carl Curtze, Subconrector.
Adolph Hahn, Collaborator.
Heinrich Hahn, Musikdirector.

B. Außerordentliche Lehrer.

Ferdinand v. Rheins, Lehrer der Mathematik und franz. Sprache.
Jean Maraite, Lehrer der franz. Sprache.

Geh. Reg. Rath Schumacher bis Michaelis 1829. Seit diesem Jahre wechselten mit dem Besuche der Examina die Herrn: Geh. Reg. Rath Hagemann, Geh. Justizrath Klapp, Consistorialrath Steinmetz und Justizrath von Stockhausen, welcher letztere mit dem Herrn Hofprediger Steinmetz jetzt wieder ständiger Commissarius unserer Schule geworden ist.

Biographisches.

Carl Friedrich Weigel, Sohn des Hof- und Regierungsbuchdruckers Johann Jacob Weigel, wurde am 18. Mai 1783 in Mengeringhausen geboren. Seine erste Bildung erhielt er in der Stadtschule daselbst vom damaligen Rector Lorenz. Seit Ostern 1800 besuchte er als Schüler der ersten Classe das Gymnasium zu Corbach 1½ Jahr lang, und hatte zu Lehrern den Rector Strube, den Conrector Winterberg und den Collaborator Freybe, bezog aber Herbst 1801 die lateinische Schule des Waisenhauses zu Halle, deren Rector damals Dr. Dieck war. Von dieser begab er sich unmittelbar auf die Universität Halle, und besuchte die Vorlesungen von Knapp, Niemeyer, Wolf, Schütz, Maaß, Eberhard u. A. Nach seiner Zurückkunft in's Vaterland wurde er unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, dann Instructor der Kinder des Prinzen und nachmaligen Fürsten Georgs zu Waldeck und Pyrmont, und lebte als solcher in Pyrmont. Im Frühjahr 1814 erhielt er die Pfarrstelle an der Kirche St. Nicolai zu Corbach, wurde Mitglied des Schuldirectoriums und ertheilte von Mich. 1821 den beiden oberen Classen des Gymnasiums in 11 wöchentlichen Stunden Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache. Nach dem im Herbste 1832 erfolgten Abgange des nun verstorbenen Kirchen-Inspectors Freybe von Corbach nach Pyrmont wurde er

Kirchen-Inspector des südlichen Conventes der Diöcese des Eisenberges, und Michael 1833 übertrug man ihm höheren Ortes provisorisch die Rectorats-Geschäfte des kränklich gewordenen Rectors Dr. theol. Strube. Nach dem Tode des Letzteren wurde er am 23. Febr. 1837 definitiv zum Rector des Gymnasiums ernannt, begann als solcher am 3. April, und erhielt am 16. März den Rang und Titel Kirchenrath verliehen.

Im Drucke sind von ihm erschienen: Predigten von Carl Friedrich Weigel. Arolsen, in der Speyer'schen Buchhandlung. 1830. (400 S. in 8.)

Theodor Hermann Schotte, ältester Sohn des noch in Wethen, einem unweit Arolsen liegenden Dorfe, lebenden Pfarrers und Kirchen-Inspectors Wilhelm Schotte, ist daselbst am 4. Juli 1801 geboren. Die erste Erziehung und Bildung verdankt er seinem Vater, der zugleich mit der seiner Kinder die einer Anzahl ihm anvertrauter Zöglinge mit der treuesten Sorgfalt bethätigte. Im Herbste des Jahres 1816 wurde er in die zweite Classe des Gymnasiums zu Corbach aufgenommen, und genoß in dieser und der ersten Classe den Unterricht des Rectors Strube, Pror. Freybe, Conr. Hartwig, Subc. Waldeck und J. Maraite. Ostern 1820 bezog er die Universität Göttingen, und benutzte dort die Vorlesungen von Planck, Vater und Sohn, Stäudlin, Eichhorn, Pott und Trefurt, Schulze und Bouterwek, Dissen, Mit-

scherlich und Müller, Heeren, Blumenbach, Mayer und Thibaut. 1822, im Herbste, begab er sich nach Halle, um dort Niemeyer, Gesenius, Wegscheider, Marks und Thilo, Gruber und Reisig zu hören, kehrte darauf Michael 1823, nach einer längeren Reise durch einen Theil Deutschlands, in seine Heimath zurück, und wurde nach einem vor Fürstl. Wald. Consist. bestandenen Tentamen unter die Zahl der Candidaten der Theologie aufgenommen. Vom Frühjahr 1824 bis zum Herbste 1826 wirkte er als Lehrer und Erzieher in Eilhausen, folgte dann einem Rufe als Collaborator an die fünfte Lehrerstelle des Gymnasiums zu Corbach, wurde Ostern 1828 Subconrector, Ostern 1830 Conrector und Michael 1832 Prorector an demselben. Daneben wurde ihm 1830 das Diaconat zu Corbach, so wie das Pfarramt zu Lengefeld und Lelbach mit übertragen.

Dem Druck übergab er folgende Schulprogramme:

1. De teneris jam animis religione imbuendis quaedam praefatus est T. H. Schotte. Mengeringhusae, litt. Weigelii. 1828. (16 S. in 8.)
2. De re gymnastica a literarum studiosis non negligenda. Programma, quo invitat Th. H. Schotte. Meng., litt. Weig. 1830. (15 S. in 8.)
3. De certis quibusdam finibus scholasticae institutioni sapienter reservandis. Programma, quo invitat Th. H. Schotte. Meng. typis Weig. 1832. (16 S. in 8.)

4. Einige Gedanken über Maturitätsprüfungen auf Gymnasien. Von Th. H. Schotte. Mengeringhausen, mit Weigel'schen Lettern. 1835. (16 S. in 8.)

Louis Friedrich Christian Curtze ist am 14. Januar 1807 zu Corbach, wo sein Vater, Christian Ludwig Curtze, damals als Conrector am Gymnasium stand, geboren. Nur etwas über zwei Jahre, von Ostern 1813 an, besuchte er die fünfte Classe des Gymnasiums, deren Lehrer damals der Collaborator Waldeck war, und genoß dann mehre Jahre lang blos den Privatunterricht seines Vaters, der zu Pfingsten 1815 die Verwaltung des Pfarramts zu Berndorf, einem Dorfe in der Nähe von Corbach, angetreten hatte. Seit Ostern 1818 besuchte er wieder, nach der 3ten Classe des Gymnasiums versetzt, 3 Sommer hindurch täglich 1 Stunde weit nach Corbach wandernd, den Unterricht des Conrectors Hartwig und Subconrectors Waldeck, jedoch nur den in den Vormittagsstunden ertheilten, da der Nachmittag wieder zu Hause zugebracht wurde. Den Winter setzte der Vater den begonnenen Unterricht in Wissenschaften und Fertigkeiten fort, und nur 2mal wöchentlich wurde nach Corbach gegangen, um Musikunterricht zu nehmen. Vom Frühjahr 1821 indessen verblieb er die Woche über in Corbach, nur Sonnabends in's Vaterhaus zurückkehrend. Nachdem er, wie es dem Vater schien, genügende Vorbildung zum

Besuche einer Universität unter Leitung des Subconr. Schuchard, Conr. Waldeck, Pror. Freybe, Rectors Strube, jetzigen Kirchenraths Weigel und J. Maraite erlangt hatte, verließ er, obwol jetzt schon nur ungern, Ostern 1825 die Schule, um auf der Universität Göttingen seine Studien zu vollenden. Erst ein halbes Jahr hatte er auf ihr verweilt, als er in den Ferien seinen Vater durch einen frühen Tod sich entrissen sah. In Göttingen besuchte er die Vorlesungen von Planck, Stäudlin, Pott, Ewald, Saalfeld, Heeren, Hoek, Schulze, Bouterwek, Müller, Dissen, Mayer, trat nach einem im Frühjahre 1827 bestandenen Tentamen in die Reihe der Candidaten der Theologie, machte eine Reise durch einen Theil des nördlichen Deutschlands, und kehrte nun noch auf ein Jahr zur Universität zurück, um sich besonders noch mit den Schulwissenschaften zu beschäftigen. Noch in Göttingen seiend erhielt er ganz unvermuthet den Ruf als Collaborator an das Gymnasium zu Corbach, nahm ihn an, und trat Ostern 1828 in seinen neuen Wirkungskreis ein, ward Ostern 1830 an die 4te, und Michaelis 1832 an die 3te Lehrerstelle befördert. Im Herbste 1832 wurde er zugleich Diaconus in Corbach und Pfarrer in Lengefeld und Lelbach.

Im Druck erschien von ihm:

1. De similitudinibus Homericis. P. I. Mengeringh., literis Weigelii. 1830. (20 S. in 8.) Ein Schulprogramm.

2. De vita Lazari Schoneri, primi rectoris gymnasii Corbachiensis, exposuit L. Curtze. Meng., litt. Weig. 1832. (20 S. in 8.) Ein Schulprogramm.
3. Das Gymnasium zu Corbach. Vom Conr. Curtze, in Dr. Brauns und Dr. Theobalds Statistik der deutschen Gymnasien für das Jahr 1836. (Cassel 1837. S. 570—573.)
4. Fabula Niobes Thebanae ex fontibus exposita a L. Curtze. Meng., litt. Weigelii. 1836. (31 S. in 4.) Ein Schulprogramm.
5. Zur Erinnerung an J. Ch. Fr. Strube, Rector des Gymnasiums zu Corbach. Allen zu einer Strube'schen Stiftung wohlwollend Beitragenden von Louis Curtze. Meng., 1837. (S. 24 in 8.)
6. Aufsätze in der Waldeck. gemeinn. Zeitschrift.

Carl Wilhelm Heinrich Curtze, Zwillingsbruder des vorhergehenden, hatte mit demselben gleichen Bildungsgang. Als er im Frühjahre 1828 Göttingen verlassen hatte, wurde er Hauslehrer in Carlshafen, mußte aber schon im Herbste diese Stellung wieder aufgeben, um seinen Bruder, der fast den ganzen Sommer hindurch wegen einer hartnäckigen Nervenkrankheit keinen Unterricht am Gymnasium hatte ertheilen können, im Wintersemester zu unterstützen, und wurde dann Ostern 1829 Erzieher und Hauslehrer in Pyrmont. Durch Kränklichkeit wurde er genöthigt, auch diese Stelle wieder aufzugeben,

und nahm nachgehends eine andere in Waldeck an, die er verließ, um Neujahr 1831 die Lehrerstelle an der 5ten Classe des Gymnasiums zu Corbach anzutreten, von der er Michaelis 1832 an die 4te versetzt wurde. Im Herbste desselben Jahres wurde er, nach bestandenem examen rigorosum, zugleich mit seinem Bruder ordinirt, um diesen im Pfarramte behülflich sein zu können.

Gedruckt erschien von ihm:

1. Andeutungen über einige Gegenstände des höheren Schulwesens. Einladungsschrift zu den Prüfungen mit den Zöglingen des Gymnasiums zu Corbach. Mengeringhausen, mit Weigel'schen Lettern. 1833. (24 S. in 4.)
2. Worte der Liebe und Verehrung an Herrn Kirchen-Inspector C. H. Cranz gerichtet zur Feier des 21. Juli 1837 von Carl Curtze. Ein Festgedicht in Herametern. (S. 8 in 4.)
3. Unterrichtsplan für Dorfschulen und niedere Stadtschulen, auf die gegenwärtigen Bedürfnisse des waldeckischen Volksschulwesens berechnet. Von Carl Curtze. Zum Besten der Schullehrer-Witwenkasse. Meng., gedruckt bei Weigel. 1837. (80 S. in 8.)
4. Aufsätze in der Wald. gemeinn. Zeitschrift.

Carl Adolph Theodor Hahn, zweiter Sohn des Musikdirectors H. Hahn, wurde in Corbach am 6. October 1810 geboren. Seine Schulbildung erhielt er im Gymnasium seiner Vaterstadt, welches

er von Ostern 1818 bis Ostern 1829 durch alle Classen besuchte. Seine Lehrer waren der Collaborator Heiner, Subconr. Schuchard, Conr. Waldeck, Prorector Freybe, Rector Strube, jetziger Kirchenrath Weigel, Collaborator Schotte und J. Maraite. Im Frühjahre 1829 bezog er die Universität Marburg, um dem Studium der Theologie sich zu widmen, besuchte auf ihr 1 Jahr lang die Vorlesungen von Justi, Hupfeld, Scheffer, Rehm, Suabedissen, und ging dann nach Jena, um Schott, Baumgarten-Crusius, Hoffmann, Hase, Schwarz, Luden und Scheidler zu hören. Nach seiner Zurückkunft im Herbst 1831 wurde er, nach bestandenem Tentamen, unter die Zahl der Candidaten der Theologie aufgenommen, erhielt darauf Ostern 1832 die Hülfslehrerstelle am Gymnasium zu Corbach, und Michaelis desselben Jahres die ordentliche Lehrerstelle an der fünften Classe daselbst.

Dem Drucke übergab er:

De accentibus linguae Hebraicae quaedam scrips. A. Hahn. Mengeringh., in officina Weigeliana. 1834. (24 S. in 8.)

Johann Heinrich Hahn ist geboren am 22. Mai 1781 zu Haßleben, einem Flecken damals im Schwarzburg-Sondershausischen, jetzt im Großherzögl. Weimarischen gelegen, wurde bis in sein 10tes Jahr von seinem Großvater in Grüningen erzogen, unterrichtet vom Pfarrer Höfichen und in der Musik vom

Cantor C. Kegel. Von seinem 11. Jahre bis zur Confirmation besuchte er die Stadtschule zu Greußen unter dem Cantor von Ende, kam darauf Ostern 1796 nach Erfurt, besuchte hier 1 Jahr lang die dritte Classe des Gymnasiums, wo er den Unterricht in alten und neuen Sprachen mit benutzte, und ging dann noch 3½ J. in das dortige Seminar. Seine Lehrer waren in diesem der Director Bellermann, Professor Ritschl, Hermann, Petri, Hopfensack und Müller. In der Musik waren der Musikdirector Fischer, ein Schüler des berühmten Kittel, und der bekannte Musikdirector Peter Weimar seine Lehrer. Im Sept. 1800 verließ er diese Anstalt, um am Gymnasium zu Corbach die 6te Lehrerstelle zu übernehmen. 1823 im Mai erhielt er den Titel Musikdirector verliehen.

Ferdinand von Rheins ist am 2. August 1788 in Arolsen geboren. Er besuchte zuerst das reformirte Gymnasium zu Manheim unter dem Rector Weikum, dann das Pädagogium zu Gießen, unter den Pädagogiarchen Roos, Snell und Schaumann. Nach beendigten Gymnasial-Studien bezog er die Universität am letzt genannten Orte, und studirte Kameralwissenschaften, Mathematik und Baukunst, unter Crome, Walther, Schmidt, Kämmerer und Sonnemann. Späterhin trat er in Fürstl. Waldeckische Militairdienste, und ertheilt, mit einer geringen Unterbrechung, seit Ostern 1830 am Gymnasium zu

Corbach den Unterricht in der französischen Sprache, in der Mathematik und im Zeichnen.

Auss. in der Wald. gemeinn. Zeitschrift.

Jean Godefroid Maraite. Er ist geboren zu Malmedy, jetzt im Regierungsbezirke Achen gelegen, am 11. Mai 1771. Sein Vater war Hubertus Maraite, ein Weinhändler. Seine erste Bildung wurde ihm in der Stadtschule seines Geburtsortes zu Theil, darauf im Collegium zu Stablo, wo Backes, Denis und Despase seine Lehrer waren. Dieses Collegium verließ er aber, weil sich ihm Gelegenheit darbot, seine Studien in Malmedy fortsetzen zu können. Hier hörte er nun einen philosophischen und theologischen Lehrcursus in der Benedictiner-Abtei bei Paulus dü Mont, theol. prof., und wurde, nachdem sich auch hier die Dinge geändert hatten, 2 Jahre lang Munizipalitäts-Secretär. Diese Stellung sah er sich genöthigt zu verlassen, als er zur Conscription gezogen werden sollte, und ging nach Deutschland herüber, im April 1801. Nachdem er etwa 1 Jahr lang in Hallenberg und dem benachbarten Bromskirchen durch Privatunterricht in der franz. Sprache seinen Unterhalt sich verschafft hatte, wurde er, vom Pfarrer Brumhard in Bromskirchen an den Conrector Winterberg empfohlen, auf des Letzteren Verwendung im Herbst 1802 als französischer Sprachlehrer am Gymnasium zu Corbach angestellt.

Fortsetzung folgt.

Das Waldeckische als Scheidepunkt.

Schon oft ist es mir vorgekommen, als bilde das Waldeckische einen durch die Mannigfaltigkeit seiner Beziehungen höchst auffallenden Scheidepunkt, und zwar nicht für kleinliche, nur den nächsten Umgebungen wichtige, sondern für große, zum Theil ganz Deutschland betreffende Verhältnisse. Immer ist mir dieser Umstand bemerkenswerth erschienen, und da mir nicht bekannt ist, daß schon jemand darauf aufmerksam gemacht hat, so erlaube ich mir dieses in nachfolgenden Zeilen zu thun.

Der Gesichtspunkt, von welchem aus betrachtet das Waldeckische eine Scheide bildet, ist vierfach, orographisch, geognostisch, hydrographisch und linguistisch.

1. Orographisch.

Der große mitteldeutsche Gebirgszug, welcher von Ost nach West durch ganz Deutschland sich ziehet, zerfällt seiner Beschaffenheit nach in zwei von einander sehr verschiedene Theile. Der östliche bildet ausgezeichnete Gebirgsrücken, welche mehr oder weniger schroff nach beiden Seiten in weite Ebenen abfallen und sich gleich Mauern durch dieselben hindurchziehen, der westliche ein weit ausgedehntes, mit Thaleinschnit-

ten versehenes Hochland. Die Grenzlinie beider Theile geht durch das Waldeckische; ausdrücklich wird von Volger Arolsen als ein in dieselbe fallender Punkt aufgeführt. *)

2. Geognostisch.

Der westliche Theil des mitteldeutschen Gebirgszuges gehört größtentheils der Grauwackenbildung an. Dieselbe tritt in Frankreich in den Ardennen auf und erstreckt sich durch das niederländisch-rheinisch-westphälische Schiefergebirge bis in die Mitte des Waldeckischen. Hier, am Rande, constituirt dieselbe, gleichsam um sich noch einmal geltend zu machen, ansehnliche Berge (Eisenberg, Flachskamp, Gelbe Stuk rc.) und verschwindet dann plötzlich. Andere Formationen treten nun auf, und der Wechsel derselben mit der Grauwackenbildung

---

*) Eigentlich gehören wohl alle waldeckischen Berge noch dem westlichen Hochlande an und die Scheidungslinie trifft ungefähr mit der waldeckisch-hessischen Grenze zusammen, so daß der Habichtswald in Hessen das erste Gebirge ist welches den Charakter der östlichen Gebirge an sich trägt. Eine nähere Darstellung der wald. Höhenzüge, sowohl im Zusammenhange mit dem mitteldeutschen Gebirgssysteme, als unter sich selbst, wäre gewiß von Interesse, besonders wenn dabei zugleich die Resultate von vorher angestellten Messungen der bedeutendsten Höhen angegeben würden; denn die in manchen Geographien mitgetheilten können auf Genauigkeit gewiß keine Ansprüche machen. Nur Schade, daß solche Höhenmessungen, wobei auf 20 Fuß schon soviel ankommt, mit großen Schwierigkeiten verbunden sind und ein jahrelanges genaues Beobachten des Barometers erfordern.

hat noch das Merkwürdige, daß es von dieser schnell zu weit jüngerem Gestein fort geht, indem nach derselben, mit Übergehung sowohl des Kohlengebirges als des alten rothen Sandsteins, sogleich der Zechstein folgt, welcher aber auch nach einem kurzen Erscheinen dem bunten Sandsteine schon wieder Platz macht. So liegt die Stadt Corbach auf dem Zechsteine; eine halbe Stunde westlich beginnt der bis nach Frankreich sich erstreckende Schieferzug, und eben so weit östlich das bis weit ins Hessische sich ziehende bunte Sandsteingebirge.

3. Hydographisch.

Die Gewässer des nordwestlichen Deutschlands bilden die Flußgebiete des Rheines und der Weser. Die Wasserscheide streicht über die westlichen waldeckischen Grenzgebirge, an deren östlichem Abhange die Diemel entspringt, welche dem Wesergebiet angehört, während die an dem westlichen Abhange derselben entspringende Ruhr schon dem Rheine zuströmt.

4. Linguistisch.

Der weit verbreitete germanische Sprachstamm zerfällt in zwei Hauptmundarten, die rauhere oberdeutsche in Süden, und die sanftere niederdeutsche in Norden. Beide Mundarten mögen in vielen Gegenden Deutschlands, wo sie sich begegneten, allmälig so viel von einander angenommen haben und so in einander übergegangen sein, daß eine Grenzlinie zwischen

beiden nicht überall genau gezogen werden kann. In anderen Gegenden ist dieses dagegen wieder möglich — und so begegnen sich denn auch in unserm Vaterlande diese beiden Schwestern und zwar jede noch mit der ihr angebornen Eigenthümlichkeit. Als Grenzlinie kann die Eder betrachtet werden; jedoch gehören das ganze Ederthal und auch die auf dem nördlichen Rande desselben liegenden Orte noch der oberdeutschen Mundart an.

Anmerkung.

Die dialektlische Verschiedenheit der Waldecker gründet sich auf die Stammesverschiedenheit derselben. Franken und Sachsen grenzten einst im Waldeckischen an einander und sind Stammväter der jetzigen Waldecker geworden. Da sich nun in ihnen die beiden von einander sehr verschiedenen deutschen Hauptstämme, der ober- und niederdeutsche, berührten, von denen jener das südliche, dieser das nördliche Deutchland in Besitz genommen hatte, so ließe sich hieraus wohl schließen, daß das Waldeckische überhaupt als Grenzpunkt der zwischen dem Süd- und Norddeutschen stattfindenden Verschiedenheit anzusehen sei. Dieser Schluß findet in der Wirklichkeit seine Bestätigung So scheint besonders das deutsche Temperament, welches im Süden erregbarer, heiterer, mittheilsamer, veränderlicher; dagegen im Norden ruhiger, gleichgültiger, zurückhaltender, beharrlicher ist, gerade im Waldeckischen seine Umgestaltung zu erhalten. Zu Marburg, wenige Stunden südlich vom Waldeckischen, finden wir noch den süddeutschen heitern, leichten Sinn; zu Paderborn, ebenso weit nördlich, begegnen wir schon dem ernsteren, kälteren Tone der Norddeutschen. Nach der Temperamentsverschiedenheit bilden sich nun weiter das gesellige Leben, Sitten und Gebräuche, die Kleidung, die Art der Vergnügungen u. s. w. Dieses jedoch in Beziehung auf unsern Zweck durchzuführen, würde schwierig und weitläuftig werden.

S—o.

Über den Höhrauch.

Es vergeht bei uns kaum ein Jahr, in welchem nicht einige durch jenen trockenen, übelriechenden Nebel getrübte Tage vorkommen, die wir unter dem Namen Höh- oder Höhenrauch (auch Heidrauch, Haar-, Heer-, Land-, Sonnenrauch, brouillard sec, dry fòg) kennen. Schwerlich möchte die Erscheinung dieses Höhrauchs im Jahre einmal vorübergehen, ohne daß nicht vielfach über das Wesen und die Entstehung dieses räthselhaften Phänomens geredet würde. Die Besprechung dieses noch nicht gehörig erschöpften Gegenstandes dürfte daher auch in diesen Blättern gerechtfertigt erscheinen.

Es ist noch nicht viel länger, als ein Jahrhundert, seit man über den Höhrauch wissenschaftliche Beobachtungen angestellt, oder vielmehr dessen Erscheinen in den wissenschaftlichen Jahrbüchern aufgezeichnet hat. Außer dem, was Theophanes von einem 526 stattgefundenen Nebel dieser Art erwähnt, haben die Alten uns keine Nachrichten von dergleichen Erscheinungen hinterlassen. Die ersten Beobachtungen über den Höhrauch machte man in den Jahren 1721, 1729, 1764, besonders in Frankreich; jedoch waren diese Jahre wegen des Höhrauchs bei Weitem nicht so

ausgezeichnet, als das Jahr 1783, wo man einen allgemeinen, höchst merkwürdigen Höhrauch beobachtete, der vom 24. Mai an nach heiterm Wetter in Kopenhagen, am 6. Juni in Rochelle, am 19. Juni in Franeker, am 22. Juni in Spydberga, am 23. auf dem St. Gotthard und in Ofen, am 24. in Stockholm, am 25. in Moskau und gegen Ende des Monats in Syrien zum Vorschein kam, ganz England, Holland, Frankreich, Deutschland, Italien, Norwegen, Schweden, Rußland, das adriatische und mittelländische Meer, sowie einen Theil Afrika's und Asiens und den atlantischen Ocean bis 50 Meilen weit von der Küste bedeckte und eine Höhe von 6 bis 10,000 Fuß erreichte. Die ganze Erscheinung war mit Windstille, oder schwachem Nordwind verbunden. Des Vasquiers wollte bemerken, daß dieser Höhrauch die Farbe der frisch gefärbten Kattune angriff; nach Beobachtungen in Neapel sollte derselbe Eisentheilchen absetzen; in Gröningen und Friesland wurde gefunden, daß derselbe das der Luft ausgesetzte Kupfer angreife. Nach Beobachtungen zu Brandey in England zündete in der Nacht des 20. Juli der Blitz diesen Nebel an, worauf er mit einem hellen und weißen Lichte ohne alles Geräusch gebrannt habe.

Die Gelehrten fast aller Länder widmeten dieser Erscheinung viel Aufmerksamkeit, und man hielt dieselbe bald für kosmischen Ursprungs (d. i. aus dem Weltraum in die Atmosphäre herabgestiegen), bald

für eine Wirkung der Elektricität auf die Luftfeuchtigkeit, bald für mineralisch-elektrische Erdausdünstungen, bald für fein zertheilte Meteorsteinmasse, und Manche erklärten sie aus den vulkanischen Erscheinungen des Jahrs 1783, wo außer dem Erdbeben in Kalabrien die isländischen Vulkane von Ende April bis August ungewöhnliche Mengen Rauch ausstießen.

Mag das Phänomen des Jahrs 1783 — wie uns am Einleuchtendsten ist — ein vulkanisches Erzeugniß sein, so hat man doch in neueren Zeiten öfters, fast jährlich, trockne Nebel beobachtet, deren Zusammenhang mit vulkanischen Ausbrüchen nicht nachgewiesen werden konnte und die uns nöthigen, andere Entstehungsursachen anzunehmen. Viele neuere Physiker (Brandes, Munke, Finke u. m. A.) leiten den Höhrauch aus Verbrennungsprocessen ab und glauben alle Zweifel dadurch zu beseitigen, wenn sie uns versichern, daß die vom Monat Mai an in Friesland stattfindenden Verbrennungen des moorichten Rasenbodens — ähnlich dem sogenannten Turben in Westphalen — in jenen Gegenden einen übelriechenden Nebel verbreiteten, welcher, durch den Nordwestwind uns zugeführt, die Erscheinung des Höhrauchs vollkommen hervorbringe.

So wie man überhaupt geneigt ist, für einmal aufgestellte Behauptungen mit Umgehung der für's Gegentheil redenden Argumente nur diejenigen Gründe

hervorzuheben und zu beleuchten, welche ausschließlich zu Gunsten der aufgestellten Behauptung lauten, so haben die zu jener Theorie sich Hinneigenden die vielfachen, höchst wichtigen Nebenerscheinungen, welche mit dem Höhrauch verbunden sind, fast ganz mit Stillschweigen übergangen, oder selbige doch nur oberflächlich gewürdigt. — Wir wollen es keineswegs in Abrede stellen, daß jenes Moorbrennen höhrauchartige Dämpfe meilenweit über kleine Landstriche verbreiten könne, aber wir sind weit entfernt, den Höhrauch im Allgemeinen und ausschließlich aus Verbrennungsprocessen abzuleiten. Überhaupt dürfte die Annahme einer einzigen Entstehungsursache unzureichend sein.

In unsern Gegenden zeigt sich der Höhrauch gewöhnlich unter zwei, sehr verschiedenen Umständen. Entweder tritt derselbe bei heißem Wetter, klaren Himmel und Windstille ein, oder bei trübem Himmel und kaltem Winde, vor oder nach Gewittern. Es pflegen sich in jenem Fall plötzlich Gewitterwolken am Himmel zusammenzuziehen und diejenige Schwüle einzutreten, die Gewittern in der Regel vorangeht. Alsdann erfolgt entweder Blitz und Donner, oder auch ohne diese Entladung zertheilen sich plötzlich die Wolken in einen feinen, bläulichen, brenzlichriechenden Nebel, der von oben herab die Luft erfüllt und erst nach dessen Entstehung tritt ein gelinder, kalter Wind ein. Oft wird dann durch das noch zum Ausbruch

kommende Gewitter dieser trockene Nebel wieder zusammengezogen zu Wolken und verschwindet unter Regen. In letzterm Fall trübt sich der Himmel nach heißem, heitern Wetter plötzlich ohne Gewittererscheinungen, kalte Nordwinde erheben sich und in kurzer Zeit ist die Luft mit Höhrauch angefüllt.

Augenscheinlich gehen daher in unserer Atmosphäre Veränderungen vor, von welchen das Phänomen des Höhrauchs eine nothwendige Folge sein muß. Nimmt man das Moorbrennen als einzige Ursache an, so würde als Hauptbedingung für die Erscheinung des Höhrauchs bei uns nur NWWind und trockene Luft gefordert werden müssen, und jene stets wiederkehrenden atmosphärische Erscheinungen wären ganz überflüssig. Berücksichtigt man außer diesen aber ferner, daß der Rauch von so vielen tausend Feuerstätten im unermeßlichen Aether spurlos verschwindet und ein Theil desselben sich mit den wässrigen Dünsten der Atmosphäre wieder niederschlägt, daß ferner um nur die Luft über einer Gegend von 300 □ Meilen etwa 2000 Fuß hoch mit Höhrauch zu erfüllen 345,600,000,000000 Kubikfuß Raum mit Dampf zu füllen sind, so erhellet, daß der Höhrauch aus Verbrennungen um so weniger hergeleitet werden kann, als die wenigen Rasenhaufen in Friesland schwerlich hinreichen möchten, ein so großes Luftvolumen mit Dämpfen zu erfüllen. Wahrscheinlich ist dann auch in den norddeutschen Gegenden der

Höhrauch nicht ausschließlich Folge des Moorbrennens, vielmehr dürfte auch dort diese Erscheinung meistens andern Ursprungs und vielleicht nur zuweilen mit Moordampf verbunden sein. Daß bei Erzeugung des Höhrauchs die Luftelektricität besonders im Spiele sei, scheint allen Beobachtungen nach außer Zweifel zu liegen, und viele berühmte Physiker neigen sich zu dieser Ansicht (La Lande, Maret, Castelli, Bertholon, Kästner, Wiegmann, Schön, von Hoff u. s. w.). Es entsteht hierbei nur die Frage, durch welchen Proceß die Elektricität den Wasserdunst zu trocknem Nebel umzuwandeln vermöge?

Da man während des Höhrauchs auffallende Elektricitätsmengen in der Luft nicht wahrnimmt, so haben manche Physiker schon hieraus jene Ansicht widerlegen wollen. Indessen kann die Elektricität, die dem Gewitterhöhrauch sicher vorangeht, durch die Wasserdünste und die Luft auf eine, uns unbemerkbare Weise gebunden und unserer Wahrnehmung entzogen werden, so wie dieselbe in andern Körpern schlummert und erst durch Reibung u. s. w. daraus hervorgerufen wird. Überhaupt dürften dann in dieser Hinsicht die bisherigen Beobachtungen noch nicht umfassend genug sein, um gegen jene Ansicht entschieden zu streiten. Vielleicht wird Feuchtigkeit und Luft durch die Elektricität in der Art zersetzt, daß das Wasserstoffgas der Dünste mit dem Stickstoffgas der Luft und dem elektrischen Stoff eine eigenthümliche Verbindung ein-

geht, welche jene Färbung nebst dem brenzlichen Geruch annimmt und die Elektricität der Beobachtung entzieht.

Es bedürfte eigentlich nur einiger gleichzeitigen Beobachtungen in jenen Gegenden, wo das Moorbrennen geschieht und in andern entfernteren, um jeden Zweifel über die Sache zu heben. Würde z. B. in einer gewissen Gegend von Friesland an einem gewissen Tage Rauch durch Moorbrennen erzeugt und zwar bei N. W. Wind und trockner Luft, so würde durch Beobachtungsstationen nach Südost hin bald ermittelt werden können, ob, in welcher Zeit und auf wie weit jener Moordampf eine höhrauchartige Erscheinung hervorzubringen vermöchte, während Höhraucherscheinüngen bei entgegengesetzten Winden und an Tagen, wo kein Moorbrennen statt gefunden, den deutlichsten Beweis liefern würden, daß dieses Phänomen einen andern Ursprung habe. Wird durch solche correspondirende Beobachtungen die Behauptung gerechtfertigt, daß der Höhrauch Folge von Verbrennungsprocessen sei, so wollen wir gern unsere Elektricitäts-Theorie fallen lassen. Da nun bei uns der Höhrauch eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist, so würden Freunde der Meteorologie sich vielleicht veranlasst finden, diesem Phänomen mit Berücksichtigung des Barometer- und Thermometerstandes künftig besondere Aufmerksamkeit zu schenken, um ihrerseits auch bei uns dazu beizutragen, daß man der Sache endlich

auf den Grund komme. Es besteht bereits in der Mark eine Gesellschaft meteorologischer Beobachter, die sich ein gleiches Ziel gesetzt hat und welcher die Mittheilung der hiesigen Beobachtungen von Interesse und Wichtigkeit sein würde. —

Wir ersuchen den Herrn Verf. des vorstehenden Aufsatzes, sich uns bei fernern Einsendungen, welche der Zeitschrift sehr willkommen sein werden, zu nennen, indem wir an die bereits in der Ankündigung ausgesprochenen Voraussetzungen erinnern. Unsererseits wird die Anonymität stets geachtet werden.

Die Redaction.

Das Amtsjubelfest des Herrn Kirchen-Inspector Cranz in Netze.

Der älteste unter den Geistlichen des waldeckischen Landes ist der wahrhaft ehrwürdige Kirchen-Inspector Cranz in Netze. Bereits im Jahre 1832 hatte er sein fünfzigstes Amtsjahr vollendet; aber nur in der Stille, im dankbaren Aufblick zu Gott und im Segen eines guten Bewußtseins, hatte er das Gedächtniß seines langen Wirkens im Weinberge des Herrn begangen. Wäre die Zeit seines Amtsantritts bekannt gewesen, so würden dem würdigen Manne gewiß schon damals freundliche Beweise von Theilnahme und Anerkennung gegeben worden sein.

Als sich aber die Kunde verbreitete, daß mit dem 21. Jul. 1837 volle 55 Jahre verflossen seien, seit der jetzt in seinem 79. Lebensjahre stehende und noch immer nach dem Maße der ihm von Gott erhaltenen Kraft seine Berufspflichten ohne einen Gehülfen erfüllende Greis ins geistliche Amt getreten, da fand auch allgemein bei seinen Amtsgenossen und Freunden der Gedanke Anklang, an dem genannten Tage das Amtsjubelfest des Seniors unseres geistlichen Ministeriums auf eine angemessene Weise zu feiern.

Es war der waldeckische Predigerverein, in dessen Mitte dieser Gedanke zuerst zur Sprache und nach

dessen Beschlusse er zur Ausführung kam. Im Auftrage dieses Vereins entwarfen einige Mitglieder desselben einen Plan zu der beabsichtigten Festfeier und übernahmen auch diesem Plane gemäß, da es gewünscht wurde, die Anordnung des Festes. Es waren dieses die Pfarrer Steinmetz in Sachsenhausen, Freybe in Waldeck und Gabert in Wildungen. Ein in Verbindung mit der Ortsgemeinde anzustellender öffentlicher Gottesdienst sollte den Mittelpunkt und ein gemeinsames frohes Mahl den Beschluß der Feier ausmachen. Bei letzterm sollte dem Jubelgreise im Namen seiner Freunde und Verehrer ein Ehrenbecher, in der Kirche aber von Seiten des waldeck. Predigervereins eine Prachtbibel überreicht werden.

Als der 21. Jul. sich näherte, wurde von den Festordnern sowohl zur Theilnahme am Feste selbst, als zur Unterzeichnung von Beiträgen zu dem Ehrengeschenke eingeladen. Von den Meisten, an die eine solche Einladung erging, wurde das Eine oder das Andere, von Vielen beides und nur von Wenigen, bei denen ein Interesse für die Sache zu erwarten stand, wurde keins von beiden zugesagt, weil ihnen der Sinn für eine solche Feier, wie die beabsichtigte war, fehlen mochte. Unterdessen hatte die Gemeinde Netze durch Wort und That ihre Freude darüber zu erkennen gegeben, daß ihrem vieljährigen treuen Seelsorger ein Ehrentag bereitet werden solle, und gern hatte Fürstl. Consistorium zu der kirchlichen Feier die

von der Gemeinde und von den Festordnern erbetene Genehmigung ertheilt.

So kam ein für alle Theilnehmer erhebendes und erfreuliches Fest zu Stande, welches schon um seiner Seltenheit willen einer ausführlichen Erwähnung in dieser Zeitschrift nicht unwerth erscheint. An eine kurze Beschreibung des Festes im Allgemeinen mag sich eine vollständige Darstellung der kirchlichen Feier, weil dieselbe hier und da lebhaftes Interesse erregt hat, anschließen, und endlich, zur Erläuterung der gehaltenen Reden, eine kurze Nachricht über die Lebensverhältnisse des Jubelgreises beigefügt werden.

I. Beschreibung des Jubelfestes.

Am 20. Jul., sowie in der Frühe des 21. wurde das Jubiläum, wie es bei hohen Festtagen in Netze gewöhnlich ist, eingeläutet. Am Vorabend um 7 Uhr wurde von der versammelten Schuljugend unter Leitung ihres Lehrers das Lied Num. 102 des Wald. Gesangbuchs vor dem Pfarrhause gesungen; in feierlicher Stille umgab die zahlreich versammelte Gemeinde den Chor der Schulkinder.

Am Morgen des festlichen Tages selbst wurde der Jubelgreis um 8 Uhr durch eine angemessene Festmusik begrüßt, mit bekanntem Kunstgeschick ausgeführt von den am Wildunger Brunnen engagirten Böhmischen Musikern.

Um 9 Uhr bezeigten die Schullehrer des Oberamts der Werbe dem Jubilarius ihre Theilnahme und Verehrung durch den mehrstimmigen Gesang eines Chorals folgenden Inhalts:

1. Rauschen gleich im Strom der Zeiten
Jahr' auf Jahre schnell dahin:
Wohl dem Treuen! sie bereiten
Sich zu Andrer Heil darin.
Gott, der das Gedeihen schafft,
Schirmt und stärkt die Lebenskraft,
Daß aus eifrig frommen Mühen
Freuden edler Art erblühen.

2. Darum Heil dem Jubelgreise,
Der voll Rührung rückwärts schaut;
Uns zum Segen, Gott zum Preise
Ward sein Amt ihm anvertraut.
Auch auf prüfungsvoller Bahn
Strebt' er, sich dem Ziel zu nah'n,
Wo nun mit verdienten Kronen
Lieb' und Dank ihm segnend lohnen.

3. Gott, dein weisheitsvolles Walten,
Das sich täglich still erneu't,
Hat den Theuern uns erhalten,
Der heut zwiefach dein sich freut.
Was er Gutes unternahm,
Was durch ihn zu Stande kam:
Er verdankt es deiner Güte
Mit lobpreisendem Gemüthe.

4. Wie mit reich belad'nen Zweigen
Sich ein Fruchtbaum niedersenkt:
So will der in Demuth schweigen,
Der die Laufbahn überdenkt.
Wir, des Mitgefühles voll,
Weih'n ihm treuer Wünsche Zoll:
Jeder seiner Greisentage
Bleibe fern von Harm und Plage.

Unterdessen hatten sich die auswärtigen Theilnehmer am Feste, unter welchen gegen 30 Geistliche waren, zahlreich eingefunden; einige waren auch Abends zuvor bereits angelangt. Herr Amtmann Hagemann hatte mit der freundlichsten Bereitwilligkeit mehrere zum Theil große Zimmer zur Versammlung der Ankommenden und zum Mittagsmahle eingeräumt, wo bei dem Gastwirth Schleiermacher von N. Wildungen die einer Erfrischung bedürftigen Ankömmlinge Befriedigung fanden. Freunde, welche sich bei dieser Veranlassung zusammenzufinden wohl kaum gehofft hatten, sah man sich hier mit herzlicher Freude bewillkommnen.

So kam die zur kirchlichen Feier des Tages bestimmte Zeit heran. Feierlich riefen um 11 Uhr die Glocken zum Gotteshause. Vom Pfarrhause aus ging der Festzug paarweise in folgender Ordnung zur Kirche:

1) Es eröffneten den Zug die Schullehrer des Werbe-Convents;

2) Auf sie folgten die anwesenden Geistlichen, so daß die jüngeren den ältern vorangingen, und die im vollen Ornate, Chorrock mit Barret, erschienenen den übrigen folgten, die bei der kirchlichen Feier fungirenden Geistlichen aber zuletzt gingen;
3) Der Jubilarius, geführt vom Hrn. Hofprediger Steinmetz in Arolsen und Hrn. Inspectorats-Verweser Pfarrer Steinmetz in Sachsenhausen;
4) Die Söhne und nächsten Verwandten des Jubelgreises;
5) Die Beamten des Oberamts der Werbe;
6) Der Ortsvorstand der Gemeinde Netze;
7) Die sämmtlichen anwesenden Honoratioren;
8) Die männlichen Mitglieder der Gemeinde Netze.

Wie das Pfarrhaus, so war auch der ganze Weg von da zur Kirche von der Gemeinde mit grünen Zweigen, Laubgewinden und Blumenkränzen geschmückt, und in der Mitte dieses Weges war eine Ehrenpforte mit angemessener Inschrift errichtet worden. Das Musikchor, welches in der Gegend der Ehrenpforte sich aufgestellt hatte, spielte den Choral: Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc. Auf dem Kirchhofe war die weibliche Jugend von Netze in geordneten Reihen versammelt, empfing den geliebten Greis mit einem offenen Kranze und überreichte ihm einen schönen Abdruck des folgenden Gedichts: *)

*) Diese anspruchslosen Verse waren auf das Begehren und im Sinne der sie Ueberreichenden von mir verfertigt worden. G.

Dir, der fünfundvierzig Jahr
Netze's guter Vater war,
Dir, der Christo uns geweih't,
Himmelssamen ausgestreu't
In die Herzen unsrer Jugend,
Uns gezeigt den Pfad der Tugend:

Dir tönt heute Festgesang!
Nimm auch unsern Herzensdank
Für die Treu' und Sorgsamkeit,
Die Du unserm Heil geweiht,
Laß uns Blumen heut Dir streuen,
Deines Fests uns herzlich freuen.

Lohnen können wir Dir nicht
Deinen treuen Unterricht;
Aber was Du uns gelehrt,
Unserm Herzen bleibt es werth,
Und an Gottes heil'gem Throne
Wartet Dein die Ehrenkrone.

Weil', o weil' noch lange Zeit
Unter uns in Heiterkeit!
Freude müsse Dir noch blüh'n
Nach des Lebens Sorg' und Müh'n,
Und auf allen Deinen Wegen
Dich umfahn des Himmels Segen!

Die Kirche war von kunstfertigen Jungfrauen-händen sinnig und würdig mit Laubgewinden und

Blumenkränzen verziert: nirgends gewahrte man verzerrten oder überladenen Schmuck. Als der Zug die Kirche erreichte, war dieselbe bereits, bis auf die für die am Zuge Theilnehmenden aufbewahrten Sitze, vollkommen angefüllt; denn nicht bloß ganz Netze war hier versammelt, sondern auch aus der Umgegend waren so viele Menschen von jedem Alter und Stande herbeigekommen, daß bei weitem nicht alle in der Kirche Platz finden konnten. Anfangs war in derselben einiges Gedränge wahrzunehmen und die Emporbühnen waren so angefüllt, daß man ihren Einsturz fürchten mußte. Dessenungeachtet herrschte, sobald der Gottesdienst begann, die feierlichste Ruhe, welche auch, das Brechen einiger Bänke abgerechnet, durch nichts gestört wurde.

So wie der Zug die Kirche erreichte, hob der Gemeindegesang an und die Feier nahm den weiter unten anzugebenden Gang. Sie erreichte ihren Zweck; Alle, welche daran Theil nahmen, fühlten sich wohlthätig erhoben und erbauet. Der Gottesdienst dauerte etwas über zwei Stunden, und nach seiner Beendigung begab sich der Zug in der oben angezeigten Ordnung nach dem Pfarrhause zurück, wo er sich auflöste.

Nachdem man dem durch die Eindrücke des Festes angegriffenen, wenn gleich nicht erschöpften Jubelgreise einige Zeit der Erholung gegönnt hatte, begaben sich die verschiedenen Behörden und Deputationen ins

Pfarrhaus, um ihn zu beglückwünschen. Der Inspectorats-Verweser Hr. Pfarrer Steinmetz in Sachsenhausen übergab ihm ein seine Berufstreue und verdienstliche Wirksamkeit ehrenvoll anerkennendes Gratulationsschreiben des Fürstlichen Consistoriums. Die Glückwünsche der gesammten Landesgeistlichkeit wurden durch die anwesenden Kirchen-Inspectoren und ältesten Pfarrer eines jeden Convents; die des Convents der Werbe, dem der Jubilar über ein Vierteljahrhundert als Inspector vorgestanden hatte, durch alle anwesenden Geistlichen dieses Convents abgestattet. Die Beamten des Oberamts der Werbe, welche durch amtliche Berührungen wie in Privatverhältnissen den Jubelgreis näher kennen und hochschätzen gelernt hatten, die Lehrer des Gymnasiums zu Corbach, dessen Zögling er einst gewesen war, so wie viele einzelne Theilnehmer am Feste huldigten dem Gefeierten des Tages durch Versicherungen ihrer Verehrung und Theilnahme. Der Ortsvorstand von Netze überreichte ihm im Namen der Gemeinde mit treuherzigen Worten der Zuneigung und Dankbarkeit eine silberne Dose mit dem Namenszuge des Jubilars und mit der Inschrift: „Ihrem treuen Seelsorger die dankbare Gemeinde Netze, am 21. Jul. 1837.“ Auch ein gedrucktes Festgedicht wurde dargebracht, in welchem Hr. Subconrector Curtze in Corbach die Empfindungen der Versammelten und aller Verehrer des Jubilars über-

haupt mit Begeisterung und in gelungener Form ausgesprochen hatte. *)

Gegen 3 Uhr wurde Herr Inspector Cranz zum Mittagsmahle abgeholt und an seinen Ehrenplatz geführt. In zwei an einander stoßenden sehr geräumigen Zimmern wurde gespeist, und in einem dritten wurden die Ortsvorgesetzten von Netze und die Schullehrer des Oberamts der Werbe bewirthet. Frohes Gespräch würzte, anmuthige Musik verschönerte das Festmahl. Während desselben überreichte im Namen der Freunde und Verehrer des Jubelgreises Herr Justizrath Bauer nach einer angemessenen herzlichen Anrede den mit schäumendem Champagner gefüllten großen Ehrenpokal, und mit vollem Herzen und lautem Becherklange stimmte die ganze Gesellschaft in das auf das Wohl des Jubelgreises ausgebrachte dreifache Lebehoch ein. Der silberne Pokal war von G. Weigel in Cassel ausgezeichnet schön und kunstvoll gearbeitet und mit folgenden Inschriften versehen. Auf der einen Seite: „Die Aeltesten, die wohl vorstehen, die halte man zwiefacher Ehre werth, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre"; und auf der andern Seite: „Dem hochwürdigen Greise, Herrn Carl Heinrich Cranz, Kirchen-In-

*) Worte der Liebe und Verehrung an Herrn Kirchen-Inspector C. H. Cranz gerichtet zur Feier des 21. Jul. 1837. von Carl Curtze. (In Hexametern.)

spector und Pfarrer zu Retze, als Zeichen herzlicher Theilnahme und achtungsvoller Anerkennung seines 55jährigen treuen und verdienstlichen Wirkens im geistlichen Amte, gewidmet von seinen Freunden und Verehrern am 21. Jul. 1837."

Es ist unmöglich, die Rührung des ehrwürdigen Jubelgreises bei allen diesen Beweisen von Hochachtung, Anerkennung und Theilnahme zu schildern. Beredter, als Worte es vermocht hätten, welche die von zu starken Eindrücken gepreßte Brust ihm versagte, sprachen seine häufig fließenden Thränen, seine freudeverklärten Blicke, sein ganzes in Dank und Liebe aufgelöstes Wesen, sein demüthiges Ablehnen der ihm dargebrachten Ehrenbezeigungen, sein frommes Hinweisen auf den, der ihm auch diesen Tag geschenkt hatte — die Empfindungen seines Herzens aus, und wer den edlen würdigen Greis noch nicht gekannt hätte, der hätte ihn an diesem Tage lieben und verehren gelernt.

Auch der Armen und der Waisen wurde, nach guter deutscher Sitte, bei dem frohen Mahle gedacht, wie schon vorher den Schulkindern durch Austheilung von Gebäck eine kleine Freude bereitet war.

Kein Unfall trübte das Fest. Bis zum Abend blieb die Gesellschaft in der heitersten Stimmung beisammen, und nur einzeln und langsam vermochte man sich trennen. Darüber ist nur eine Stimme,

daß das Netzer Jubiläum von seiner heitern, wie von seiner ernsten Seite ein schönes und befriedigendes Fest gewesen sei und für alle Theilnehmer stets eine dem Herzen wohlthuende Erinnerung bleiben werde.

Auch von abwesenden Freunden, welche durch Kränklichkeit, Berufsgeschäfte oder das ungünstige Wetter dem Feste persönlich beizuwohnen verhindert waren, wurde der Ehrentag des würdigen Greises im Herzen mitgefeiert. Der Neffe desselben, Herr Oberappellationsrath Ritter Schwenken in Cassel bezeigte ihm, unter Übersendung eines schönen Festgeschenkes, schriftlich seine Liebe und Theilnahme, die Versicherung beifügend, daß nur die Unmöglichkeit ihn vom Feste entfernt zu halten vermocht habe. Auch von andern Wohlwollenden und Befreundeten, wie z. B. von dem Herrn Justizrath und Landsyndicus Schumacher in Arolsen, früher erstem Justizbeamten in Sachsenhausen, liefen Schreiben ein, in welchen sich die achtungsvollste Gesinnung gegen den Jubelgreis und die herzlichste Theilnahme an seinem Ehrenfeste aussprach.

II. Die kirchliche Feier.

1. Gemeindesang
zum Empfange des Jubelgreises.

Mel. Vom Himmel hoch ꝛc.

1. Erschienen ist das Freudenfest,
Das Gott uns heute feiern läßt.
Empfangt den Greis mit frohem Dank;
Singt, Brüder, singt den Festgesang.

2. Mit frohem Herzen danken wir,
O ewig guter Vater, dir,
Der deines Dieners Ehrenfest
Uns heute fröhlich feiern läßt.

3. Voll heißer Andacht beten wir
Für diesen Treuen, Gott, zu dir:
Bestreue seinen Lebenspfad
Mit Blüthen seiner Tugendsaat.

2. Altargebet,
gesprochen von dem Pfarrer Freybe.

Vater im Himmel, der du die Menschen, deine Kinder, auf mannigfache Weise segnest und erfreuest, einen Tag der reinsten Freude, einen festlich frohen Tag, hat deine endlose Güte auch heute für uns heraufgeführt, und in deines Tempels Heiligthume sind wir erschienen, unsere Freude zu heiligen, deine Huld und Liebe zu preisen, und des kindlichsten Dankes Opfer dir darzubringen!

Dir dankt aus seines Herzens Fülle und mit der heiligsten Rührung heißer Zähre der fromme Greis, der heute 55 Jahre im hehren Dienst der Kirche steht. Durch des Lebens wechselvolle Schicksale führte deine Vaterhand ihn unversehrt, und wenn im Lauf von 79 Lebensjahren auch mancher Erdenleiden bittere Schmerzen sein Herz ergriffen und seines Lebens Kraft bedroheten; — doch, doch erhieltst du ihn gnädiglich, und gabst ihm Trost und Muth zum Dulden und zum Tragen; gabst ihm Kraft und Stärke, seines heiligen Amtes Pflichten mit segensvoller Treue zu erfüllen und ein redlicher unermüdlicher Arbeiter zu sein in deinem Weinberge. Das erkennet seine Seele, und jeder Pulsschlag seines Herzens ist heut' ein Dankgebet zu dir, Allgütiger!

Dir dankt, dich lobt und preiset heute diese christliche Gemeinde, daß du ihr erhieltest den treuen Seelenhirten, der ihr schon 45 Jahre verkündete deines heiligen Wortes Lehren, der — ihr und ihrer Kinder väterlicher Freund — den Trauernden des Trostes Balsam reichte; den Niedergebeugten des frohen Muthes Quellen öffnete; Verirrte auf den rechten Weg zurückführte; der Armen Helfer, der Wittwen und der Waisen Vater war und ist; der Allen half und dienete mit Rath und That nach seines Heilands hehrem Vorbild und nach deines heil. Geistes Gaben.

Deiner Güte und Liebe, Herr unseres Lebens, ertönt heute Lob, Preis und Dank, wie von uns, die

wir auch gewürdigt sind, Diener der Kirche Jesu Christi zu sein und deines Sohnes seligmachendes Evangelium zu predigen; so von jedem wahren Christen, in dessen Herzen ein lebendiges Gefühl für das Höchste und Heiligste lebt; denn der heutige Tag ist ein neuer herrlicher Beweis, daß du, der du durch Jesum Christum das Reich der Wahrheit auf Erden aufgerichtet hast und willst, daß allen Menschen dadurch geholfen werde, dasselbe gnädiglich beschützest, mit väterlicher Treue über unsere Kirche wachst, und ihren redlichen und gewissenhaften Dienern lohnest nach ihres Herzens und nach ihres Wandels Würdigkeit.

O Gott, nimm dann gnädig an unser gemeinsames herzliches Dankgebet, aber erhöre auch unser brünstiges Flehen, mit dem wir uns, um deinen weiteren Segen bittend, an dich wenden!

Mit deiner ewigen Gnade walte auch ferner über deinem ergraueten Diener, über dem Manne unserer Liebe und Verehrung, und laß ihm reichliche Beweise deines Wohlgefallens zu Theil werden! Der Tugend Saaten hat er ausgestreut mit mühevoller Sorge; laß ihr fröhliches Gedeihen und ihre schönsten Früchte ihn noch hienieden lohnen und erquicken! Laß frei von Leiden seines Alters Tage sein; gib Kraft in seiner Jahre Schwäche; und wenn dann einst zum schönern Vaterland des Friedens Bote freundlich rufend ihm erscheint, — dann, Vater, nimm ihn auf

zu dir in deinen Himmel, und segne droben ihn mit des Verdienstes schönsten Kronen, und seines Geistes Freud' und Seligkeit im ew'gen Reich der Wahrheit und der Tugend sei unversiegbar ihm wie deiner Gnaden-Fülle! Uns aber segne, Gott, daß nach seinem Vorbilde auch wir der Tugend Pfade standhaft wandeln, des Berufes heilige Pflichten treu erfüllen, zu deiner Ehre unermüdet thätig sind; damit dein Reich immer weiter sich verbreite hier auf Erden, dein heiliger Wille immer vollkommner geschehe von den Menschen, und seliger Friede uns beglücke für Zeit und Ewigkeit! Ja, Vater, dazu segne uns; dazu laß an uns Allen gesegnet sein diese heilige Stunde der Andacht! Dein Wohlgefallen ruhe auf dieser christlichen Versammlung, und deines Geistes Kraft wirke in ihren Herzen, was vor dir, dem Heiligsten, gefällig ist! Amen!

3. Gemeindegesang. *)

Mel. Nun freut euch, lieben Christen 2c.

1. Dein ist das Licht, das uns erhellt,
Dein, Gott, das Amt der Lehrer.
Welch ein Geschenk für deine Welt,
Für deines Worts Verehrer!
Du sprichst durch deiner Boten Mund:
Damit dein Reich uns werde kund,
Uns kund der Weg zum Leben.

*) Num. 456 des Wald. Gesangbuchs.

2. O welch ein Amt, Betrug und Wahn
Und Laster zu bestreiten,
Und Seelen auf der Wahrheit Bahn
Zu dir, o Gott, zu leiten!
Wie edel, aber auch wie schwer!
Laß, die es führen, immer mehr
Des Amtes Würde fühlen.

3. Gib ihnen deiner Weisheit Licht
Und deines Geistes Gaben,
Daß sie durch ihren Unterricht
Viel fromme Seelen laben.
Laß ihre Lehre wahr und rein,
Fest ihren eignen Glauben sein,
Ihr Leben fromm und heilig.

4. Predigt,

gehalten von dem Pfarrer Dr. Gabert.

Alles bete den Herrn an und lobsinge seinem Namen. Kommet her und sehet die Werke Gottes, der so wundervoll ist mit seinem Thun unter den Menschenkindern. Lasset uns ihn loben, der uns bei Leben erhält und lässet unsere Füße nicht gleiten. Ja, gelobt sei Gott, der auch heute unser Gebet nicht verwirft und seine Güte nicht von uns wendet. Amen.

Zu einem Feste ist der heutige Tag uns geworden, zu einem seltnen und ausgezeichneten Feste. Das verkündigt uns der Klang der Glocken, der uns

hierher gerufen, das der Laub= und Blüthenschmuck dieses heiligen Raumes, das die Dank= und Freudengesänge, welche von unsern Lippen zum Himmel aufsteigen, das diese im Gotteshause andächtig versammelte Gemeinde, und im frommen Vereine mit ihr diese Gäste von Nah und Fern, die auch hier lobsingen und anbeten wollen im Geist und in der Wahrheit, und unter ihnen so viele Diener der Kirche, so viele Prediger des Wortes Gottes, wie sonst nicht leicht zu einer Gottesverehrung in einem Tempel beisammen sind — dies Alles endlich an einem Tage, der an sich nicht der Andacht und Erbauung geheiligt ist. Aber auch ohne durch diese äußern Merkmale daran erinnert zu werden, sagt es uns unser Herz schon, daß wir heute ein schönes, seltnes Fest begehen. Wir Alle fühlen uns höher gestimmt und innig bewegt. Mit lebendiger Theilnahme wenden sich unsere Blicke immer und immer wieder auf den Mann hin, der der Älteste in unsrer Mitte ist und der grade heute vor 55 Jahren die Weihe zum geistlichen Amte empfing und seit dieser langen Zeit treu und unverdrossen in seinem Berufe gewirkt, das Wort Gottes verkündigt und den ihm anvertrauten Gemeinden wohl vorgestanden hat. Ihm, diesem ehrwürdigen Greise, den wir Alle lieben und achten, dem wir Alle als Schüler und Pfarrkinder, als Freunde und Verwandte, als jüngere Brüder und Amtsgenossen, als Verehrer seines Alters und seiner Verdienste zu=

gethan sind — ihm gilt dieses Fest; sein ist der Tag, den uns Gott geschenkt hat; ihn ehren, ihn feiern wir heute.

Ihr erwartet von mir, daß ich die Bedeutung dieses Festes, zumal in seinen höhern und religiösen Beziehungen, näher zu entwickeln und den Empfindungen Worte zu leihen versuche, welche uns Alle, die wir hier versammelt sind, beseelen. Und gewiß, das würde mir gelingen, wenn, um dieser Aufgabe würdig zu genügen, eine innige Theilnahme des Herzens an dem Gegenstande unserer Feier hinreichend wäre. Durch ein verwandtschaftliches Band mit dem ehrwürdigen Greise verbunden, von meiner frühen Jugend an mit ihm bekannt und seines liebevollen Wohlwollens gewürdigt, feiere ich mit warmem vollen Herzen das Fest mit, das ihm Liebe und Theilnahme, Dank und Verehrung heute bereitet haben. Aber werd' ich darum auch vermögend sein, den Anforderungen zu genügen, welche nicht mit Unrecht heute an eine Rede von dieser Stätte herab und vor dieser Versammlung gemacht werden können? Diese Besorgniß könnte in der That mich zaghaft machen, wenn ich nicht voraussetzen dürfte, daß es euch Allen mehr um eine einfache herzliche Ansprache, als um schmuckvolle Worte, mehr um fromme Erhebung des Gemüths, als um den Genuß eines Werkes der Redekunst zu thun sei. Und wie sollte sich mein Zagen nicht in Muth und Freudigkeit ver-

wandeln, wenn das Wort Gottes mir leitend und hülfreich zur Seite steht, wenn ich auch heute nur zu entwickeln und anzuwenden habe, was die Bibel schon ausspricht. So höret sie denn, die Worte der heiligen Schrift, welche ich meiner Betrachtung zu Grunde lege; höret sie, wie wir sie aufgezeichnet finden

1 Tim. 5, 17.

Die Ältesten, die wohl vorstehen, die halte man zwiefacher Ehre werth, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre.

Christliche Freunde! Unsere Versammlung, unser ganzes Fest ist nichts Anderes, als eine Befolgung dieser apostolischen Vermahnung. Wir ehren den Greis, der ein würdiges Leben gelebt hat; aber den Ältesten, der wohl vorgestanden seinem Berufe und seiner Gemeinde, dessen ganzes langes Leben die Arbeit am Worte Gottes, die Lehre des Evangeliums gewesen ist, den halten wir zwiefacher Ehre werth. Und das wollen wir heute mit Wort und That beweisen; darum sind wir hierher gekommen, und eben darum ist das Fest, das wir begehen, ein so herrliches Fest. Das ist es denn auch, worüber sich meine Rede auf den Grund unseres Textes verbreiten soll.

Die Herrlichkeit des Festtags, den wir feiern,

ihr erkennet sie Alle an, das beweist schon eure Gegenwart; ihr wisset es Alle, daß wir einen Ehrentag, und — Gott gebe es — auch einen Segenstag feiern.

I.

Ehre dem würdigen Greise; aber doppelte Ehre dem geistlichen Lehrer und Seelsorger, der in treuer Erfüllung seines Berufes ergraut ist — das ist die Gesinnung, die uns hierher geführt hat, das ist die vorherrschende Empfindung, welche heute uns Alle durchdringt.

1. Überall, wo man die Gesetze der Natur und die Forderungen wahrer Menschlichkeit nicht verleugnete, ist dem Alter Achtung und Ehrerbietung zu Theil geworden. Und wie ehrwürdig muß uns das Alter auch schon durch seinen Reichthum an Erfahrungen werden! Der Greis hat gesehen, was uns noch der Schleier der Zukunft verbirgt; die Bahn, auf der wir erst eine kurze Strecke zurückgelegt haben, er hat sie durchlaufen. Was wir von Erfahrneren gehört oder aus Büchern gelernt haben, der Greis weiß es aus sich selbst; er hat es erlebt. Der Wechsel von Freude und Leid mit seinen aufrichtenden und niederschlagenden Einwirkungen ist an ihm

vorübergezogen, und er hat es empfunden, wie die Welt vergeht mit ihrer Lust, und wie nur die Schätze wahren Werth haben, welche Motten und Rost nicht benagen und denen Diebe nicht nachgraben. Er hat die Menschen und ihr Thun beobachtet, und sie oft böser gefunden, aber doch auch oftmals besser, als der Anschein und die gewöhnliche Meinung sie darstellte. Er hat so Vieles wechseln sehen im Laufe der Zeiten, Vieles untergehen im Sturme der Ereignisse oder durch Schuld der Menschen, doch Vieles auch aussäen und aufblühen und Frucht tragen zu neuer segensreicher Ernte. Gewiß, Salomo hat Recht: Graue Haare sind eine Krone der Ehre, die auf dem Wege der Gerechtigkeit gefunden wird. Wie sollten wir einen Menschen nicht achten und ehren, der uns so viele Schritte voraus ist, der gesehen hat die Täuschungen des Schicksals, das Sinken der Hohen und das Emporsteigen der Niedrigen, den Ausgang so manches Guten und so manches Bösen, und der nun dem irdischen Ziele so nahe, der an den Pforten der Ewigkeit steht! —

Und ein solcher ist in unserer Mitte, christlichen Freunde; einen solchen ehren wir heute. Was hat er in den fast 79 Jahren seines Lebens, und in den vollen 55 Jahren seines Amtes nicht Alles erfahren! Welchen Wechsel der Dinge hat er gesehen! Wie haben sich die bürgerlichen Verhältnisse vor sei-

nen Augen bald im Sturme und heißem Kampfe, bald im Gange ruhiger Entwickelung so ganz anders gestaltet! Welches Vorwärtsstürmen und welches Rückwärtsdrängen hat er beobachtet! Aber mitten im Gewirre der Meinungen, mitten im Streite der Gegensätze blieb sein Blick unverwandt auf das ewig Wahre und Rechte gerichtet, und keine Wirkung menschlicher Verkehrtheit, keine Ausgeburt menschlichen Wahnes und Truges konnte den Glauben in seiner Seele verdunkeln, daß in einer Welt, über welcher die göttliche Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit waltet, die Finsterniß vor dem Lichte, das Unrecht vor der Gerechtigkeit, die Knechtschaft vor der Freiheit mehr und mehr weichen müsse. — Von welchen Bewegungen ferner auf dem Gebiete der Religion und der Kirche ist er Zeuge gewesen! Wie hat er Wahrheit und Wissenschaft mit verjährten Vorurtheilen und Irrthümern; den frommen Glauben mit den Angriffen des Zweifelmuths und mit dem Hohngelächter der Gottlosigkeit; den Sinn für das Höhere und Heilige mit einer geistverflachenden Verweltlichung und mit einer traurigen Gleichgültigkeit gegen Religion und Christenthum; die kirchliche Gemeinschaft mit einer alle Banden des Glaubens und der Gottesverehrung auflösenden Selbstsucht ringen und kämpfen sehen! Aber wie finster und kalt es auch rings um ihn wurde, er blieb ein Freund des Lichts und der Wärme. Mit freudiger Theilnahme begrüßte

er jede neu errungene, jede siegreich vertheidigte, jede für Menschenwohl glücklich angewandte Wahrheit; aber in seinem Innern brannte auch ungeschwächt das heilige Feuer der Gottesfurcht, der Liebe zum Evangelium, der Treue gegen die Gemeine der Gläubigen. — Welche Veränderungen endlich im geselligen und häuslichen Leben hat er erfahren! Wie haben sich seit einem halben Jahrhundert die Sitten verfeinert; der Geschmack hat sich ausgebildet; der Umgang ist offener, ungezwungener, vertrauenerweckender geworden. Aber wie hat sich auch die Geuußsucht, die Prachtliebe, das träge Wohlleben ausgebreitet; wie ist die strenge Zucht in den Häusern einer weichlichen Ungebundenheit gewichen; wie haben Unmäßigkeit und Ausschweifungen Leib und Seele vergiftet und die edelsten Keime und Kräfte zerstört! Und der Mann den wir heute ehren ist so einfach geblieben in seinen Sitten, so bescheiden in seinen Ansprüchen, so mäßig in seinen Bedürfnissen, so zufrieden mit seiner beschränkten Lage — und doch zugleich anch so edel in seiner ganzen Haltung, so würdig in seinem Verkehre mit der Welt! Er ist in Mangel und Noth gewesen; aber nie beugte die Sorge um das Irdische ihn unter seine Würde. Er hat mit einem schwächlichen Körper zu kämpfen gehabt; aber durch Mäßigkeit und eine naturgemäße Ordnung erhielt er sich Leben und Gesundheit bis auf diese hohe Stufe des Alters. Er hat eine Fa-

milie gestiftet, und Freude und Leid, Kummer und Segen in derselben empfunden; aber immer hat er ihr vorgestanden mit Wahrheit und Liebe, und als treuen Hausvater sich bewährt. Gott gab ihm ein Weib, das er liebte und in dessen Liebe er das schönste Glück seines Lebens fand; Gott gab ihm Kinder, und drei würdige Söhne sind noch seines Alters Trost und Freude — wie herzlich dankbar war er für solche Gnade allzeit seinem himmlischen Wohlthäter! Und als die 36jährige Verbindung getrennt ward, als die treue Gefährtin ihm in die Ewigkeit voranging, als er nun allein seinen Weg wandeln sollte, nachdem sich der Tag seines Lebens schon geneigt hatte: ach, da blutete ihm das Herz, er fühlte, wie Menschen fühlen; aber er demüthigte sich auch unter die gewaltige Hand Gottes und sprach: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!

Gewiß, christliche Freunde, ehrwürdig ist unser Gefeirter durch seine reichen Erfahrungen, durch den ganzen Gang, die ganze Haltung seines langen Lebens; aber ehrwürdiger ist er noch durch seine Verdienste. Er hat nicht sich allein gelebt; er hat für Menschenwohl redlich gearbeitet und viel Nützliches und Gutes in seinem Kreise gewirkt. Strenge Rechtschaffenheit war im Verkehre mit Menschen seine Regel; in allen Verhältnissen des

Lebens, als Mensch und Bürger, als Gatte und Vater, als Vorgesetzter und Untergebener, erfüllte er gewissenhaft seine Pflichten. Und dabei war der Grundzug seines Wesens ein wohlwollender, menschenfreundlicher Sinn, eine wahrhaft christliche Liebe und Milde. Oder wen hätte er jemals mit Vorsatz beleidigt! wessen Ehre oder Rechte jemals gekränkt! Darum konnte ihn auch wohl der Übermuth verletzen, der Eigennutz übervortheilen, die Habsucht betrügen; aber der Haß konnte ihn niemals verfolgen; er hat keinen Feind gehabt. Darum Ehre ihm, Ehre dem würdigen Greise, der viel erlebt und erfahren, der für Menschenwohl nützlich gewirkt hat!

2. Aber die Ältesten, die wohl vorstehen, halte man zwiefacher Ehre werth, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre. — Jeglicher Stand und Beruf in der menschlichen Gesellschaft ist ehrenwerth; denn er ist von Gott geordnet und zum Wohle des Ganzen unentbehrlich. Aber ehrwürdig vor allen ist doch das geistliche Amt schon wegen seiner Wichtigkeit.

Die Gegenstände, auf die es gerichtet ist, sind die höchsten: Gott, Tugend, ewiges Leben. Die Aufgabe, die es zu lösen hat, ist die bedeutsamste: die segensreichen Strahlen des Lichtes, das Jesus Christus vom Himmel auf die Erde gebracht hat, in die Herzen zu leiten, an der Veredlung des inneren Menschen zum Bilde Gottes zu arbeiten, das unter den

Sorgen und Leiden des Lebens gebeugte Herz des Dulders aufzurichten, und den gesenkten Blick des Kranken und Sterbenden zum Himmel zu erheben. Wir sind Botschafter an Christi Statt. Wer dem geistlichen Amte sein Leben weiht, der will und thut nichts Anderes, als was der Sohn Gottes auf Erden wollte und that. Denn fortsetzen will er ja Christi Werk, ausbreiten seine Lehre, nachfolgen seinem Wandel, Liebe üben in seinem Namen. Das Gebiet seines Wirkens liegt nicht in dieser sichtbaren Welt allein, sondern reicht in eine höhere Ordnung der Dinge hin; seine Sache ist über allen irdischen Wechsel erhaben, und steht unerschütterlich fest in allen Stürmen der Zeiten; er hat es mit einer Kraft Gottes zu thun, die da selig macht Alle, die daran glauben. Darum halte man die Ältesten, die wohl vorstehen, zwiefacher Ehre werth, sonderlich die da arbeiten im Wort und in der Lehre.

Und der Mann unseres Festes hat 55 Jahre darin gearbeitet, und 45 Jahre bereits in dieser Gemeinde. Wohl vorbereitet und mit warmer Liebe trat er sein Amt an und erwarb sich eine umfassende Kenntniß seines Berufs. Er blieb ein Freund der Wissenschaft, weil er in einer fortschreitenden Geistesbildung eine Grundbedingung zu einer genügenden Erfüllung der geistlichen Berufspflichten erkannte. Immer tiefer einzudringen in den Sinn der heiligen

Schriften, immer klarer aufzufassen des Heilands Lehren, immer lebendiger den Glauben, die Liebe und die Hoffnung in den Seelen der Jungen und Alten zu entzünden und zu pflegen — darnach trachtete er. Nicht bloß leuchten lassen wollte er der ihm anvertrauten Herde das Licht des Evangeliums; er wollte sie auch leiten auf den Weg, der zum Leben, zum ewigen seligen Leben führt. Er wollte sie erhalten und stärken in der Gemeinschaft mit ihrem Erlöser, auf daß sie bei ihm Leben und volle Genüge fände. Er wollte den Armen versorgen, den Leidenden und Betrübten mit den Verheißungen der Religion aufrichten und stärken, den Kranken mit Himmelslabung erquicken und dem Sterbenden seine Abschiedsstunde erleichtern. Er wollte nicht bloß der Lehrer, er wollte auch der Seelsorger, er wollte der geistliche Vater seiner Gemeinden sein. Und das ist er nun mehr als ein halbes Jahrhundert gewesen. Zwar hat er sich selbst nie genug gethan; die That ist bei ihm, wie bei jedem edlen und frommen Gemüthe, hinter dem Willen zurückgeblieben; und mehr als einmal hat er noch in diesen Tagen unter demüthigen Aufblick zum Himmel das Bekenntniß ausgesprochen: ich hätte mehr thun sollen, ich hätte noch fleißiger lehren, noch eindringlicher ermahnen, noch kräftiger helfen, noch freudiger trösten, noch sorglicher die Meinen hüten und bewahren sollen. — Aber ist nicht eben solche Bescheidenheit und Demuth die Begleiterin des wahren

Verdienstes? Gewiß, dafür muß ihn Jedermann halten, fur einen wahren Diener Christi und für einen treuen Haushalter über Gottes Geheimnisse; nun sucht man aber nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden. — O wer zählt sie, die Samenkörner des göttlichen Wortes, die er ausgestreut; wer zählt sie, die Seelen, die er durch das Licht des Evangeliums erleuchtet, die er vor Sünde und Verführungen bewahrt, die er in Stunden der Noth aufgerichtet und getröstet, die er, wenn sie verirrt waren, auf den Weg des Heils zurückgeführt hat! Ach, viele von ihnen sind ihm vorangegangen und zeugen für ihn an Gottes Throne; aber viele auch sind hier dankbar um ihn versammelt, die er besser und glücklicher gemacht durch Lehre und Vorbild. Denn Beides war bei ihm innig vereinigt. Wie er lehrte, so lebte er. Er war, wie es der Apostel will, ein Vorbild der Gläubigen im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Geist, im Glauben, in der Keuschheit. So unterstützte ihn bei seinem Wirken sein fleckenloser Ruf; so gewann und erhielt er sich diese allgemeine Achtung und dieses aufrichtige Vertrauen; so gelang es ihm auch, die Hindernisse und Schwierigkeiten seines Berufs glücklich zu besiegen.

Denn — wer wollte es leugnen — der geistliche Beruf ist nicht bloß ein wichtiger, sondern auch ein

schwerer, und darum auch ein ehrwürdiger Beruf. — Ist das geistliche Amt nicht ein fortwährender Kampf mit den Schwächen, Vorurtheilen, Irrthümern, Leidenschaften und Sünden der Menschen? Legt es nicht dem, der es verwaltet, die umfassendsten Verpflichtungen und die größte Verantwortlichkeit auf? Bei welcher andern Aussaat ist oft die Ernte so spärlich, bei welcher fällt soviel des Samens an den Weg und auf den Fels und unter die Dornen? Welcher andere Beruf erfordert mehr Geduld und Ausdauer, mehr geistige Anstrengung und ungetrübte Heiterkeit, mehr freiwillige Aufopferungen und Entbehrungen, mehr Verzichtung auf Lebensgenuß und weltliche Vergnügungen? Und wie schwer wird es dem Geistlichen oft grade in dieser unsrer Zeit, seine Pflicht mit Freuden zu thun und nicht mit Seufzen! Wie viele Erscheinungen und Verhältnisse sind geeignet, ihm sein heiliges Amt zu verleiden oder doch gleichgültig zu machen! Zählt nicht fast eine jede Gemeinde Genossen, in denen aller religiöse und kirchliche Sinn beinahe erstorben, denen die Predigt von dem Gekreuzigten ein Ärgerniß und eine Thorheit ist? Sieht sich nicht auch der redlichste und würdigste Seelsorger häufig in dem ihm nöthigen Ansehn beeinträchtigt und in seiner Wirksamkeit gehemmt und gebunden? Und in welchem Stande endlich ist die äußere Lage, die er seinen Genossen darbietet, so ärmlich und unsicher,

so wahrhaft kümmerlich und sorgenvoll? Während in andern Berufsarten der biblische Ausspruch, daß der Arbeiter seines Lohnes werth sei, seine Anerkennung und Erfüllung findet, müssen die Lehrer des Christenthums, die Prediger frommer Sitte und Ordnung, die Pfleger des Heiligen und Göttlichen oft darben oder doch mit bitterer Sorge und Noth kämpfen. Fürwahr es gehört ein nicht gewöhnlicher Muth, eine wahrhaft christliche Seelenstärke dazu, um unter solchen Umständen nicht zu wanken, nicht untreu und unzufrieden zu werden, sondern sich zu leiden, zu thun das Werk eines evangelischen Predigers und sein Amt redlich auszurichten.

Der Greis, dem unsere Feier gilt, hat es gethan. Er hat die Bürden und Beschwerden seines Standes und Amtes vielfältig empfunden; aber er hat sie standhaft ertragen. Die Opfer, die sein Beruf ihm auferlegte, hat er willig gebracht; in die Entbehrungen desselben ohne Murren sich gefügt, auf so viele Bequemlichkeiten des Lebens, so viele Freuden der Welt unbedenklich verzichtet. Blieb er auch arm an irdischer Habe, so fühlte er sich doch reich in Gott, der ihn als Arbeiter in seinen Weinberg sandte, nicht um irdischen Lohnes willen, sondern auf daß sein Reich auf Erden erbauet und ausgebreitet werde. Und grade weil der Ehrwürdige immer das Irdische dem höhern nachsetzte, weil eine einträgliche und

sorgenfreie äußere Stellung nie das Erste war, wornach er trachtete, ist er, bei sehr geringem irdischen Lohne, 45 Jahre in dieser Gemeinde geblieben, um hier bis an sein Ende zu wirken das Werk dessen, der ihn zu seinem Boten und Diener berufen hat.

II.

Wer so seinem Amte und seiner Gemeinde wohl vorgestanden, wer so am Worte Gottes und an der Lehre Christi treulich gearbeitet hat, fürwahr der ist zwiefacher Ehre werth. Darum feiern wir ihm auch diesen Ehrentag. Aber es kann nicht fehlen, daß solch ein Ehrentag auch ein Segenstag werde.

Was hat uns hierher geführt? Ist es nicht die Achtung des Alters und des Verdienstes? ist es nicht die Freude, die sich gern mit dem Fröhlichen freut? ist es nicht die Liebe, die von Gott ist und nicht das Ihre suchet? ist es nicht die Dankbarkeit, die empfangene Geistesgaben, die erfahrne Liebe und Treue über Alles schätzt und rühmt? Wo solche Gesinnungen zur That werden, wo aus ihrem Vereine ein Fest entspringt, da muß dieses Fest ein Segensfest werden, da kann es unmöglich ohne heilsame Eindrücke, ohne wohlthätige Wirkung auf Geist und Herz vorübergehen. Wenn wir theilnehmend uns zu dem Manne, den wir ehren, gesellen; wenn wir uns freuen, daß der würdige Greis

noch unter uns weilt und wirkt; wenn wir mit ihm beten und dem Herrn danken, daß er ihn bis hierher erhalten und väterlich geführt und seine Arbeit reichlich gesegnet hat: dann müssen wir nothwendig uns über den Staub der Erde erhoben fühlen, dann werden wir zu dem emporgezogen, von dem auch uns alle gute Gabe kommt, und dessen Aufsehn bewahrt hat unsern Odem. — Wenn wir hier in einem lichtvollen Beispiele erkennen, daß des Herrn Auge siehet auf die, so ihn fürchten und auf seine Güte hoffen, daß er ihre Seele errette vom Tode und sie ernähre in der Theurung: dann muß auch unser Vertrauen auf ihn fester werden und sicherer unsere Hoffnung auf seine Hülfe; dann lernen wir unsere Sorge auf ihn werfen und mit dem heiligen Sänger sprechen: Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln; er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser; er erquicket meine Seele; er führet mich auf rechter Straße. — Wenn wir das lange Leben eines Greises mit Liebe und Achtung überblicken, das zwar nicht reich an irdischen Gütern und Freuden, aber desto reicher an Liebe und stiller Tugend, das zwar nicht ausgezeichnet durch äußern Glanz, aber desto ausgezeichneter durch Gewissenhaftigkeit, Berufstreue, Pflichterfüllung und Gottesfurcht ist: dann muß unfehlbar der heilige Vorsatz sich in

uns erneuern und befestigen: auch unser Leben soll der Pflicht geweiht sein; auch wir wollen als treue Haushalter Gottes erfunden werden, mögen wir nun über Viel oder Wenig gesetzt sein; auch wir wollen Gott vor Augen haben und im Herzen und uns hüten, daß wir in keine Sünde willigen, noch thuen wider Gottes Gebote. — Wenn wir durch diese Feier laut und öffentlich anerkennen, daß der Beruf eines christlichen Predigers und Seelsorgers, eines Dieners der Kirche ein hoher und wichtiger, ein ehrwürdiger und segensreicher Beruf ist: dann können wir auch gegen den Gegenstand unmöglich gleichgültig bleiben, auf den dieser Beruf gerichtet ist; dann muß uns auch das Evangelium von Christo selbst theurer und heiliger werden; dann müssen wir einen neuen Antrieb empfinden, der kirchlichen Gemeinschaft uns inniger anzuschließen, ihre Heiligthümer zu ehren, ihre Gebräuche zu beobachten, an ihren Versammlungen Theil zu nehmen und ihr Heil und Gedeihen nach Kräften zu befördern. O gewiß, für uns Alle, wenn wir nur wollen, kann dieses Fest ein Fest des Segens werden.

Zumal für dich, du Gemeinde, welcher der Mann unseres Festes 45 Jahre angehört hat. Wohl nie ist an diesem Orte und in dieser Kirche ein Fest gefeiert worden, wie das unsrige ist. Und gewiß wird dieses Tages von euern Kindern einst noch gedacht werden. Auch kennet ihr die Bedeutung dieses

Festes und wisset das Glück, es feiern zu können, zu schätzen. Diese Kränze und Laubgewinde, eure glückwünschenden Lieder, die Geschenke, mit denen ihr den Gefeierten des Tages erfreuet, eure zahlreiche Versammlung in diesem Gotteshause, eure Rührung und Freude beweisen es. Aber ihr müsset noch mehr thun, ihr müsset den Segen dieses Festes euch aneignen. Sehet, ihr feiert einen Ehrentag dem Manne, der euch fast Alle durch die Taufe zu Christen geweiht; der euch fast Alle in der Lehre Jesu unterrichtet und auf euer Gelübde, ihr treu zu sein, zu Kindern Gottes und Erben des Himmels euch eingesegnet; der den Ehebund so Vieler unter euch vor Gott bestätigt; dessen Hand euch so oft das gesegnete Brod und den gesegneten Kelch gereicht, dessen Stimme so oft euch belehrt, ermahnt, gewarnt hat; der euch besucht hat, wenn ihr krank waret, und getröstet, wenn ihr littet; der auch euern Eltern und Großeltern schon ein treuer Seelsorger gewesen ist und sie, da der Herr sie abgerufen, zur letzten Ruhestätte geleitet hat. Es ist euer geistlicher Vater, dem dieses Fest gilt; es ist der Mann, der in euerm Dienste, in der Sorge für euer wahres und ewiges Heil ergrauet ist. O, so danket denn Gott, der euch diesen treuen Lehrer gegeben und so lange Zeit erhalten und durch ihn an euch und euern Vätern so viel Gutes gethan hat. Bittet für ihn, daß der Segen des Himmels auch ferner über ihn walten und ihn

gnädig behüten möge vor Allem, was den späten Abend seines Lebens ihm trüben könnte. Und daß ihr, soviel an euch ist, ihm diesen Abend leicht und schön machet, o das lasset eure angelegentliche Sorge sein. Wehret Verdruß und Unmuth von ihm ab; ehret und pfleget den Treuen mit Liebe bis an sein Ende. Höret ohn' Unterlaß auf seine Lehren und folget nach seinem Wandel. Mag er auch nicht mehr mit dem Feuer der Jugend, mit der Kraft des rüstigen Mannes zu euch reden, o so redet sein greises Haupt, sein väterlicher Blick, seine stille Würde zu euch. Lasset heute das Band noch fester und inniger werden, das euch mit ihm und ihn mit euch verknüpft. Und die Liebe zu euerm alten treuen Geistlichen müsse auch die Liebe zu dem Gott, den er euch kennen gelehrt, zu dem Erlöser, dem er euch geweiht, zu der Tugend, die er euch empfohlen, zu der Kirche, deren Diener und Herold er euch gewesen, immer lebendiger und fruchtbarer in euch machen. Wenn das euer Vorsatz, das euer ernstliches Bestreben ist; dann wird der Tag, den euch heute Gott gemacht hat, ein Tag wahren und ewigen Heils und Segens für euch werden.

Und das kann, das muß er insbesondere auch für uns werden, meine Brüder im geistlichen Amte! Wir stehen dem Verehrten so nahe; wir haben mit ihm gleichen Beruf und gleiches Ziel, gleiche Arbeit und gleichen Lohn, gleiche Sorge und gleiche Freude.

Ein Fest, wie das heutige muß uns wohlthun in einer Zeit des Kaltsinns und der Gleichgültigkeit gegen Christum und seine Kirche, weil es einem Manne gilt, der in stiller Einfalt und Demuth, kaum beachtet von der Welt, dem Dienste des Herrn gelebt hat. In ihm finden wir zugleich unser Amt und unsern Stand anerkannt und geschätzt. Müssen wir darin nicht eine Ermuthigung finden, all unsre Liebe und Kraft unsern heiligen Berufe zu widmen, und durch kein Hinderniß, durch keine bittere Erfahrung, durch keine Vereitelung unserer wenn auch gerechten Hoffnungen und Wünsche, durch kein Fehlschlagen unserer treuen Arbeit uns abhalten zu lassen, wohl vorzustehen unsern Gemeinden und treu zu arbeiten im Wort und in der Lehre? — Mit Liebe und Verehrung sehen wir auf den Greis, der uns ein ehrwürdiges Vorbild ist der Demuth und Frömmigkeit, des Fleißes und der Treue, der Sanftmuth und Geduld, der Bescheidenheit und Genügsamkeit. Wer von uns sich ihm vertrauend nahte, der fand bei ihm Theilnahme, Rath, Trost und, wo es möglich war, redliche Hülfe. Auch im hohen Alter noch ist ihm seine Wissenschaft und sein Beruf, ist ihm sein Christenthum und seine Kirche über Alles werth und theuer, und wo sich unter uns ein Aufstreben zum Bessern regte, da trat er unter uns, ermunternd, erwärmend und segnend. O laßt den Dank und die Liebe, die wir gegen ihn im Herzen

tragen, zur That werden, auf daß auch uns derselbe geistliche, derselbe apostolische Sinn durchdringe, der ihn beseelt und wir, gleichwie er gethan, weiden die Herde Christi, so uns befohlen ist, und wohl zusehen, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, nicht als die über das Volk herrschen, sondern als Vorbilder der Herde: damit wir, wenn erscheinen wird der Erzhirte, die Krone der Ehre empfangen.

Und auch du, Mann unserer Liebe und Ehrfurcht, gewiß wirst auch du deinen Ehrentag als einen Tag des Segens für dich anerkennen. Ach, die Ergießungen dankbarer Liebe thun ja dem Herzen, zumal dem Herzen des einsam und verlassen unter dem jüngern Geschlechte dastehenden Greises so wohl! Siehe, heute haben sich Schaaren von Dankbaren, von Menschen, die dich lieben, um dich versammelt, um fröhlich mit dir zu sein, daß der Herr Großes an dir gethan hat. Und ist es Verkärten vergönnt, auf die irdischen Dinge theilnehmend zurückzuschauen, so umschweben dich jetzt auch viele dankbare Bewohner des Himmels, Seelen, die du durch Gottes Wort und Gnade erleuchtet und errettet hast. Es muß ein hohes, ein unbeschreiblich lohnendes Gefühl sein, mit dem du heute auf ein langes, dem Dienste Gottes gewidmetes Leben zurücksehen, mit dem du deinem

Gott und Vater heute danken kannst, daß seine Gnade an dir nicht vergeblich gewesen ist. Denn gewiß fühlt sich dein demüthiges und dankbares Herz gedrungen, dem die Ehre zu geben, in dem wir leben und weben und sind; gewiß hast du heute schon aus der Tiefe und Fülle deiner Seele gebetet: Herr, ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast! — Was könnt' ich dir weiter sagen! O, ich kann nur noch beten, einmüthig mit dieser Versammlung für dich und mit dir beten.

Der du ihn fast 79 Jahre gnädig erhalten und mit dem Schatten deiner Flügel bedeckt hast; der du mit ihm warest in guter und in böser Zeit; der du 55 Jahre seine redliche Arbeit in deinem Dienste mit Segen kröntest; der du ihn 45 Jahre dieser Gemeinde zum Lehrer und Führer auf dem Wege deines Heils gesetzt hast: himmlischer Vater, sei dafür gepriesen, daß du so Großes an diesem deinem Diener gethan hast. O, schütze ihn ferner und laß deinen Segen auf ihm ruhen in den Tagen, die du ihm auf Erden noch schenkest. Sei du selbst seine Stütze und sein Stab und sein großer Lohn in des Alters Schwachheit, und laß den späten Abend seines Lebens mild und freundlich sein. Und wenn du ihn einst dahin abrufst, wo treue Lehrer leuchten werden wie des Himmels Glanz, wenn du

ihn seinen Hirtenstab niederlegen heißest: dann sende der verwaisten Herde einen Hirten, der in seinem Sinne und mit neuer Kraft sein Werk fortsetze, auf daß auch an diesem Orte mehr und mehr dein Name geheiligt werde und dein Reich komme und dein Wille geschehe. — Aber auch in alle Gemeinden deiner Gläubigen, in alle Gemeinden unseres Landes zumal sende treue Arbeiter, auf daß dein Wort reichlich unter uns wohne und hundertfältige Früchte trage. Erleuchte und heilige mit deinem Geiste uns Diener deiner Kirche, auf daß wir allezeit als treue Haushalter über deine Geheimnisse erfunden werden. — Walte mit deiner Gnade und deinem Segen über unserm Fürsten und seinem fürstlichen Hause. Gib ihm weise und treue Räthe und Diener, auf daß das Beste des Landes wohl berathen und befördert werde. — Siehe väterlich herab auf alle deine Menschenkinder und gib ihnen, was zu ihrem Heil und Frieden dient. Sei auch insbesondere mit uns, die wir hier vor dir versammelt sind: Herr, wir sind dein und übergeben dir all unsre Sorge. Führe uns an deiner Vaterhand durch das vergängliche Erdenleben zu der unvergänglichen Herrlichkeit des Himmels. Amen.

5. Gemeindegesang.

Mel. Nun freut euch, lieben Christen ꝛc.

Lohn' treuen Lehrern, Herr, schon hier
Mit deinem reichen Segen;
Sei ihre Zuflucht für und für,
Ihr Licht auf allen Wegen.
Laß sie mit Vorsatz nie betrübt,
Von allen Redlichen geliebt,
Geehrt von allen werden.

Und wenn sie, deinem Ruf getreu,
Durch deines Geistes Gaben
Viel Seelen, von der Sünde frei,
Zu dir geführet haben:
So laß am Tage des Gerichts
Im Glanze deines Angesichts
Sie deines Lohns sich freuen.

6. Rede
des Hofpredigers Steinmetz.

Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren — mit diesem Gebote, meine Zuhörer, sprach schon Moses, der Gesetzgeber des alten Bundes, ein Gefühl aus, welches sich an allen Orten und zu allen Zeiten in dem unverdorbenen Menschen geregt und geltend gemacht hat. Aber wie sehr muß dieses Gefühl sich steigern und erhöhen, wenn zu der Zahl der Jahre noch ein tadelloser, rechtschaffener Sinn und Wandel, wenn eine

Wirksamkeit, nicht nur im Allgemeinen für menschliche Wohlfahrt, sondern gerade für das, was für den Menschen das Höchste und Heiligste ist, für Frömmigkeit und Tugend hinzukommt, wenn ein vieljähriges Leben dem Dienste Jesu Christi, der Verkündigung seines Wortes, der Pflege seines Werkes geweihet war. Und dieses Alles sehen wir vereinigt hier in diesem Greise, auf welchem unser gemeinschaftlicher Blick jetzt weilt. Neun und siebzig Jahre hat er durchlebt, fünf und funfzig Jahre das Wort des Herrn verkündigt, fünf und vierzig Jahre dieser Gemeinde als Prediger und Seelsorger vorgestanden. O wie oft hat er während dieser Zeit Worte der Belehrung, Ermahnung und Tröstung, Worte des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung zu dieser Gemeinde gesprochen, wie Viele an dieser Stätte durch die heilige Taufe dem Herrn geweihet und bei gereifteren Jahren an diesem Altare zum Bekenntniß Jesu Christi eingesegnet, wie vieler Hände hier zum christlichen Ehebunde vereinigt, wie Vielen in dem Gedächtnißmahle des Herrn die Unterpfänder der göttlichen Gnade dargereicht, wie Viele auf dem Krankenbette durch den Trost und die Hoffnung des Glaubens erquickt und mit Freudigkeit zum Sterben ausgerüstet, wie Viele zur letzten Ruhestätte begleitet und unter Gebet und Segen zur Erde bestattet! Ja segensreich hat dieser würdige Greis während fünf und funfzig Jahren gewirkt und gearbeitet für

das Reich Gottes, und dies dankbar anzuerkennen, dies nach Gebühr zu ehren, dafür den Höchsten zu loben und zu preisen — das ist der Zweck des heutigen Festes, dazu habt ihr Mitglieder der hiesigen Gemeinde, dazu haben wir Alle uns hier in diesem Heiligthume des Herrn versammelt.

Heute vor fünf und funfzig Jahren war es, daß mein Großvater Sie, ehrwürdiger Herr Amtsbruder zum Dienste des göttlichen ~~Vaters~~ einweihete, und heute stehe ich, der Enkel desselben vor Ihnen, um Ihnen im Namen der hier Versammelten die Gefühle der Achtung und Hochschätzung, die wir gegen Sie hegen, auszusprechen und jene Weihe gleichsam zu erneuern. Also zwei Generationen haben Sie an sich vorübergehen sehen und mit ihnen wie viele Ereignisse, wie viele Veränderungen und Bewegungen in Staat und Kirche und Wissenschaft, und mit der dritten Generation leben Sie noch immer und zwar nicht nur körperlich, sondern auch geistig, so daß noch immer Ihr Herz für Menschenwohl und Menschenveredlung schlägt und Ihr Geist Kraft besitzt, dafür thätig und wirksam zu sein. Darum wendet sich heute Ihr dankerfülltes Herz nach oben zu dem, der Ihre Zuversicht war von Jugend an, und bei dem Rückblick auf alles das, was Sie in einer so langen Zeit erlebt, erfahren, gethan und gewirkt haben, stimmt Ihr Mund ein in das Bekenntniß: Herr, wer bin ich und was ist mein Haus, daß du

mich bis hierhin gebracht hast! Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an mir gethan hast! — Wir jüngern Arbeiter im Weinberge des Herrn aber, wir ehren in Ihnen nicht nur das Alter und die reiche Erfahrung, sondern vor Allem die so lange bewährte treue Pflichterfüllung, das fromme, demuthsvolle Herz, den noch immer für alles Wahre, Rechte und Gute empfänglichen Sinn, den noch immer unverdrossenen Eifer für Beförderung alles Guten, und als Zeichen unserer Anerkennung und Hochschätzung überreiche ich Ihnen im Namen des waldeckischen Predigervereines das heilige Buch, das Ihnen stets theuer war, dessen Inhalt Sie so lange Zeit mit Liebe und Treue verkündigt haben. Mögen Sie es noch lange Zeit in Segen gebrauchen und Trost und Erquickung daraus schöpfen unter den Beschwerden des Alters. Amen!

7. Chorgesang

ausgeführt von den Schullehrern mit Unterstützung einiger andern Gesangkundigen.

Mel. Freu dich sehr, o meine Seele ꝛc.

Heil ihm, des Berufes Pfade
Ging er fünfundfünfzig Jahr,
Allvergelter deine Gnade
Werd' ihm ferner offenbar!
Dem, der rastlos wirkt, verleiht
Selbstbewußtsein Heiterkeit;

Und sein Vorbild leucht' uns Allen,
Daß wir gleiche Wege wallen.

Bleibt auch Tugend oft auf Erden
Unerkannt und unbelohnt:
Volles Recht wird einst ihm werden
Jenseits, wo Vollendung wohnt.
Dieser Hoffnung Vorgenuß
Wehrt dem Lebensüberdruß,
Endlos sollen die genießen,
Die die Laufbahn rühmlich schließen.

8. Rede
des Jubilarius.

Liebender Schöpfer und Vater aller deiner Kinder im Himmel und auf Erden, der du meine Zuversicht warest von meiner Jugend an, wie kann ich dir genugsam danken, der ich nicht werth bin aller Barmherzigkeit und Treue, die du bei meinen Mängeln und Fehlern an mir gethan hast! Mehr hast du an mir gethan, als je mein Glaube von dir zu bitten wagte.

Nimm gnädig an den Dank, den ich dir hier in Schwachheit bringe, bis ich ihn dir dort vollkommner bringe, wenn du, wie ich zu deiner Barmherzigkeit hoffe, mich mit allen meinen Brüdern und Schwestern, die dich verehren, aufnimmst in dein höheres Reich der Herrlichkeit, zu welchem du uns berufen hast durch Jesum Christum. Amen.

Mein Dankgefühl gegen dich, du theure Gemeinde, gegen Sie, verehrte Anwesende und Freunde, und insbesondere gegen Sie, meine Brüder, die Sie mit mir von der Vorsehung den Beruf haben, die Lehre des eingebornen Sohnes Gottes als die Lehre der Wahrheit, der Weisheit und Tugend, und der daraus schon auf Erden entspringenden Glückseligkeit zu verkündigen — dieses warme und innige Dankgefühl vermag ich nicht auszusprechen.

Aber vor Gott und Ihnen lege ich heute freudig das Bekenntniß ab, daß ich von Jugend auf die mit der uns von Gott verliehenen Vernunft erkannte Lehre Jesu für göttlich und für die Lehre des wahren und ewigen Heils gehalten habe.

Ja, dafür habe ich sie stets gehalten, seitdem schon früh fromme Eltern mich zu ihr hingelenkt hatten, seitdem schon in meinem zehnten Jahre die sterbende Mutter mir zugerufen hatte: „Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebote.“ Und nichts hat mich in meinen folgenden Lebensjahren in diesem Glauben wankend gemacht. Nachdem ich auf der Hochschule jetzt vor 60 Jahren die würdigsten geistlichen Lehrer ihrer Zeit gehört; nachdem ich von eben dieser Zeit an ohne Unterbrechung in der christlichen Lehre Unterricht ertheilt; nachdem ich bis hierhin mich mit den Fortschritten der Wissenschaften und den verschiedenen Ansichten

der Gottesgelehrten, soweit es meine Verhältnisse verstatteten, immer in Bekanntschaft zu erhalten gesucht; nachdem ich nun volle 55 Jahre als Geistlicher gelebt und gewirkt habe: so hat bis heute nichts mich in jenem Glauben irre gemacht, sondern je länger ich gelebt und gewirkt, gelernt und gelehrt, geforscht und erfahren habe, bin ich in der Überzeugung befestigt worden, daß das Evangelium von Christo eine Kraft Gottes ist, die da selig macht Alle, die daran glauben.

Von dieser heiligen Überzeugung durchdrungen, habe ich in meiner langen amtlichen Laufbahn mit immer wärmerem Herzen und mit immer treuerem Eifer das Evangelium verkündigt und seine Gebote gelehrt.

Aber wenn wir auch als Lehrer nach unsern besten Einsichten und Kräften das Unsrige thun, aus wahrer herzlicher Liebe zu unsern Gemeinden lehren, vermahnen, warnen —: ach! wie viel fehlt doch noch, bis daß wir sagen könnten: das Reich Gottes, das Jesus Christus auf Erden gestiftet hat, ist gekommen; das Reich, in welchem herrschet Gottesfurcht und Menschenliebe, Rechtschaffenheit und Tugend, Friede und Freude — Freude des Geistes und reinen Herzens — Freude über das Heil, das Gott durch Christum uns geschenkt hat! Wie vielfach wird diese Freude und der glückliche Zustand der Christenheit überhaupt getrübt durch die in ihrer Mitte herrschenden Sünden

und Laster und das daraus entspringende Elend und Verderben!

Würde unser Herr wohl zu allen seinen Christen, die ihm auf ihren Knieen Treue bis in den Tod gelobt haben, würde er zu allen diesen sagen können: Ererbet das Reich, das höhere Gottesreich, das Reich der Herrlichkeit?

Ach! es bleibt uns, wenn wir das Unsrige redlich gethan haben, so oft nichts übrig, als herzlich zu wünschen und inbrünstig zu beten, daß das Reich Gottes mehr und mehr zu uns kommen und sein Wille immer vollkommner geschehen möge.

Möge es denn immer besser, immer wahrhaft menschlicher, immer christlicher werden, wie auf Erden überhaupt, so insbesondere in unserm lieben Vaterlande und in unsern Christengemeinden. Mögen Alle, die die Vorsehung von Oben bis Unten dazu berufen hat, zu diesem Zwecke zusammenwirken, daß zweckmäßige und übereinstimmende Anstalten bald getroffen würden, um unter uns das Gute zu fördern, das Böse zu hindern und um unsere verirrten Mitmenschen, unsere Brüder und Schwestern, auf den richtigen Weg zurückzuführen! Möge man sich nicht befriedigen mit dem Wenigen, was hier und da für diesen heiligen Zweck schon geschehen ist! Möge man immer kräftiger und entschiedener fortschreiten in der Sorge für öffentliche Sittlichkeit, Gottesfurcht und Gemeinwohl und dahin wirken, daß bessere Erzie-

hung in den Häusern, besserer **Unterricht** in den Schulen, bessere **Aufsicht** und Ordnung in den Gemeinden geübt und befördert werde, damit so die gnädige Absicht Gottes unseres ewigen Vaters und der Zweck des Lebens, Leidens und Sterbens Jesu Christi, seines eingebornen Sohnes, an unserm Geschlechte und unter uns immer mehr erreicht werde.

Das wollest du lenken und verleihen, allweiser Regierer der Welt und deiner Menschen, der du nicht willst, daß eines deiner Kinder verloren werde, der du auch den verlornen zu dir zurückkehrenden Sohn gnädig wieder aufnimmst. Diesen Segen erflehen wir Lehrer des Evangeliums von dir für alle unsere Gemeinden; diesen Segen erflehe ich insbesondere für meine liebe Gemeinde, damit ich von ihr scheidend dir noch freudig danken könne, daß du sie reich gemacht in geistigen Segnungen und himmlischen Gütern. Darum bitten wir im Namen deines Sohnes Jesu Christi, unsers Herrn. Amen.

9. Weihegebet und Segen,

gesprochen von dem Hofprediger Steinmetz.

Und nun geliebte, durch die gemeinsame Arbeit am Werke des Herrn nahe verbundene Brüder, betet gemeinschaftlich mit mir über diesem ehrwürdigen Greise:

Nur durch deine Gnade, nur durch deine Kraft, Herr, leben, weben und sind wir und dein Aufsehn

bewahret unsern Odem; bei dir steht die Zahl unserer Jahre und unsere Tage waren auf dein Buch geschrieben, noch ehe derselben einer da war. Von dir kommt alle gute und alle vollkommene Gabe herab, und was wir Gutes wirken und vollbringen ist dein Werk, geschieht durch deine Kraft und deine Gnade, die mit uns ist. Darum sei gepriesen für alle Gnade, Güte und Wohlthat, die du diesem deinem Diener erwiesen hast, für die Gesundheit des Leibes, die du ihm so lange erhieltest, für die Kraft zum segensreichen Wirken, die du ihm schenktest, für die Freuden, die du ihm in seinem Amte und im Kreise seiner Familie zu Theil werden ließest, für den Trost, wodurch du ihn aufrecht erhieltest in Leiden und Trübsalen, für den heutigen Freudentag, den du ihn hast erleben lassen. Sei auch ferner mit ihm du Gnädiger und Barmherziger, der du den Müden Kraft gibst und Stärke genug den Unvermögenden, erleichtere ihm die Last des Alters, laß ihn, wenn es dir wohlgefällt, noch lange das Licht deiner Sonne schauen und für dein Reich segensvoll wirken, und wenn du ihn abrufst von dieser Erde, wenn er erscheint vor dem Throne deiner Herrlichkeit — o dann laß ihn das beseligende Wort vernehmen: du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude. Amen.

10. Schlußgesang,

Num. 356 des Wald. Gesangbuchs.

Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden,
Der uns von Mutterleib'
Und Kindesbeinen an
Bis diesen Augenblick
Unzählig Guts gethan.

Der ewig reiche Gott
Woll' uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und steten Frieden geben,
Und uns in seiner Gnad'
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlösen hier und dort.

Lob, Ehr' und Preis sei Gott,
Dem Vater und dem Sohne
Und seinem heil'gen Geist.
Er, der vom Himmelsthrone
Erbarmend auf uns sieht,
Bleibt, wie er ewig war,
Unendlich groß und gut.
Lob sei ihm immerdar!

III. Biographische Notizen.

Der Jubilarius, Herr Kirchen-Inspector Carl Heinrich Cranz, wurde im Jahre 1758 am 7. Nov. zu Böhne geboren. Sein Vater war der dasige Pfarrer Raban Heinrich Cranz, seine Mutter die einzige Tochter des Senior Schotte zu Corbach. Diese letztere verlor er durch den Tod schon in seinem zehnten und seinen Vater im sechszehnten Lebensjahre. Nach der Mutter Tode kam er zu seinem Großvater in Corbach und besuchte dort die vier oberen Classen des Gymnasiums. Seine Lehrer waren Rothe, Cantor Müller, Conrector Neumeier, Conrector Rangen, Rector Winterberg und an der Stelle des letztern nach dessen Abgange nach Essen Rector Kreusler. 1777 bezog er die Universität Halle und studirte daselbst drei Jahre lang Theologie unter Semler, Nösselt, Knapp, Niemeier, beiden Eberhard, Bahrdt u. A. Zugleich ertheilte er während seiner ganzen Universitätszeit in den Schulen des Halleschen Waisenhauses täglich zwei Stunden Unterricht.

Nachdem er 1780 in die Heimath zurückgekehrt war, lebte er etwas über 2 Jahre in Arolsen als Privatlehrer, und wurde darauf zum Rector der Stadtschule in Waldeck und Pfarrer von Berich und N. Werbe berufen und in letztgenannter Eigenschaft von dem General-Superintendenten J. F. C. Steinmetz zu Berich ordinirt und vorgestellt am 21. Jul. 1782.

Im J. 1789 verheirathete er sich mit J. F. Varnhagen, der jüngsten Tochter des zu Corbach verstorbenen Physicus Dr. H. G. J. Varnhagen, und wurde von dem Bruder derselben, dem nachmaligen Kirchenrathe J. A. T. L. Varnhagen, damals Pfarrer zu Wetterburg, an dem letztern Orte copulirt.

1792 am 26. Febr. wurde er als Pfarrer der Gemeinde Netze in sein Amt eingeführt und vorgestellt. Hier widmete er die Zeit, welche ihm seine Amtsgeschäfte und Berufsstudien, sowie die Besorgung der Pfarr-Ökonomie übrig ließen, dem Unterrichte seiner drei Söhne und einiger andern Kinder. Diesen Unterricht ließ er sich mit solchem Eifer und Erfolge angelegen sein, daß seine beiden jüngern Söhne sogleich zur Aufnahme in die erste Gymnasialklasse tüchtig befunden wurden. Der ältere von diesen beiden, gegenwärtig Pfarrer in Freienhagen, besuchte zuerst ein Jahr lang das Gymnasium zu Corbach und dann zugleich mit seinem jüngeren Bruder, dem zeitigen Pfarrer zu Immighausen, zwei Jahre lang das Gymnasium zu Frankfurt a. M., worauf beide in Marburg und Göttingen Theologie studirten. Auch der älteste Sohn, welcher sich der Handlung gewidmet hatte, wandte sich später aus überwiegender Neigung den Wissenschaften und dem väterlichen Berufe zu und wirkt gegenwärtig als Pfarrer in Afholdern. So hat Vater Cranz in seinem Alter die Freude, sich von seinen drei Söhnen als wür-

digen Amtsgenossen umgeben zu sehen, erhöht durch das Bewußtsein, zu ihrer Bildung und Tüchtigkeit im Berufe durch die auf ihre Erziehung und ihren Unterricht verwandte treue Sorgfalt selbst den Grund gelegt zu haben.

Im J. 1811 bereits wurde ihm das Inspectorat des kirchlichen Kreises, dem er angehörte, übertragen, und beinahe 25 Jahre hat er dieses Amt gewissenhaft verwaltet. Eine Zeit lang versah er in Folge erhaltenen Auftrags daneben auch die Inspectorats-Geschäfte im benachbarten Eder-Convente. Erst gegen Ende des Jahrs 1835 wurde er bei zunehmendem Alter auf seinen Wunsch unter gerechter Anerkennung der Verdienste, welche er sich in diesem Wirkungskreise erworben hatte, von den Inspectorats-Geschäften entbunden. Bereits drei Jahre früher hatte er sich genöthigt gesehen, die Geschäfte der Districts-Armen-Direction, deren Mitglied er seit 1810 gewesen war und deren Functionen er eine Reihe von Jahren allein besorgt hatte, niederzulegen.

Nach dem Tode des Inspector Rangen zu N. Ense wurde dem Hrn. Inspector Cranz dessen Pfarrstelle wiederholt angetragen. Da aber grade damals seine Ehefrau krank darniederlag und er befürchtete, dieselbe könne ein Opfer des lästigen Umzugs werden, so schlug er diese sehr erhebliche Verbesserung seiner Lage aus. Dagegen wurde ihm die Pfarre zu Sach-

senhausen, deren baldige Erledigung man erwartete, zugesichert. Da diese Erledigung indessen erst weit später eintrat, so konnte und mochte er wegen seines hohen Alters seine Ansprüche auf die gedachte Stelle nicht mehr geltend machen. So wurde er seiner Netzer Gemeinde erhalten, und so ungünstig auch seine äußere Lage war und blieb, so verließ ihn doch nie der fromme zufriedene Sinn, der ihn noch in seinem achtzigsten Lebensjahre sprechen läßt: **Der Herr hat Alles wohl gemacht!**

Der siebenjährige Krieg, soweit er das Waldeckische Land und insbesondere die Stadt Corbach betroffen hat. *)

> Namque ferox toto Mars grassabatur in orbe
> Sanguineusque furens late per regna, per urbes,
> Innumeris damnis nostras quoque perculit oras.
>
> Kreusler.

Da Hessen und Westphalen der Hauptschauplatz für die Unternehmungen und Thaten der alliirten und

*) Quellen:

A. Sagen in Corbach, Sachsenhausen und Strote.

B. Schriftliche. 1. Nachrichten in den Kirchenbüchern zu Corbach (von J. Ch. Schumachers) und Königshagen (von R. H. Crantz). 2. Corbacher Stadt-Protokoll mit Clausuren (Varnhagen zur Corbacher Chronik p. 111 sagt, man meine das Stadt-Protokoll, welches der Verfasser der genannten Chronik oftmals angeführt und vielfach benutzt hat, sei entweder in einem Brande verloren gegangen, oder im dreißigjährigen Kriege abhanden gekommen. Beides ist irrig; dasselbe ist wohl erhalten in der Registratur der Stadt Corbach vor mehren Jahren vom Verfasser dieses aufgefunden worden und enthält für die Geschichte der Stadt Corbach interessante und werthvolle Nachweisungen). 3. Notizen in der Matrikel des Gymnasiums von den Jahren 1760 und 1761 (vom Rector H. C. Engelhard). 4. Urkunde, wovon ein gleichlautendes Exemplar den 9. Juni 1762 in den Thurmknopf von St. Kilian gelegt werden (v. J. Ch. Schumachers). 5. Relation von den ausgestandenen Kriegsunruhen zwischen den Königen von Frankreich und England, sammt dessen

französischen Armeen einige Jahre hindurch im siebenjährigen Kriege war und zwischen beiden Ländern

Alliirten, in den Jahren 1757—1763 (v. Apotheker Varnhagen; das Original besitzt Herr Apotheker Kunckel in Corbach). 6. Annotationen zu Kalendern (von Dr. Varnhagen). 7. Nachrichten vom Hofrath Wigand.

C. Gedruckte. 1. Die Herrlichkeit des Göttlichen Friedens wurde auf dem Sonntag Quasimodogeniti, als an dem in denen Fürstl. Wald- und Pierm. Landen verordnetem allgemeinen Friedens-Dank-Feste — in der St. Kilians-Kirche zu Corbach — vorgetragen von Johann Christoph Schumachers, zeitigem Kirchen-Visitator ꝛc. zu Corbach; 1763. 4. 2. Gymn. Wald. red. mem. bisaec. carm. ep. excit. p. Chr. Wilh. Kreusler. Corbach 1779. 4. 3. Geschichte des seit 1756 in Deutschland und dessen angrenzenden Ländern geführten Krieges u. s. w. Frankf. u. Leipzig 1763. 4. Th. 3. 4. 5. 4. Beiträge zur Staats- und Kriegsgeschichte. Danzig 1764. 8. Band 12—18. 5. Die Feldzüge der Preussen wider die Sachsen, Oesterreicher, Franzosen u. s. w. vom Jahr 1756—60. 8. Th. 4 und 5. 6. Hinterlassene Werke Friedrichs II. Frank. u. Leipz. 1788. 8. Bd. 4. 7. Geschichte des 7jährigen Krieges in Deutschland durch J. W. v. Archenholtz. Mannh. 1788. 8. 8. Memoires Historiques depuis 1757 jusqu'en 1762; p. M. de Bourcet. Auxquels on a joient divers Suppléments, et notamment une relation impartiale des Campagnes d. M. le Maréchal de Broglie, rédigée d'après ses propres Papiers — Pàris 1792. 8. Vol. 1. 2. 3. 9. von Mauvillon, Geschichte Ferdinands Herzogs von Braunschweig-Lüneburg. Leipz. 1794. 8. 10. Geschichte des siebenjährigen Krieges in Deutschland u. s. w. von G. F. von Tempelhoff. Berlin 1783 — 1801. 4. Theil 3 — 6. 11. Feldzüge der alliirten Armee in d. J. 1757—62 nach dem Tagebuche des Generaladjut. v. Reeden, herausgegeben von v. d. Osten. Hamb. 1806. 8. Th. 2. u. 3. 12. Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig. In den Zeitgenossen. 1816. 8. Band 1. Abth. 2.

unserm Heimathlande, Waldeck, zu liegen bestimmt ist; so darf hierin der Hauptgrund davon aufgefunden werden, daß dieser „menschen- und länderverderbende Krieg“ auch in ihm seine Rolle gespielt, und seinen Bewohnern große Verluste gebracht hat.*) Die Begebenheiten und Folgen desselben, insoweit sie unser Waldeckisches Land und insbesondere die Stadt Corbach betreffen, nach den hier und da zerstreut vorkommenden und mir bis jetzt zugänglich gewordenen, mitunter wörtlich von mir benutzten, Nachrichten zu einem in sich abgeschlossenen, wo möglich mit dem ganzen Feldzuge beider Armeeen in Übereinstimmung gebrachten Ganzen zu vereinigen und somit ein einigermaßen befriedigendes Bild zu entwerfen, habe ich mir zur Aufgabe gestellt. Sollte dabei das Streben nach einer gewissen Ausführlichkeit bemerkt werden, die auch an sich geringfügige Vorfälle zu erzählen nicht verschmäht, so hoffe ich wird man Manches der Art dem Local-Interesse auf Rechnung schreiben. Mit gebührendem Danke aber erkenne ich die Gefälligkeit des hiesigen Stadtmagistrates und die Güte einiger Freunde an, durch die mir die Einsicht und Benutzung mehrer gleichzeitigen handschriftlichen Aufzeichnungen und Berichte bereitwilligst gestattet und vergönnt worden ist, welche um so mehr Glaubwürdigkeit verdienen, da sie, obwol von Verschiedenen

*) Varnhagen Wald Geschichte. S. 27. ec.

zum Theil an verschiedenen Orten verfaßt, dennoch in der Hauptsache mit einander übereinstimmen, und sonst auf eine befriedigende Weise die Einen die Andern ergänzen. Bleibt gleichwol Einiges lückenhaft, und Anderes fragmentarisch, so ist das theils durch die Natur der Sache, theils durch die abgesteckten Grenzen bedingt.

1759.

Il faut-avoir l'oeil sur ce qui se passe dans le pays de Waldeck.
Ferdinand, duc de Brunsv. *)

Der siebenjährige Krieg zog die ersten Jahre, einige Durchmärsche von Franzosen 1757, von Hessen, Sachsen und Braunschweigern im Mai 1758 abgerechnet, fast spurlos an dem Waldeckischen Lande vorüber, und gewinnt erst mit dem Jahre 1759 für dasselbe einige Bedeutung. Von diesem Jahre an nehmen die Operationen der einen Masse der in diesem Kriege beschäftigten Heere, der Alliirten und Franzosen nämlich, unsere Aufmerksamkeit fortwährend in Anspruch. Der Herzog von Braunschweig Ferdinand, in Westen die rechte Flanke des großen Königs, der in Osten fast gegen halb Europa den Krieg führte, fortdauernd deckend **), begann, nach-

*) Vergl. v. Schlieffens Betreffnisse und Erlebungen. 1834. 4. Bd. 1. S. 71.

**) Heeren, Gesch. des Europ. Staatensyst. Gött. 1819, p. 432.

dem er den Marschall der Franzosen Contades aus Hannover, Hessen und Westphalen an den Rhein zurückgedrängt und ihn gezwungen hatte, jenseit desselben seine Winterquartiere zu nehmen, mit seinem aus Hessen, Braunschweigern, Hannoveranern und einigen Preußen zusammengesetzten Heere, 1759 in der Absicht den Feldzug, die von den Franzosen im Winter desselben Jahrs den 3. Januar eingenommene Stadt Frankfurt und die dadurch erlangten Vortheile ihnen wieder zu entreißen. Es verlor derselbe jedoch den 13. April die Schlacht bei Bergen und konnte nicht hindern, daß die Feinde unter dem Oberbefehl des Marschalles Contades, der sich den 2. Juni bei Gießen mit dem Heere von Broglio vereinigt hatte, nach Hessen und Westphalen wiederum vorrückten. Während der General von Imhof mit einem Corps von 10,000 Mann zu Fritzlar und die Hauptarmee der Alliirten zu Lippstadt stand, zog der französische Marschall, der das Corps des Generals v. Imhof von der Hauptarmee abzuschneiden beabsichtigte, in das Waldeckische ein. Bereits den 21. Mai kamen französische Husaren nach Corbach, lagerten sich vor dem Dalwiger Thore, und ließen sich vom Stadtmagistrat Unterhalt liefern; gleicherweise mehre den 6. Juni angekommene Detaschements Reuterei und Infanterie. Diesen folgend rückten über Marburg und Frankenberg den 9ten Abtheilungen vom französischen Heere unter dem

Generallieutenant Pern in ein um Immighausen aufgeschlagenes Lager und den 10. Juni, Sonntag Trinitatis, zog Marschall Contades, nachdem er seit dem 8ten bei Sachsenberg sein Lager gehabt hatte, mit der Hauptarmee von 70,000 Mann in Corbach ein; der Lärm, das Gewühl war unbeschreiblich; die Stadtuhren durften nicht schlagen, und Kirche konnte nicht gehalten werden. Der Marschall nahm sein Logis in Hofrath Wigands Wohnung neben dem Rathhause und es waren damals „56 hohe Generalspersonen mit ihrer Suite nebst 22,000 Menschen an Markatendern und ihrem Troß in und um die Stadt in den Garten einquartirt, so daß über 300,000 (?) Menschen hier gewesen sein sollen.“ Das Lager befand sich auf dem Eidinghäuser Berge von der Marke bis nach dem Waldecker Berge einerseits, und in dem weißen Felde nach Lelbach hin andererseits aufgeschlagen. Auf den Straßen in der Stadt waren über hundert Kochfeuer angezündet, und nicht ohne Grund waren Alle in ängstlicher Besorgniß wegen der dadurch der Stadt drohenden Gefahr. In mehren Häusern nämlich entstand Brand, der glücklicherweise jedoch jedesmal gelöscht wurde, worüber man sich um so mehr wundern darf, da, wie berichtet wird, die öffentlichen Brunnen und Teiche völlig leer geschöpft waren. Bei Vermeidung der schwersten Execution wurde Befehl gegeben, die Kirchen zu räumen, und nur auf dringende Vorstellungen wurde die Kir-

laikirche zum Gottesdienste gestattet, die St. Kilians-kirche aber zum Mehlmagazine eingerichtet; die Ofen zu einer Feldbäckerei waren vor dem Tränkethore an den Mauern, nach dem Dalwiger Thore hin, aufgebauet worden. Das ganze Winterfeld wurde abfouragirt und in Garten und Wiesen blieb wenig übrig. Mittwochs den 13. Juni, Morgens 3 Uhr, setzte sich, zur Freude der ganzen Bewohnerschaft Corbachs, das Hauptquartier und die Hauptarmee, über Stadtberg, nach Westphalen in 6 Colonnen in Bewegung; der Zug aus der Stadt dauerte 12 Stunden. Ordnung und Ruhe kehrten gleichwol nicht sofort in Corbach wieder ein, da der Feldbäckerei wegen noch 3 volle Wochen Mannschaft daselbst liegen blieb.

Zunächst waren die Franzosen in ihren Unternehmungen glücklich; sie nahmen Cassel ein und bemächtigten sich Mindens; doch nicht lange blieb ihnen das Glück hold. Herzog Ferdinand schlug sie den 31. Juli bei Minden, zwang sie über die Weser zurückzugehen und fast alle den Alliirten gehörige Länder zu räumen. Der Rückzug der französischen Armee an den Rhein, unter beständigen Gefechten mit den Alliirten, die nicht nachließen sie zu verfolgen, geschah zum Theil über Rinteln, Hameln, Eimbeck, Münden und Cassel. Die Nacht vom 12–13. August traf ein Corps Franzosen in Corbach ein, zwischen dem und mehren den 13ten eingetroffenen

alliirten Truppen in der Nähe der Stadt, gegen Abend, ein Scharmützel vorfiel, nach welchem einige verwundete Alliirte durch Corbach zogen. Der Herzog Armentieres ging den 11ten von Warburg nach Westufeln, den 12ten nach Wolfhagen und besetzte mit starken Detaschements die Städte Sachsenhausen, Freienhagen und Naumburg. Sein Corps war bestimmt die linke Flanke der größtentheils bei Cassel stehenden Armee des Contades und die Gemeinschaft mit Fritzlar und Marburg zu decken. Konnte dies geschlagen und auf die Hauptarmee zurückgeworfen werden, so war Contades gezwungen Cassel zu verlassen. Deßhalb beschloß der Herzog Ferdinand dasselbe anzugreifen und ließ alle detaschirte Corps den 16. zugleich sich in Bewegung setzen. Der Erbprinz rückte bis Volkmarsen; der Herzog von Holstein, über Stadtberg bei Corbach ankommend, verlegte das zuerst bei Dingeringhausen aufgeschlagene Lager den 16. an den Waldecker Berg und fouragirte fast sämmtliche Sommerfrüchte. Der Herzog selbst marschirte, über Stadtberg und Kohlgrund kommend, mit der Armee bis Vasbeck und ließ ein Corps unter dem General Wangenheim bei Arolsen ein Lager beziehen. Den 17. brach der Erbprinz von Volkmarsen auf, und zog gen Zierenberg, um das Corps des Armentieres in die rechte Flanke zu fassen; der Herzog von Holstein marschirte nach Sachsenhausen, Höringhausen und Netze, machte viele

Gefangene, und beabsichtigte demselben den Rückzug nach Fritzlar abzuschneiden, und ihm in die linke Flanke zu fallen. General Wangenheim ging über Landau nach Wolfhagen, um es von vorn anzugreifen; die Hauptarmee aber bezog zwischen Mengeringhausen und Arolsen, wo der Herzog Ferdinand den 17. bei Fürst Carl speisete und übernachtete, ein Lager. Armentieres erfuhr jedoch zu seinem Glücke den Anmarsch seiner Feinde und zog sich ohne bedeutenden Verlust nach Fritzlar zurück. Herzog von Holstein aber überfiel das Bataillon Narbonne der Grenadiere Royaux in Naumburg, eroberte die Stadt mit dem Säbel in der Hand, hieb einen großen Theil der Grenadiere nieder und nahm die Übrigen, 342 Mann, mit ihren Fahnen und Canonen gefangen. Dies bewog den Marschall Contades seinen Rückzug weiter fortzusetzen; er ging über Fritzlar nach Marburg. Der Herzog von Holstein und der Erbprinz von Braunschweig gingen den 18. gleichfalls über Fritzlar, vereinigten sich bei Haina und verfolgten beständig den Feind. Unterdessen verließ auch der Herzog Ferdinand mit seiner Armee das Lager bei Mengeringhausen und marschirte den 19. bis Corbach. Er nahm, wie einige Wochen vorher Contades, im Wigandschen Hause sein Logis; die Armee campirte am Waldecker Berge, fouragirte, wo etwas zu finden war, und richtete in Garten und Wiesen großen Schaden an. Den 20. August marschirte der Herzog

mit der Hauptarmee bis Sachsenberg, den 21. bis Frankenberg, nahm dann Marburg ein, blokirte darauf, nachdem er mit dem Prinzen von Braunschweig sich vereinigt hatte, Gießen, und bezog erst den 22. Jan. in Cassel, Paderborn, Münster, Osnabrück u. s. w. die Winterquartiere. Da die Franzosen solche in der Wetterau, am Rhein und an der Lahn bezogen, so blieb das Waldeckische für den Winter verschont, nur daß in Corbach und Wildungen von den Alliirten Magazine angelegt wurden, wo der Centner Heu $1\frac{1}{2}$ Rthlr., das Mütte Hafer mit 5 Rthlr. und das Gebund Stroh mit 9 Gr. bezahlt wurde, für welchen Preis diejenigen Landbewohner, welche der Krieg nicht betroffen hatte, gern Lieferungen thaten.

Hatte der Krieg in diesem Jahre das Waldeckische Land im Ganzen zwar nicht hart betroffen, so hatte er gleichwol den Bewohnern der Stadt Corbach große Verluste gebracht, für welche sie, wenn sie durch die Franzosen herbeigeführt waren, durchaus keine Entschädigung erhielten, wenn durch die Alliirten, von Seiten der Stadt nur eine geringe. —

1760.

— — — urbis tunc circum moenia nostrae
Innumerus miles crudelia castra locabat,
Gallus et hinc acies, illinc Fernandus habebat.
Kreusler.

Die Alliirten begannen 1760 den Feldzug; die Armee nahm, größtentheils über Paderborn und

Warburg, zum Theil von Lippstadt über Warburg kommend, ihren Durchzug durch Corbach nach Fritzlar und Wabern, von wo sie sich gegen die ihr überlegene französische Macht in Bewegung setzen wollte. Den 14. Mai hatte der Herzog von Holstein und den 18. Herzog Ferdinand von Braunschweig in Corbach Quartier. Die Alliirten schlugen den 25. Juni ihr Hauptlager bei Ziegenhain und Neustadt auf und hierhin rückten ihnen die Franzosen, unter dem Oberbefehl des geschickten Marschalls Broglio (Contades war nämlich wegen des Treffens bei Minden zurückberufen), aus ihren Winterquartieren entgegen. Eine Zeitlang standen beide Hauptheere unthätig einander gegenüber, nur die leichten Truppen schlugen sich fast täglich, jedoch ohne entscheidende Erfolge herum. Als Broglio erfuhr, daß die Alliirten die schwere Artillerie, das schwere Gepäck und ein beträchtliches Magazin in Fritzlar hätten, das nur mit wenigen Truppen besetzt sei, gab er dem Brigadier Nordmann Befehl mit 1200 zu Pferde und mit den Freiwilligen von der Dauphiné die Stadt zu überrumpeln und Alles zu Grunde zu richten. So treffen denn bereits den 2. Juli 1400 Mann Franzosen über Frankenberg im Waldeck. ein, ziehen nach Bringhausen, Afholdern und Bergheim, fouragiren daselbst, plündern in Züschen, nehmen in Fritzlar Alliirte gefangen, berauben einige Wagen und verbreiten Schrecken und Verwirrung. Der

Herzog, von diesem Vorfalle benachrichtigt, detaschirt den Obrist Waldhausen mit 500 M. Infanterie und 300 Reitern und gleich darauf den General Luckner mit einem noch stärkeren Corps der Besatzung zu Hülfe. Die Franzosen wollen sich nach Frankenberg zurückziehen, werden jedoch von Luckner bei Höhnscheid eingeholt, im Felde bei Freienhagen angegriffen und geschlagen. Viele von ihnen wurden getödtet und 100, unter ihnen ein Graf, zu Gefangenen gemacht. Ähnliche Unternehmungen von Seiten der Franzosen zu verhüten, nahm Luckner bei Braunau seine Stellung, wohin ihm zur Verstärkung aus der Hauptarmee noch zwei Bataillone Grenadiere über Fritzlar nachgeschickt wurden.

Den 7. Nachmittags sandte auf einmal Broglio das schwere Gepäck nach Frankenberg, brach um Mitternacht mit der ganzen Armee unvermuthet von Neustadt auf, und richtete seinen Zug nach dem Waldeckischen, in der Absicht, das in Westphalen stehende alliirte Corps des General Spörken von der Hauptarmee abzuschneiden, mit dem vom Niederrhein unter dem Grafen St. Germain stehenden Corps, das auf schleunigen Märschen über Arensberg anrücken mußte, bei Corbach sich zu vereinigen und so den Weg nach Cassel und von da ins Hannoverische links zu eröffnen, da es ihm rechts zu gefährlich schien. General Luckner zog darauf, um den ferner andringenden Franzosen den Zugang in das Waldeck=

sche zu versperren nach Frankenberg hin, griff auch daselbst das Corps des Herrn von Chabot mit gutem Erfolge an, indem er ihm sämmtliches Gepäck abnahm, mußte dann jedoch, da französische Hülfstruppen beständig anrückten, zu dem mit der Avantgarde herannahenden Prinzen von Braunschweig sich zurück ziehen, welcher vom Herzog sofort detaschirt war, nachdem er den Aufbruch der Truppen des Broglio erfahren hatte. Der Herzog selbst folgte den 8. Nachmittags um 3 Uhr mit der ganzen Armee in 6 Kolonnen, und marschirte die ganze Nacht hindurch, da die Absicht des Broglio nicht zu verkennen war. Als er den 9. gegen Mittag auf den Höhen von Braunau und zu Wildungen mit der Hauptarmee eintraf und die Nachricht erhielt, die Feinde würden den folgenden Tag manövriren, wurde es ihm wahrscheinlich, daß der über Brilon herannahende Germain bei Corbach mit der Hauptarmee sich vereinigen wolle, und darum hielt er es für nothwendig, dem Marschall Broglio zuvorzukommen, den Grafen St. Germain zu attakiren, und ihm die Pässe von Corbach, woselbst ein Magazin der Alliirten war, zu versperren. Mit Ausführung dieses Unternehmens wurde vom Herzoge der Erbprinz beauftragt. Unter diesem stand Luckner mit seinem Regimente und drei Grenadierbataillons, Kielmannsegge mit 9 Bataillons und 10 Schwadronen, Griffin mit 4 Bataillons und 3 Schwadronen, dann noch Husaren,

Jäger und ein schwerer Artillerietrain von 13 Canonen. Mit diesem Corps traf er den 9. Juli Nachmittags bei Sachsenhausen ein, besetzte die wichtigen Posten daselbst und zog denselben Tag mit dem größten Theile eines Corps bis vor Corbach, wo er theils bei der Warte, theils bei dem Neckeror seine Stellung nahm. Hier erfuhr er, daß Corbach bereits in den Händen des Feindes sei, begab sich aber nichtsdestoweniger mit dem General Luckner, um zu recognosciren, in die Stadt, und hielt sich eine kurze Zeit in Wilhelm Götten Hause beim Dalwiger Thore auf. Der Herzog beorderte ferner aus der Armee den Generallieut. Oheimb und die Generalmajors Webbe, Howard und Dreves mit folgenden Regimentern um 1 Uhr Nachts vom 9. auf den 10. aus der Armee zur Unterstützung des Erbprinzen aufzubrechen: 1. an Infanterie 1 Bat. Hodgson, 1 Bat. Cornwallis (Engl.), 1 Jung Zastrow, 1 Dreves, 1 Zastrow (Braunschw.); an Cavallerie 2 Schwadr. Howard (Engl.), 4 Schwadr. Leibdragoner (Hessen), die englische leichte Artillerie.

Graf St. Germain war mit einem Theile seines Corps den 9. gegen Nachmittag in Corbach angekommen und ebenso Marschall Broglio mit seiner Armee bei Immighausen und N. Ense, wo er, um sie nicht zu sehr zu ermüden, dieselbe ein Lager beziehen ließ; er schickte sodann den Brigadier Freihrn. von Clausen mit einem Detaschement von 2400 M.

auf den Waldeckerberg bei Corbach ab, um Erkundigungen wegen der Armee der Alliirten einzuziehen und befahl, auf den Bericht, es sei ein Corps derselben auf der Höhe bei der Warte eingetroffen, jene Anhöhe, welche von großer Wichtigkeit sei, einzunehmen. Da Clausen jedoch die Überlegenheit der Alliirten wahrnahm, zog er sich auf den Platz, wo der Galgen stand, zurück. Broglio und der Prinz Condé, die gleichfalls zur Recognoscirung eingetroffen waren, gingen später wieder in's Lager. Den 10., Morgens, verfügten sie sich jedoch wiederum hierhin, und Broglio ließ die Avantgarde der Armee heranrücken, so wie den Marsch der übrigen Truppen so viel möglich beschleunigen.

Den 10.,*) Morgens 7 Uhr, begann nun zwischen den leichten Truppen der Alliirten und den franz. Husaren vor dem Reckeror ein Scharmützeln, das in ein „lebhaftes Gefecht" überging, als St. Germain, auf Anordnung des Broglio, mit den Volontärs von Flandern und seinen 2 Infanterie-Brigaden de la Tour du Pin und la Couronne das dem Reckeror gegenüberliegende Streitholz besetzen ließ. Der Erbprinz setzte sich an die Spitze der Brigaden Bock und Malsburg auf die das englische Dragonerregiment Bland folgte und rückte gegen den Wald an. Von den Alliirten angegriffen, mußte Germain, ob-

*) Rauschnick (Handbuch der Europ. Staatengesch. Bd. 1, 241.) setzt das Treffen irrthümlich auf den 9. Juli.

wol von einigem groben Geschütz unterstützt, nach dem Eingange des Waldes sich zurückziehen. Broglio, durch den kühnen Angriff der Alliirten stutzig gemacht, besorgte, die ganze Armee derselben möchte im Anzuge sein, um so mehr, als er noch zwei zum Corps des Erbprinzen gehörende Colonnen ankommen sah. Nachdem er jedoch aus ihrer Stärke geschlossen, daß es die Armee des Ferdinand nicht sein könne und die 4 Brigaden Infanterie und Cavallerie von der Hauptarmee eingetroffen waren, gab er dem Grafen St. Germain den Befehl, den Wald von Neuem anzugreifen und die Brigaden Royal Suedois und Kastella an sich zu ziehen. Der Brigadier Clausen nahm mit der Brigade Royal Suedois links den Hügel ein, welcher die Öffnung des Waldes, durch den die Feinde eingedrungen waren, schräg deckte. Auf die höchste, dem Reckeror gegenüberliegende Spitze wurde von ihm eine Batterie von 24 Canonen gestellt, um eine Batterie auf dem rechten Flügel der Alliirten von 7 Canonen und 3 Haubitzen, welche auf dem Reckeror aufgestellt war und den Franzosen großen Schaden zufügte, zu beschießen. Die Brigaden d'Auvergne und d'Orleans blieben vor dem Walde als Reserve. Graf von Guerchy rückte mit den Brigaden Navarra und du Roy, zu der Armee des Broglio gehörig, in den Wald; letztere nahm ihren Platz vor Germain, erstere, bei welcher der Graf v. Waldner stand, drang, ohne wahrgenom-

men zu werden, bis auf 50 Schritt gegen genannte Batterie der Alliirten, griff dieselbe mit ausgezeichnetem Muthe an, nahm sie weg und zwang die Truppen zur Flucht, die aber von der auf dem freien Felde in Schlachtordnung stehenden Cavallerie gedeckt wurden, so daß die Franzosen sie nicht weiter verfolgen konnten. Das Corps von Kielmannsegge, welches bei dem Gefechte den rechten Flügel mit 5 Bataillons formirte, und allein bei der Warte in einer vortheilhaften Stellung engagirt war, hielt sich „5 Stunden lang sehr tapfer", und drängte den Feind nach jedem Angriffe zurück, bis es endlich sich genöthigt sah, der überlegenen Macht — mit der Brigade Navarra hatte sich nämlich jetzt gegen dasselbe noch die d'Auvergne und d'Orleans vereinigt — und der großen Anzahl von Geschütz zu weichen.

Der Erbprinz hatte einen Bericht nach dem andern zum Herzog, der bei Sachsenhausen Zeuge des „hitzigen Gefechts" war, gesandt, um ihm die Ungeduld anzuzeigen, mit welcher er Oheimb mit seinen 6 Schwadronen und 6 Bataillonen erwarte. Oheimb traf mit 2 Schwadronen Leibdragoner und 1 Howard um 8 Uhr ein, aber die Infanteriecolonne der 3 Bat. (1 Dreves, 2 Zastrow) folgte erst um 9 Uhr und, durch Hindernisse abgehalten, vereinigte sich mit ihm Howard und Webbe mit den Bataillons Hodgson, Cornwallis und Jung Zastrow, nebst der schweren Artillerie, erst den Nachmittag. — Mittlerweile

fielen unter Anführung *) des Brigadiers Ritter Carl Rosalin von Rohan Chabot und des Obristen der Volontairs von Flandern, von Viomenil, unterstützt von 10 Escadrons unter dem Generallieutenant Prinzen Camille von Lothringen, 4 – 500 Mann leichte Reiterei, neben Strote herziehend, den Alliirten in die Flanke. Um 2 Uhr Nachmittags wurde die Action sehr heftig. Das englische Regiment Bland that sich sehr hervor, indem es 3 verloren gegangene Canonen wieder eroberte. Das Treffen war sodann im Centrum und zugleich im Rücken. Nach einer „9stündigen Canonade und einem beständig unterhaltenem Muskétenfeuer", als einige Bataillone sich bereits ganz verschossen hatten, ob ihnen gleich 48 Patronen zugetheilt und sie zum Theil während der Action mit frischen versehen worden waren, sah der Herzog ein, daß ein länger verzögerter Rückzug unmöglich gemacht werde, und daß der Erbprinz Gefahr laufe, gänzlich geschlagen zu werden; er befahl demselben daher, sich auf die Armee zu repliiren. Bei der Disposition zum Rückzuge geriethen einige Bataillons und Escadrons in Unordnung. Die Franzosen, dies gewahrend, setzten ihnen, um den Rückzug zu verhindern, mit der Cavallerie und einem stark unterhaltenen Canonenfeuer dergestalt zu, daß einige Bataillons gänzlich verloren gegangen wären, wenn der Prinz, obwol bei diesem

*) Nach einer andern Nachricht unter dem Brigad. Clausen.

Angriffe leicht verwundet, durch seine Geistesgegenwart und Tapferkeit die Gefahr nicht abgewendet hätte. Er stellte sich an die Spitze des engl. Dragonerregiments von Howard und einer Escadron von Bland, griff die Franzosen mit „solcher Heftigkeit“ an, daß die Infanterie Zeit gewann, „in musterhafter Ordnung“ nach den Höhen von Sachsenhausen hin sich zurückzuziehen, wo die schwere Artillerie vor der Front der Hauptarmee placirt und so die Retirade gedeckt war.

Von Seiten der Alliirten waren hauptsächlich bei dem Treffen thätig: die Infanterie-Regimenter Bock, Reden, Laffert, Schulenburg, Plesse, Schele, Wangenheim, 3 Bataillons Grenadiere; von der Cavallerie Grothaus und Hodenberg, nebst zwei englischen Regimentern Howard und Bland. Von Seiten der Franzosen: die Brigaden la Tour du Pin, Couronne, Royal Suedois, welche das Regiment Royal Deuxponts bei sich hatte, Castella, die aus den Regimentern Castella, Diesbach und Epdingen bestand, und die Volontairs von Flandern, sämmtlich unter dem Oberbefehle des Generals St. Germain; die Brigaden von Navarra und du Roy unter dem Generallieutenant von Guerchy; die Brigaden d'Auvergne und d'Orleans. Letztere waren zwar nicht vom Anfang an bei dem Gefecht im Walde, nahmen jedoch später thätigen Antheil und hatten beträchtlichen Verlust gehabt, theils durch die feindlichen Canonen,

theils und besonders weil unvorsichtigerweise durch eine Haubitze 10 mit Kartäschen gefüllte Munitionskarren in die Luft geschleudert wurden, wodurch sie 100 M. an Todten und Verwundeten einbüßten. Selbst der Marschall Broglio und der Prinz Condé hätten leicht ihr Leben verlieren können, indem sie, keine 40 Schritte von dem Orte des Unglücks entfernt, mit Stücken der Kartätschenkasten „fast zugedeckt und durch die scheu gewordenen Pferde zerquetscht wurden.“ Der General St. Germain hatte unter sich den Generallieut. M. Marquis v. Voyer, die Marechaux des Camps L. Marquis v. Roquepine und Moliére und die Brigadiers de la Tour du Pin, v. Clausen, F. R. Graf v. Diesbach und Montbarcy. Den Marschall Broglio begleiteten während des Treffens der Prinz von Condé, der um 11 Uhr angekommene Generallieut. Prinz von Beauveau, nebst dem Ritter du Mui und Generallieut. Herzog v. Duras.

Beide Theile hatten Verluste gehabt, besonders die Alliirten; 12–15 Kanonen hatten sie verloren und an Gefangenen, Verwundeten und Todten 800 Mann. Das Regiment Plesse verlor 152, Wangenheim 121, Redern 86, Bock 61, Schulenburg 42 Mann an Todten; das 1 Escadron des engl. Dragonerreg. Bland 64 und das 1 Escadron des engl. Regim. Howard 35. An Officieren blieben vom Regim. Plesse: der Capitainlieut. Quiterius; vom Regim. Wangenheim: Major Busmann, Capitain von der

Horst, die Lieutenants Oldenburg und Grote, welcher Letztere den 16. Juli, auf Befehl des Broglio, in Corbach beerdigt wurde, und der Fähnrich von der Lieth; vom Reg. Redern: der Capitainlieut. Ostermeyer; von den Engl. Regimentern 1; bei dem Grenadierbataillon v. Geiso der Cap. v. Behr, vom Regiment Hardenberg. Verwundet waren: der Erbprinz *); bei dem Reg. Plesse: der Cap. Monsbruch und Fähnrich Everding; bei Wangenheim: Cap. v. Harling; bei Reden: Cap. v. Bothmar, Capitainlieut. v. Hodenberg, Lieut. Freudmann und Fähnrich Oldenburg; bei Schulenburg: Fähnrich Hasselmann; von der Hess. Infanterie: Oberst Keppel, Cap. Schreiber, Lieut. Egerdong und Graf v. Seybolsdorf; bei den engl. Regimentern 4 Officiere; außerdem von den Alliirten: Freiherr v. Esbeck, der den 12. Juli auf den „Hagengottesacker“ zu Corbach begraben wurde. Die Franzosen geben die Zahl ihrer Verwundeten und Todten nicht über 600 an mit dem Zusatz, daß sie „in Ansehung des erschrecklichen Feuers gering sei.“

*) Der Erbprinz selbst war verwundet (Archenholtz 219); durch einen Pistolenschuß in die Schulter, doch leicht (Alliirter Bericht. Beitr. zur Staats- u. Kriegsgesch. 14, 165); den Erbprinz traf (bei dem Rückzuge) ein Gewehrschuß. Glücklicherweise ging er durch die Uniform und Weste, ohne ihn weiter zu berühren, und hatte bloß eine starke Contusion zur Folge (v. Osten 2, 148); Er selbst (der Erbprinz) erhielt eine Contusion im Rückzuge (v. Mauvillon 2, 107); Er selbst ward bei diesem Angriff leicht verwundet (v. Tempelhoff 4, 108).

Von Officieren waren todt: v. Herisson, Grenadiercap. des Regim. du Roy; verwundet waren: Herzog v. Laval, Graf v. Waldner, Marschall de Camps bei der Brigade Navarra, Oberst v. Eplingen, der sich durch seine Tapferkeit großen Ruhm um die Erhaltung des franz. Corps erwarb und Lieut. von Dietmar von der Brigade Roy Suedois, der von seiner Wunde glücklich geheilt, nachher an der rothen Ruhr in Corbach starb und den 28. August daselbst begraben wurde *). — Noch jetzt fehlt es nicht

*) Ueber mehre das Treffen betreffende Punkte sind die Nachrichten sich widersprechend, oder abweichend von einander. Nach Einigen kommt der General St. Germain mit seinem Corps von 30,000 Mann (Alliirt. Bericht. Beiträge zur Staats- u. Kriegsgesch. 14, 163. Thielen, der siebenjährige Krieg. Wien 1836. p. 168) den 10ten Juli bei Corbach an (Mauvillon 2, 106. Franz. Bericht. Gesch. d. Kr. 4, 532; Mem. hist. 1, 288), nach Andern bereits den 9 (Apoth. Varnhagen in der Relation 2c. All. Ber. Beitr. z. Staats- u. Kriegsgesch. 14, 163. Gesch. d. Kr. 4, 527. Bericht eines All. Offic. das. 541). Nach dem „Franz. Bericht von der Action bei Corbach" greift Broglio die Alliirten an (Beitr. z. St. u. Kriegsgesch. 13, 93. Werke Friedr. II. 4, 149), nach dem „Alliirten Bericht von der Action bei Corbach" der Prinz Ferdinand die Franzosen (Beitr. 2c. 14, 164 u. 162. Feldz. d. Preußen 2c. Th. 5, 366. Mauvillon 2, 106. Gesch. d. Krieges 2c. 4, 577. Archenholtz 218); nach anderen Berichten wird dies unentschieden gelassen (v. Osten 2, 148. Frz. Ber. Gesch. d. Kr. 4, 532. Feldzüge d. Preußen 2c. Th. 5, 366); nach einer Nachricht beginnt das Treffen um 3 Uhr Morgens u. dauert bis gegen Abend (Varnhagen in der Relation 2c.), nach einer andern, glaubhaftern, Morgens 7 Uhr bis 4 U. Nachm. (Matrikel des Gymnasiums s. a. 1760.

an Merkzeichen, die dem, was zum Theil über die Örtlichkeit des Treffens angeführt werden konnte, und dem angeführten Plane, den ich der gütigen Mittheilung des Herrn Lieutenants v. Rheins verdanke, zur Bestätigung dienen. Es finden sich nämlich noch in den letzteren Jahren Kanonenkugeln, Kartätsche und kleinere Kugeln in der Gegend der

---

Frz. Ber. Gesch. d. Kr. 4, 534), 9 St. (Frz. Ber. Beit. 13, 94), von Morgen früh bis Nachm. 4 U. (Ber. eines Alliirten Offic. Gesch. d. Kr. 4, 541), mit Lebhaftigkeit von Morgens 8 U. bis Nachmittags (v. Osten 2, 148); von Morgens 8 U. bis Nachm. 4 U. (v. Tembelhoff. 4, 108). Einmal wird behauptet, der Herzog Ferdinand sei dem Erbprinzen zu Hülfe gekommen (Zeitgenossen 1, 57), sonst fast immer, daß es demselben nicht möglich gewesen (Matrikel des Gym. l. l. Frz. Ber. Beit. 13, 94. Friedr. II. 4, 145. Archenh. 218. v. Osten 2, 148). Auch die Zahl der alliirten Truppen und die Verluste beider Corps werden verschieden angegeben. 6,000 (Matrikel a. a. O.; nicht 10,000 (v. Tempelhoff 4, 108); von 10,000 war sie in der Nacht auf 30,000 (!?) gewachsen (Franz. Ber. Beitr. 13, 93. Mem. hist. 1, 268); sie bestand aus den Infanterieregimentern Plesse, Wangenheim, Bock, Reden, Laffert, Schulenburg, Schele, aus 3 Bataillons Grenadiers und von der Cavallerie Grothaus und Hodenberg, nebst 2 engl. Regimentern (All. Ber. Beitr. 14, 164); aus 17 Bataillons und 18 Schwadronen, welchen Husaren, Jäger und ein schwerer Artillerietrain beigegeben und überdem später noch 5 Bataillons und 3 Schwadronen nebst schwerer Artillerie zugesandt waren (v. Osten 2, 147. 148). Der Verlust der Alliirten betrug ungefähr 500 Todte und Verwundete (All. Ber. Beitr. 14, 164); 5—600 M. (Erzähl. eines All. Offic. Gesch. d. Kr. 4, 542); 5—600 gefangene Blessirte (Frz. Ber. Gesch. d.

Corbacher Warte; zwischen den Steinen am äußeren Dalwiger Thore; in Bäumen des Reckerors; in und bei dem Streitholze, welcher Namen, so wie die Benennung eines nicht weit davon liegenden erhöheten Platzes „die alte Schanze“ offenbar von jenem Treffen sich datirt; nicht weit von Strote und auf der sogenannten Walme, wo zugleich bei dem Torf-

Kr. 4, 537); an 800 Gefangene (Frz. Ber. Beitr. 13, 94); bei den Regimentern Plesse, Wangenheim, Reden 600 M. (v. Osten 2, 149); in Allem 177 Todte, worunter 7 Offic., 467 Verwundete mit Inbegriff von 18 Offic., 179 Vermißte, darunter 2 Offic. Summa 823 (Mauvillon 2, 107); an Todten, Verwundeten und Gefangenen 800 M. (Archenholtz 219, Schmidt, Neuere Geschichte der Deutschen. Fortges. v. Milbiller. Ulm 1805. Bd. 14, 210; Zeitgenossen 1, 57); 8 — 900 M. (v. Tempelhoff 4, 108). Die im Text aufgenommenen speciellen Angaben sind aus der Erzählung eines All. Officiers in der Gesch. d. Kr. 4, 542. und dem All. Ber. Beitr. 14, 165 entnommen. An Kanonen verloren die Alliirten 9 (Erzähl. eines All. Off. Gesch. d. Kr. 4, 541); 12 Stück von verschiedenem Caliber, von 13 Pfund und darüber und 4 Haubitzen (Frz. Ber. Gesch. d. Kr. 4, 538); 12 Kan. 4 Haubitzen u. 30 Munitionswagen, deren Pferde erschossen worden (Mauvillon 2, 107); 13 K. (v. Osten 2, 149. Mem. hist. 1, 289); 15, von denen 3 wieder gewonnen wurden (All. Ber. Beitr. 14, 164. 165); 15 (Feldzüge der Preußen ꝛc. Th. 5, 366, Archenholtz 219. Schmidt 14, 210. Zeitgenossen 1, 57. v. Tempelhoff 4, 108); 19 K. und 3 Haubitzen (Frz. Ber. Beitr. 13, 94). — Der Verlust der Franzosen war halb so groß, als der der Alliirten (Frz. Ber. Beit. 13, 94); nicht über 600 Todte und Verwundete (Frz. Ber. Gesch. d. Kr. 4, 537); sie geben ihn zu 700 (?) an (Mauvillon 2, 107) u. s. w.

stich Hufeisen von Maulthieren, deren bekanntlich die Franzosen viele mit sich führten, und selbst noch Knochen kürzlich aufgefunden worden sind.

Der Schluß folgt.

Nekrolog.

In der Hoffnung, daß unsere Zeitschrift dadurch an vielseitigem Interesse gewinnen werde, beabsichtigen die Herausgeber in derselben einen waldeckischen Nekrolog niederzulegen. Es sollen nämlich in einem jeden Jahrgange Nachrichten über Leben und Wirken, Geist und Charakter derjenigen in dem vorhergehenden Jahre verstorbenen Waldecker mitgetheilt werden, deren Eigenthümlichkeit oder gesellschaftliche Stellung eine solche Mittheilung als wünschenswerth oder interessant erscheinen läßt. Eine gewisse Ungleichartigkeit der zu liefernden biographischen Nachrichten wird hierbei unvermeidlich sein. Denn ob dieselben lang oder kurz, ausführlich oder nur andeutend ausfallen, ob sie nur einen Abriß der äußern Lebensverhältnisse aufstellen oder zugleich in das Gebiet der Charakteristik übergehen werden, das hängt bei weitem nicht allein von dem mehr oder minder ausgezeichneten Leben und Wirken der Verstorbenen, es hängt vielmehr hauptsächlich davon ab, ob der Redaction in Beziehung auf sie reiche oder nur dürftige Materialien zugänglich sind, oder ob ihnen ein Mitarbeiter der Zeitschrift nahe genug gestanden und

ihr Bild lebendig genug in sich aufgenommen hat, um sich fähig und geneigt zu fühlen, dieses Bild in den Seelen unserer Leser zu reproduciren. — Eingedenk des alten: De mortuis nil nisi bene! wird unser Nekrolog sich überall einer gebührenden Milde und Schonung befleißigen und immer lieber die Licht-, als die Schattenseiten hervorzuheben suchen. Gleichwohl aber wird er der Wahrheit treu bleiben und sich vor einer faden, Alles entschuldigenden, Gutes und Schlechtes, Edles und Gemeines gleichstellenden Lobsucht weit entfernt halten müssen, wenn er sich den Beifall der Verständigen und Gebildeten gewinnen und erhalten will. Die Redaction hofft, das Wohlmeinen und die Unbefangenheit, deren sie sich bei der Aufnahme eines waldeckischen Nekrologs in die Zeitschrift bewußt ist, von Seiten des Publicums anerkannt und erwiedert zu sehen.

Wie unsere Zeitschrift, mag auch der Nekrolog mit dem Jahre 1836 beginnen. In der Reihefolge der denkwürdigen Männer, welche dieses Jahr uns durch den Tod entrissen sind, steht oben an:

Johann Philipp Steinmetz,

Pfarrer zu Arolsen und Helsen, Consistorialrath und Hofprediger.

Johann Philipp Steinmetz wurde am 8. Mai 1767 in Helsen geboren, wo sein Vater, Johann Franz Christoph Steinmetz, damals Pfarrer und Hofprediger war, erhielt aber seine Erziehung in Arolsen, wohin

sein Vater im Jahre 1770 versetzt wurde. Hier wurde er von verschiedenen Privatlehrern unterrichtet, unter denen er besonders eines gewissen früh verstorbenen Candidaten Schwenke nachmals oft rühmend und dankbar erwähnt hat. Nach seiner Confirmation kam er auf das Gymnasium zu Corbach, wo er drei Jahre Schüler der ersten Classe war. Seine dortigen Lehrer waren hauptsächlich der Rector Kreusler und der damalige Conrector, nachmalige Rector und Kirchenrath Strube. Beide Lehrer hatten um seine Bildung große Verdienste; besonders aber war es der Rector Kreusler, der durch die Lebendigkeit seines Unterrichts den Sinn und die Liebe für die Wissenschaften in ihm erweckte, die ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieb. Nachher studirte er drei Jahre Theologie auf der Universität Jena, welche damals durch Griesbach, Döderlein und Eichhorn in theologischer Hinsicht sehr ausgezeichnet war. Er hörte die Vorlesungen dieser Männer mit Interesse und widmete seinen theologischen Studien allen Fleiß. Auch nahm er an dem von Döderlein geleiteten homiletischen Seminare mit Auszeichnung Theil und kam dadurch mit diesem trefflichen Lehrer in nähere Verbindung. Zugleich wurde zu seiner Bekanntschaft mit der damals grade zu einem neuen Leben erwachenden vaterländischen Literatur schon in Jena ein guter Grund gelegt. Nach seiner Rückkehr von der Universität ertheilte er einige

Jahre in Arolsen Privatunterricht und unterstützte daneben seinen damals schon kränklichen Vater in dessen Amtsgeschäften. Am 14. Dec. 1791 starb derselbe, und obgleich Philipp Steinmetz damals noch nicht volle 25 Jahre alt war, so wurde er doch theils wegen der Kenntnisse, die er in seinem Tentamen an den Tag gelegt, und des Beifalls, den er sich durch seine Predigten erworben hatte, theils aber auch wegen des Andenkens an seinen allgemein hochgeschätzen Vater im Jahre 1792 zum Nachfolger desselben im Pfarramte zu Arolsen ernannt. In diesem Amte erwarb er sich bald die Achtung und Liebe seiner Gemeinde, welche er bis an sein Ende besessen hat. Ebenso hatte er sich der Gewogenheit der drei Fürsten, denen er nach einander treu diente, sowie der gesammten fürstlichen Familie, welcher er mit inniger Anhänglichkeit ergeben war, zu erfreuen. Im Jahre 1799 verheirathete er sich mit der Wittwe des Regierungssecretars Theodor Schumacher, Caroline, geb. Krüger. 1805 wurde er zum Hofprediger, 1810 zum Consistorialrath ernannt. 1815 wurde die Pfarre Helsen mit seiner Arolser Pfarre vereinigt. Zugleich war er Mitglied der General-Armendirection und der waldeckischen Bibelgesellschaft. Durch diese verschiedenen Ämter war er mit vielfachen Geschäften überhäuft, die er aber, so weit es ihm möglich war, mit gewissenhafter Treue verwaltete. Unterstützt wurde er dabei durch seinen ruhigen, heitern Sinn

und durch seine gute Gesundheit, welche nur in den letzten zehn Jahren seines Lebens durch öftere Anfälle eines immer mehr zunehmenden Übels, der Brustbräune, gestört wurde. Dieses Übel war auch die Ursache seines Todes, der am 27. Januar 1836 durch einen Schlagfluß erfolgte und seine Gattin und Kinder, sowie Alle, die ihm näher standen, mit gerechter Betrübniß erfüllte.

Dieses sind in der Kürze die äußern Umrisse des Lebens eines Mannes, der von Allen, die ihn kannten, hochgeschätzt und geliebt wurde. Der Grundzug seines Charakters war eine Herzensgüte, die in jeder Beziehung, in jedem Lebensverhältnisse sich kund gab. Er war ein Menschenfreund in vollem Sinne des Worts. Er war ein zärtlicher Familienvater, ein theilnehmender Freund, ein verträglicher Amtsgenosse, ein milder Vorgesetzter, ein väterlicher Seelsorger seiner Gemeinde; das reinste Wohlwollen im Herzen, billig und schonend in seinen Urtheilen, auch über Irrende und Fehlende, war er gegen Alle, mit denen er in Berührung kam, freundlich und gütig, dienstfertig und hülfreich; jede Härte war seiner Natur zuwider. Sein heiterer, lebensfroher Sinn, der ihn weder im Drange der mannigfaltigsten Geschäfte, noch in seinen durch Leiden und Kränklichkeit getrübten letzten Lebensjahren verließ, machte ihn zu einem angenehmen Gesellschafter. Und gern war er fröhlich mit den Fröhlichen. Er liebte eine geistreiche,

auch launige und scherzhafte Unterhaltung, und sein menschlich-schönes Gemüth ließ ihn erlaubte Freuden und Genüsse des Lebens nicht verschmähen. Aber immer war sein Geist auf etwas Besseres und Höheres gerichtet, als auf das, was die Erde hat und gibt, und nie hat wohl ein eitles Ringen und Sorgen um irdische Dinge sein Herz beschwert. Sein ganzes Leben war Zeugniß, daß der Glaube in ihm lebte, den er predigte, und auch in Widerwärtigkeiten verließ ihn das heitere Vertrauen auf die höhere Ordnung nicht, welche über den menschlichen Angelegenheiten waltet. Wie alles Höhere und wahrhaft Menschliche ihm am Herzen lag, so verfolgte er auch mit lebhafter Theilnahme den Entwickelungsgang der Menschheit in Wissenschaft, Staat und Kirche, und für seine Freunde war es immer ein Gegenstand wahrer Bewundrung, daß er sich diese Theilnahme und die geistige Freiheit, mit der er die Erscheinungen der Zeit betrachtete und beurtheilte, selbst in seinem höhern Alter ungeschwächt zu bewahren wußte.

Auch als Gelehrter war St. höchst achtungswerth. Er besaß nicht nur im Allgemeinen eine umfassende wissenschaftliche Bildung, sondern, außer in den theologischen Wissenschaften, vorzüglich auch in dem Gebiete der Philosophie und der Geschichte gründliche Kenntnisse. Zu schriftstellerischer Beschäftigung fehlte es ihm an Zeit und wohl auch an Neigung. Nur im Anfange seines Pfarramts hat er eine kleine

Sammlung von Predigten herausgegeben, welche 1795 in Marburg erschienen und von den damaligen kritischen Journalen günstig beurtheilt worden ist. Außerdem hat er einige Nachrichten über die waldeckische Bibelgesellschaft bekannt gemacht.

Seiner Stellung gemäß hatte St. einen reichen und schönen Wirkungskreis: die Sorge für die höhern und geistigen Angelegenheiten des Landes war vorzugsweise ihm anvertraut. Nach seinen Einsichten und nach seinem warm für alles Gute und Rechte schlagenden Herzen war er für die Stelle, welche er einnahm, ganz geeignet. Entsprach der Erfolg seiner Thätigkeit nicht immer seinen Wünschen, so lag die Ursache davon großentheils außer seinem Bereiche. Wollte man aber auch der Mängel und Schwächen gedenken, mit denen auch er der allgemeinen menschlichen Unvollkommenheit seinen Tribut zahlte, man würde es, wie der Redner an seinem Grabe *) mit Recht gesagt hat, nicht anders können, als mit der Bemerkung, daß doch auch diese Schwächen nur in seiner großen Herzensgüte, in seiner zu großen Liebe zum Frieden ihren Ursprung fanden.

Seine äußere Erscheinung entsprach seinem innern Wesen. Er war von mittlerer Größe und von ansehnlicher, wohlgebildeter Gestalt. Sein immer heiteres, auch im Alter gleichsam noch in jugendlicher

*) Hr. Rector Groscurth in Arolsen.

Fülle und Schönheit blühendes Angesicht, war ein Ausdruck des menschenfreundlichsten Sinnes und des innern Friedens, der ihn beseelte. Ehre seinem Andenken!

Johann Christoph Friedrich Strube,
D. th., Rector des Gymnasiums zu Corbach und Kirchenrath,

war am 19. Nov. 1753 in Corbach, wo sein Vater Otto Michael Strube Advocat und mehrere Jahre erster Burgemeister war, geboren. Den ersten Unterricht empfing er von Privatlehrern, den spätern im Gymnasium seiner Vaterstadt, dessen Lehrer ihn bald wegen seines Fleißes und guten Betragens auszeichneten und liebgewannen. Nachdem er drei Jahre Schüler der ersten Classe gewesen war, an der damals der Rector Friedrich Samuel Winterberg und der Conrector Carl Christian Rangen unterrichteten, bezog er Ostern 1773 wohl vorbereitet die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Hier waren Semler, Nösselt, Freylinghausen u. A. seine Lehrer. Mit Eifer widmete er sich den Studien, wurde aber durch Kränklichkeit, welche sich von da an durch sein ganzes Leben hindurchzog, vielfach in seinem Streben gestört. Auch konnte er wegen beschränkter Vermögensumstände zu seinem Bedauern nur zwei Jahre

auf der Universität verweilen. Ostern 1775 kehrte Strube in die Heimath zurück und wurde nach ehrenvoll bestandenem theologischen Tentamen im Herbste desselben Jahres Hauslehrer in dem Hessischen Städtchen Battenberg. In diesem Verhältnisse entwickelte sich bei ihm jene Liebe zum Unterrichts- und Schulwesen, die ihm bis in sein spätestes Alter eigen geblieben ist. Diese Vorliebe sowohl als die Rücksicht auf seine Kränklichkeit bewog ihn auch, das ihm 1777 angetragene Rectorat zu Waldeck verbunden mit dem Pfarramte zu Berich und Nieder-Werbe abzulehnen. Zwei Jahre später wurde ihm eine seiner Neigung entsprechende Anstellung zu Theil. Sein früherer Lehrer, der hochbejahrte Conrector Neumeyer erwählte ihn nämlich zu seinem Adjunct, und als solcher wurde er 1779 von dem F. Consistorium mit dem Prädicat Subconrector an das Gymnasium zu Corbach berufen. Bereits 1781 wurde er mit dem Titel Conrector an die zweite Lehrerstelle befördert. Sein anfänglich höchst dürftiges und auch später noch sehr geringes Einkommen wurde, weil seine Leistungen den von ihm gehegten Erwartungen vollkommen entsprachen, mehrmals durch Gratificationen und Gehaltszulagen verbessert. Als 1786 der Rector C. W. Kreusler gestorben war, wurde unserm Strube in Gemeinschaft mit dem Collaborator H. W. C. Kleinschmit die interimistische Versehung des Rectorats anvertraut, und nach dem Tode des Kirchenraths D. th. Winterberg

wurde er 1799 zum Rector des Gymnasiums ernannt. Im Jahre 1805 wurde ihm vom Fürsten Friedrich, welcher seine Verdienste um das Emporkommen der Landesschule mehrfach anerkannte, der Charakter eines Kirchenraths verliehen.

Das unermüdliche Wirken für die seiner Leitung anvertrauete Anstalt hatte Strube zur Aufgabe seines Lebens gemacht: seine Schule war der Mittelpunkt, auf welchen sich all sein Dichten und Trachten, all sein Streben und Wirken concentrirte. Was er seiner Schule als Lehrer und als Rector war und leistete, darüber hat sich die öffentliche Stimme wiederholt entschieden ausgesprochen. Er war und blieb bis in sein hohes Alter der ausgezeichnetste Lehrer des Gymnasiums; ja es läßt sich mit Grund behaupten, daß dasselbe in gewissen Perioden ohne ihn einem gänzlichen Verfalle kaum würde entgangen sein.

Wie sehr sich Str. durch seine verdienstvolle Wirksamkeit die allgemeine Anerkennung und Hochachtung, wie sehr er sich insbesondere die Liebe und Dankbarkeit seiner Schüler erworben hatte, das zeigte sich vorzüglich bei der Feier seines funfzigjährigen Amtsjubelfestes. Zahlreich hatten sich an diesem festlichen Tage seine zahlreichen Schüler um ihn versammelt: er empfing die unzweideutigsten Beweise allgemeiner Anerkennung und Verehrung und manche freundliche Gabe dankbarer Liebe. Es that dem Herzen des einsam dastehenden Greises wohl, sich so hochgeachtet,

so innig geliebt zu wissen und freudig-dankbar nannte er den 21. April 1829 den schönsten Tag seines Lebens.

Diese Jubelfeier glich für unsern Strube den letzten schönen und erquickenden Strahlen der untergehenden Sonne. Hatte er schon früher die Kraft seines Lebens und Wirkens nicht ohne Wehmuth abnehmen sehen, so neigte sich dieselbe jetzt immer fühlbarer dem Untergange zu. Im Frühlinge des J. 1830 wurde ihm die nachgesuchte Erleichterung in seinem Berufsgeschäfte zu Theil, so jedoch, daß er seinen Unterricht in einigen Stunden wöchentlich noch ferner fortsetzte. Im October 1833 wurde er unter Anerkennung seiner großen und vielfachen Verdienste von den Rectoratsgeschäften entbunden. Vom Herbste 1835 an fühlte er sich zu schwach, auch die wenigen noch beibehaltenen Unterrichtsstunden ferner zu ertheilen. Nachdem er wie in seiner spätern Lebenszeit überhaupt, so insbesondere im letzten Jahre durch körperliche Leiden und Schmerzen schwer geprüft worden war, verschied endlich der lebensmüde Greis am 10. März 1836. Ohne Gepränge, aber sinnig und würdig war die am 13. März begangene Begräbnißfeier. Die von Hrn. Kirchenrath Weigel gehaltene Grabrede ist abgedruckt in dem von Hrn. Conrector Curtze dem Andenken des alten treuen Lehrers gewidmeten Schriftchen, auf welches wir unsere Leser verweisen.

Was seine häuslichen Verhältnisse anlangt, so traf unsern Strube das harte Geschick, alle seine Kinder und endlich auch seine Gattin vor sich dahin sterben zu sehen. Er hatte sich 1786 mit Marie Luise, geb. Leusmann, verheirathet, und wurde durch diese Verbindung ein glücklicher Vater blühender Kinder. Aber mehrere entriß ihm der Tod in zarter Jugend, und von den zwei erwachsenen hatte er zuerst den Verlust des hoffnungsvollen einzigen Sohnes, der als Student zu Marburg starb, und dann auch den Tod der allein ihm gebliebenen Tochter, welche mit dem Hrn. Hofbuchhändler Uslar in Pyrmont verehlicht war und fünf unmündige Kinder zurückließ, zu betrauern. Nachdem endlich auch die vieljährige Lebensgefährtin am 10. Januar 1829 vor ihm her in die Ewigkeit gegangen war, fehlte es ihm zwar nicht an sorgsamer Pflege, aber sein Herz empfand doch, wie einsam und verwaist er in der Welt stand.

Was Strube als Gelehrter, als Lehrer und als Schulmann war und leistete, kann hier nur mit wenigen Zügen angedeutet werden. Wer ihn näher kannte, bewunderte nicht sowohl den Umfang seiner Kenntnisse, als die Gründlichkeit und Gediegenheit seines Wissens und den ihm eignen Geist ruhiger Forschung und besonnener Prüfung. Bei einer solchen Geistesrichtung konnte seine auf guten Naturfähigkeiten und auf langer Übung und vieljährigem Fleiße ruhende wissenschaftliche Bildung nichts weniger

als einseitig sein. Er besaß neben seiner theologischen Ausbildung, auf welche seine akademischen Studien gerichtet waren, gute philosophische und historische Kenntnisse, und hatte er sich auch die Wissenschaften des klassischen Alterthums in der Ausbildung und dem Zusammenhange, welche ihnen die neuere Zeit gegeben, nicht anzueignen vermocht; so war er doch durch seine Vertrautheit mit vielen alten Autoren wenigstens in der römischen Welt ziemlich heimisch geworden. Von der griechischen Sprache hatte er sich eine genauere Kenntniß erworben, als es in seiner Jugendzeit gewöhnlich war, und lange vor der allgemeinen Regeneration des Studiums dieser Sprache in den deutschen Gelehrtenschulen hatte er schon dasselbe in Corbach mit Eifer neu zu beleben gesucht. Wenn später die Corbacher Schule hinter andern Gymnasien grade hinsichtlich dieses Unterrichtsgegenstandes zurückblieb; so wäre es ungerecht, ihm, dem Alternden, dessen Bildungsperiode in eine ganz andere Zeit fiel, die Schuld hiervon beimessen zu wollen. Am ausgezeichnetsten war Str. unstreitig in seiner Kenntniß der lateinischen Sprache. Darin hatte er es der Meisterschaft nahe gebracht. Das beweisen seine zahlreichen Schulprogramme nicht weniger, als es sein Unterricht und seine Erklärung lateinischer Schriftsteller bewies. Gewiß ist jedem seiner Schüler die Sorgfalt und Genauigkeit erinnerlich, welche er auf die Schulübungen im Lateinschreiben verwandte.

Da wurde nicht bloß dem Bedürfniß der Mehrzahl der Schüler genügt, sondern vorzüglich fanden auch die fähigeren vielseitige Anregung und Förderung. Bezog sich bei den Einen die Correctur nur auf grammatikalische Richtigkeit, so machte sie die Andern zugleich auf die Feinheiten der Synonymik und auf die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Stylarten aufmerksam. Bei dem Lesen der alten Classiker bediente er sich mit Geschick und Erfolg der zergliedernden und der heuristischen Methode. Von dem Einfachen schritt er überall zu dem Zusammengesetzten fort. Ausgehend von dem Verständniß der einzelnen Wörter führte er klar und sicher zur Einsicht in den Satzbau und die Gliederung der Perioden. Dabei befolgte er stets die wichtige Interpretationsregel, einen Schriftsteller soviel als thunlich nur aus sich selbst zu erklären, und fast bei allen denkbaren Ausdrücken und schwierigeren Wendungen waren ihm lichtgebende Parallelstellen desselben Autors zur Hand. Untersuchungen über die Wortkritik stellte er selten und immer nur in solchen Fällen an, welche er besonders geeignet fand, den Scharfsinn der Schüler zu wecken und zu üben. Zur Erläuterung des Inhalts brachte er nur das Nöthigste und wirklich Sachgemäße bei, weil ihm große Ausführlichkeit in dieser Hinsicht für das Eindringen in den Sinn und Geist des Schriftstellers, um das es ihm Seitens der Schüler allerdings zu thun war, weder nöthig noch nützlich zu

sein schien. Bei dieser Behandlungsart gelang es ihm, nicht nur die Aufmerksamkeit der Schüler zu fesseln, sondern auch ihnen ein sich gleich bleibendes Interesse für den Gegenstand der Lectüre einzuflößen. Von den lateinischen Schriftstellern las er mit der Oberklasse besonders den Livius und mehrere Schriften des Cicero, am liebsten unter allen aber wohl den Horatius. Seine Art diesen Dichter, besonders dessen Oden, zu erklären und zu übersetzen, muß meisterhaft genannt werden. Er lehrte nicht bloß eine Ode nach ihrem Inhalte, ihrer Gedankenfolge, ihrem Zusammenhange und ihrem poetischen Werthe verstehen, sondern wußte auch zu einer so treuen, gewählten und treffenden Verdeutschung derselben anzuleiten, daß diejenigen Schüler, welche die in der Schule gehörten Übersetzungen später zu Hause niederschrieben, sich bald im Gebrauche der Muttersprache bedeutend gefördert sahen. Hierbei unterließ er es zwar nicht, auch die metrische Form zu erläutern, aber bei der Übersetzung blieb dieselbe mit Recht unberücksichtigt, weil eine vollkommen wort- und sinngetreue Übersetzung eines Gedichts in eine andere überall nur in ungebundener Rede möglich ist. Unter den griechischen Schriftstellern war es besonders Homer, dessen Verständniß Str. mit Liebe und Kenntniß seinen Schülern zu erschließen wußte, indem er beim Übersetzen auch hier den bei Horatius angegebenen Weg einschlug. Außerdem las er mit den

Schülern der ersten Klasse abwechselnd den Herodot, Xenophon, Auszüge aus Thucydides und zuweilen eine Rede des Demosthenes.

In denjenigen Lectionen, welche ihrer Natur nach mehr eine akroamatische Unterrichtsform voraussetzen, waren Str.'s Leistungen weniger ausgezeichnet. Seinem Vortrage der Weltgeschichte, dem er selbst in späterer Zeit noch die Schröcksche Verbesserung des Hilmar Curas zum Grunde legte, fehlte es nicht nur an Lebendigkeit, sondern selbst an Übersichtlichkeit und Klarheit. Auch schien er für den Vortrag der Geschichte in der obersten Gymnasialklasse den Standpunkt nicht hoch genug zu nehmen, was freilich wieder darin seine Erklärung und Entschuldigung findet, daß bis in die letzten Jahre seines Wirkens die zweite Klasse mit der ersten bei dem Geschichtsunterrichte combinirt werden mußte. Ebenso ließ sein Religionsunterricht, bei dem übrigens der eben erwähnte Übelstand auch eintrat, viel zu wünschen übrig. Es fehlte ihm an herzergreifender Wärme und an vielseitiger Anwendung auf das Leben. Auch das von ihm geleitete Lesen einzelner Schriften des N. T. im Grundtexte lieferte weder für Kenntniß der neutestamentlichen Sprache, noch für Verständniß und Beherzigung des Inhals bedeutende Ergebnisse. Durch seinen Vortrag der Logik endlich hat er wohl kaum irgend einem seiner Schüler Interesse für diese Wissenschaft eingeflößt.

Wo das Übergewicht der Vorzüge über die Mängel so groß und entschieden ist, wie es bei unserm Str. in seiner Eigenschaft als Lehrer der Fall war, da kann die zu einer gerechten Charakteristik nothwendige Erwähnung der letztern die dankbare Anerkennung der ausgezeichneten und unvergeßlichen Verdienste des Mannes nicht im Mindesten beeinträchtigen. Wo wäre auch der Lehrer, dessen Leistungen in mehreren ganz verschiedenartigen Unterrichtsfächern gleich vorzüglich wären!

Ein guter Lehrer ist nicht immer zugleich ein tüchtiger Schulmann. Die Aufgabe des erstern ist Ertheilung eines zweckmäßigen Unterrichts und seine Thätigkeit ist also zunächst nur auf Verstandesbildung gerichtet; der letztere aber hat den Beruf, die gesammte geistige und sittliche Bildung seiner Schüler zu befördern; er soll Erzieher sein und dafür sorgen, daß alle Einrichtungen seiner Schulanstalt ihrem Bildungszwecke entsprechen. Über Str.'s ausgezeichnete Wirksamkeit als Schulmann kann nur eine Stimme sein. Seine Schule war das Element, in dem er lebte und webte. Die innige Liebe zu seinem Berufe, zu seiner Anstalt und zu seinen Schülern, welche aus seinem ganzen Wirken hervorleuchtete, mußte ihn schon zum Schulmann und Schulvorsteher vor Andern befähigen. Der hohe sittliche Ernst, der ihn beseelte, mußte auf das Gemüth und den Willen der Jugend einen sehr bildenden und heilsamen Einfluß haben.

Dabei hatte er über manche wichtigeren Fragen der Erziehungs- und Schulkunde reiflich nachgedacht, und was ihm am Studium der neuern Pädagogik abgehen mochte, das ersetzte ihm großentheils sein richtiger Takt und seine reiche Erfahrung. Wie gut er seine Jünglinge zu leiten und zu behandeln wußte, das ergibt sich am sichersten aus ihrer Gesinnung gegen ihn. Sie alle empfanden jederzeit gegen ihn die reinste und innigste Ehrfurcht; nie hat ihn wohl einer mit Vorsatz betrübt und nie waren Ausbrüche jugendlichen Übermuths, von welchen andere Lehrer nicht immer verschont blieben, gegen ihn gerichtet. In seinen Unterrichtsstunden herrschte die größte Aufmerksamkeit, in seiner Gegenwart wurde Ruhe und Ordnung am seltensten gestört. Erst in den letzten Jahren seines Wirkens, als mit den körperlichen auch seine Geisteskräfte abgenommen hatten, soll es in dieser Beziehung anders gewesen sein. — Seine Disciplin hielt im Allgemeinen die richtige Mitte zwischen übertriebener Strenge und in Schwäche und Weichlichkeit übergehender Milde. Je sparsamer er mit seinem Lobe war, desto werthvoller und wirksamer war es, wenn er es nach seiner Weise mit kurzen Worten oder auch nur durch wohlgefällige Andeutungen aussprach. Seinen Lieblingsschülern, d. h. denjenigen, welche ihm durch ihr Talent, ihren Fleiß und ihre Sittlichkeit besonders Freude machten, ging hier und da ein kleiner Muthwille straflos hin,

und wenn er sie strafte, so geschah es auf eine Weise, welche ihnen zwar ihr Unrecht bemerklich machte, aber ihnen zugleich die Fortdauer seiner Liebe und Gunst verbürgte. Leichtsinnige, unordentliche und träge Schüler suchte er häufig durch eine vielleicht nicht immer richtig angewandte Ironie zu bessern. Wo aber gröbere Ausschweifungen des jugendlichen Muthwillens oder Übermuths zur Sprache kamen, oder wo er einen Hang zur Rohheit und Gemeinheit zu entdecken glaubte, da entbrannte er in edlem Zorne, da schalt er, ohne die Worte zu wägen, die Schuldigen mit lauter Stimme, und nicht selten kam es selbst bei erwachsneren Schülern zu thätlichen Äußerungen seiner Entrüstung. Die ganze Schule zitterte dann und konnte es auch scheinen, als habe der sonst so gelassene Mann bei solchen Gelegenheiten zuweilen die Grenzen der Besonnenheit und Mäßigung überschritten, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß solche lebendigen und kräftigen Äußerungen des Unwillens, solche ethischen Aufwallungen des verehrten Lehrers einen ungleich tiefern und nachhaltigeren sittlichen Eindruck auf das Gemüth der Jugend machten, als noch so strenge, aber ruhig dictirte Strafen zu machen vermocht hätten.

Wenn Str. das Leben und Treiben der Schüler außer der Schule nicht so sorgsam überwachen konnte, als es wünschenswerth gewesen wäre, so war es vorzüglich sein stilles, eingezogenes, von der Welt fast

gänzlich abgeschiedenes Leben, was ihn daran verhinderte. Diese anfangs durch häufige Anfälle von Kränklichkeit veranlaßte, dann aber unstreitig auch aus Neigung und Gewohnheit beibehaltene Zurückgezogenheit ging so weit, daß er oft mehrere Jahre hindurch das Gymnasialgebäude nicht verließ, ungeachtet er sich wohl genug fühlte, sein Amt mit allen Geschäften desselben treu und pünktlich zu erfüllen. Zu andern Zeiten ging er öfter ins Freie sowohl, als in befreundete Häuser ohne nachtheilige Folge für seine Gesundheit. Dessenungeachtet kehrte er immer bald wieder zu seiner gewohnten Einsamkeit zurück; denn es war einmal sein Wahlspruch geworden: Bene vixit, bene qui latuit. Besaß nun auch Str. ein zu reiches Gemüth und einen zu wohlwollenden, menschenfreundlichen Sinn, als daß diese Lebensweise ihn zu einem finstern, trübseligen und menschenscheuen Grämling hätte machen können; so entbehrte er doch in Folge derselben wenigstens in seinen spätern Jahren die freie Weltanschauung, die innige und lebhafte Theilnahme an den großen Zeitereignissen und den erfreulichen Fortschritten des menschlichen Geistes, welche wir das Alter solcher Greise, welche aus Beruf oder Neigung im regen Verkehre mit der Welt geblieben sind, oft erheitern und verschönern sehen. Auch würde er ohne diesen Hang zu völliger Zurückgezogenheit zum Heil der Schule nicht nur seine Schüler auch außer der Schule

noch mehr zu sich herangezogen und ihr Vertrauen sich erworben haben, sondern auch zu seinen Collegen, mit welchen er wenigstens regelmäßige Zusammenkünfte und Besprechungen über Schulangelegenheiten nicht veranstaltete, in ein näheres Verhältniß getreten sein.

Wie sich pedantische Eigenheiten bekanntlich in keinem andern Berufe so leicht einschleichen, als in dem einförmigen und streng geregelten Leben des Schulmanns; so konnte der ehrwürdige Str. bei seiner Abgeschlossenheit von der Welt, obgleich ihn sein heller, gesunder und wohlgeordneter Geist von größeren Irren und Wirren bewahrte, um so weniger von kleinen Seltsamkeiten befreiet bleiben. Dieselben gaben sich denn auch in seinen Manieren und Gewohnheiten, wie in seiner ganzen Haltung und Ausdrucksweise kund. Es gehört hierher unter Anderm seine Art, die Schüler anzureden. In früherer Zeit war ein Schüler der oberen Klassen des Gymnasiums immer Er angeredet worden, und dieser Gewohnheit war Str. so lange gefolgt, bis dieses Er im Munde der Gebildeten im Laufe der Zeit so ungewöhnlich geworden war, daß kaum noch ein Bauer von seinem Herrn Amtmann so angeredet wurde. Die übrigen Lehrer in Corbach hatten das Er in den oberen Klassen längst mit Sie und in den mittleren mit Du vertauscht. Da glaubte auch der alte Rector die alte Sitte nicht länger halten zu können. Er schaffte

in der gewöhnlichen ruhigen Unterredung mit seinen Schülern das Er ab; aber dieselben nun ohne Weiteres Sie zu nennen, dazu konnte er sich nicht entschließen, sei es nun, daß ihm diese Anrede zu steif und vornehm klang oder daß sie ihm in dem Verhältniß zu seinen Schülern zu fremd und ungewohnt war. Wie half er sich nun? Er vermied die directe Anrede gänzlich; er nannte den Namen des Schülers, zu welchem er sprach, und fuhr dann in der dritten Person fort. Entstand bei diesem Verfahren, wie es begreiflich oft der Fall sein mußte, Undeutlichkeit oder Unbequemlichkeit, so mußte das unpersönliche Man oder das communicative Wir aushelfen. Nur wenn Str. im Affect sprach, machte jedesmal das alte Er seine Rechte wieder geltend. An das Sie gewöhnte er sich auch nach und nach einigermaßen; aber es blieb immer nur eine seltene Auszeichnung älterer und besserer Schüler, während es andern höchstens außer der Schule zuweilen zu Theil wurde. Hierdurch mischte sich in die Unterredungen Str.'s mit seinen Schülern offenbar etwas Gezwungenes und Wunderliches, welches zu Störungen, ja nicht selten zu Lächerlichkeiten Veranlassung gab. Daß aber diese und so manche andere Eigenheit ihm in seinem Ansehn und seiner Wirksamkeit bei den Schülern durchaus nicht schadete, das eben ist ein sprechendes Zeugniß für die Würde, die er als Mensch und als Lehrer behauptete.

Das Andenken des würdigen Mannes ist von seinen dankbaren Schülern und Verehrern durch eine seinen Namen tragende Stiftung für hülfsbedürftige Gymnasiasten würdig geehrt worden.

Weiterer Bericht über die Herstellung der Kirche zu St. Kilian in Corbach.

Will auch nicht in seinen Fugen halten mehr
ein einzler Stein:
Falle doch nicht das ganze, herrliche Gebäude
ein.

(Spaziergänge eines Wiener Poeten.
St. Stephans Eid.)

Bereits in dem ersten Hefte d. J. ist von dem Beginn des Werkes die Rede gewesen, eines Werkes, welches wegen seiner Großartigkeit, wegen der, zum Theil ungewöhnlichen, zum Theil noch nie in der Baupraktik angewandten Mittel, die Theilnahme eines, größtentheils unkundigen Publicums, auf eine für die Unternehmer mitunter sehr unerfreuliche Art erregt hat. Doch, dessen geschehe hier weiter keiner Erwähnung. — Es scheint vielmehr angemessen, ferneren Bericht zu erstatten von dem Fortgange des Unternehmens, um denen, welche durch so reichliche Unterstützung ihr Interesse an der Erhaltung eines vaterländischen kirchlichen Gebäudes nicht nur, sondern auch eines der schönsten Denkmäler deutscher Art und Kunst an den Tag legten, Rechenschaft zu geben von dem bisher Geleisteten.

Es kann in diesen Blättern von den Einzelheiten der technischen Ausführung die Rede nicht sein; dieses bleibe, nach Vollendung des Baues, einer der Baukunst besonders gewidmeten Zeitschrift vorbehalten.

Es ist gleich Anfangs zu erwähnen, daß nach einigen Sitzungen des Bauvereins beschlossen wurde, aus dessen Mitte zwölf Männer zu erwählen, von denen jeder täglich die Aufsicht über die Arbeiter und gelieferten und verbrauchten Materialien führen sollte. Da aber aus Ursachen, die hier unerwähnt bleiben mögen, diese Maßregel nicht den gewünschten Erfolg hatte, wurde in der Person des Hrn. Burgemeister Schädla ein einziger, beständiger Aufseher erwählt, der auch mit nicht genug zu erkennender Aufopferung sich diesem lästigen Geschäfte bisher eifrigst gewidmet hat. Zugleich wurde aus dem Bauverein ein Ausschuß von vier Mitgliedern, bestehend aus dem zeitigen Burgemeister, dem Rechnungsführer, einem des Bauwesens kundigen Manne und dem ausführenden Baumeister, erwählt, um die laufenden Geschäfte zu besorgen und allenfalls Contracte bis zum Belaufe von 25 Rthlr. abzuschließen. *)

Da im oben angeführten Hefte der Ansicht des Hrn. Oberhofbaudirectors Moller und der Vorschläge desselben zur Reparatur genügend erwähnt ist, so kann sich das Folgende, um Wiederholungen zu

*) Diese Bestimmung fand in der Folge keine Anwendung und der Ausschuß schloß alle Contracte ab.

vermeiden, daran knüpfen. Während an der Reparatur des Sockels, größtentheils aus Volkmarser Sandstein,*) gearbeitet wurde, kam, nach langem Verzug endlich das verwilligte Rüstholz nach und nach an, worauf sogleich zur Verzimmerung desselben geschritten wurde. Der Umfang und die Wichtigkeit der Arbeit, so wie manche verdrießliche, den Fortgang der Arbeit hemmende Zufälle, waren Ursache, daß erst am 30. November 1836 die Verspannung der inneren Gewölbestützen gänzlich zu Stande kam. Mittlerweile war auch die Reparatur des Sockels größtentheils vollendet und es wurde nun zur neuen Gründung der vier nördlichen Strebepfeiler geschritten. Hier fand sich nun augenscheinlich, was auch bei der Reparatur des Sockels sich schon gezeigt hatte: daß die alte Grundmauer höchst nachläßig construirt war und daß diese fehlerhafte Construction wohl hauptsächlich die Senkung der Strebepfeiler und das daraus erfolgende Ausweichen der Gurtbogen und den Einsturz der Kappen veranlaßt hat. Die neue Grundmauer wurde mit 8 bis 10′ in die Erde geführt, welche Arbeit gegen Herbst 1836 vollendet, gehörig gegen die Einflüsse der Witterung geschützt und über

---

*) Es konnte nämlich, aller Nachforschungen ungeachtet, in der Umgegend von Corbach anfangs kein tauglicher Baustein aufgefunden werden. Erst später that sich ein Kalksteinbruch auf, aus dem bisher der Bedarf bestritten werden konnte. Zur Anfertigung der mitunter sehr zusammengesetzten Gesimse konnte dieser Kalkstein aber nicht benutzt werden.

Winter der Senkung überlassen wurde. Währenddem wurden die drei Gewölbe des nördlichen Seitenschiffes abgebrochen.

Nachdem das ferner nöthige Holz zum Hebezeug und der äußern Mauerrüstung, wiewohl auch nur nach und nach und in langen Zwischenräumen, angefahren worden war, wurde zu dessen Verarbeitung geschritten. Am 9. September d. J. war Alles zur Beitreibung der Mauer mittelst des Hebezeugs, sowie die Berüstung derselben vollendet, und die zwei mittleren Streben wurden sogleich abgebrochen.

Am 14. September d. J. langte Hr. Oberhofbaudirector Moller hier an, besichtigte die Arbeiten und bezeugte seine vollkommene Zufriedenheit mit den getroffenen Anstalten. Einem ersten Versuche mit dem Hebegeschirre beizuwohnen, war derselbe durch dringende, seine schnelle Abreise fordernde Geschäfte verhindert. Es wurde also erst am 16. Sept., im Beisein des Hrn. Hofkammerraths Klipstein der erste Versuch zur Beitreibung der 80′ langen, 62′ hohen und 3½′ dicken Mauer gemacht; dieser Versuch am 20sten wiederholt und ein, wie voraus zu sehen war, günstiges Resultat gewonnen.

---

*) Im Durchschnitte — denn die Durchmesser der Schrauben und die Höhen der Schraubengänge waren nicht alle einander gleich — konnte man die Kraft jedes Schraubensatzes auf 36000 Pfund annehmen, mithin aller vier Sätze auf 144000 Pfund nach Abzug von 0,33 für die Reibung.

Die horizontale Abweichung der Mauer nämlich betrug auf der Höhe von 62′ im Durchschnitt 13″, die senkrechte aber auf derselben Höhe, 17″. Durch die vorgenommene Operation wurde erstere bis auf 0, letztere bis auf 7″ vermindert, und die 1½″ starken Fugen, die zwischen den Schäften der beiden innern Wandsäulen und ihren Sockeln durch Senkung nach Außen entstanden waren, vollkommen geschlossen. Man konnte mit diesem Erfolge um so mehr zufrieden sein, als man nun des wiederhergestellten senkrechten Standes der mit jenen Wandsäulen nach Außen korrespondirenden Strebepfeiler — der Widerleger der Gurtbogen — sich versichert hatte, und die geringe Ausbauchung der Mauerschäfte ohne nachtheilige Folge für die Festigkeit des Ganzen ist, und durch zweckdienliche Mittel noch ferner unschädlich gemacht werden wird.

Nachdem man nun die Sprießen des Hebegeschirres gehörig verwahrt hatte, wurde sogleich zur Aufführung der zwei mittlern Strebepfeiler, nach der vorgeschriebenen Verstärkung geschritten und man hat dieselben bis zur Höhe von 30′ heraufgeführt.

Hiermit wurde für dieses Jahr die Maurerarbeit eingestellt, welche erst im folgenden Frühjahr, wenn kein Frost mehr zu erwarten ist, fortgesetzt werden kann.

Über den Betrag der bis jetzt verausgabten Gelder ist Einsender dieses außer Stande, eine Mittheilung

zu machen, weil ihm theils die geführten Rechnungen nicht zugänglich sind, theils überhaupt, so viel ihm bewußt, noch keine Abnahme der Rechnung statt gefunden hat. So viel kann er nur anführen, daß dem Maurermeister der Abbruch und die Aufführung der Strebepfeiler und Gewölbe des Seitenschiffes, einschließlich des Materials an Steinen, Kalk und Sand für 2125 Rthlr. in Verding gegeben worden ist.

v. N.

Die Geisterschlacht vor Rom. *)

Die alte Roma trauert
Im dunklen Wittwenkleid,
Ihr Witthum rings umlauert
Von stets erneutem Streit;
Sie sendet ihre Söhne
Zum Kampf noch stolz und stark,
Doch ihrer Tuba Töne
Durchdringt nicht mehr kraftschwellendes Römermark.

---

*) Nach dem Gemälde, welches W. Kaulbach für den Grafen Raczynski in Berlin ausführt. Die alte Volkssage berichtet Damascius: „Commissa pugna contra Scythas ante conspectum Urbis tanta utrimque facta est caedes, ut nemo pugnantium ab utraque parte servaretur, praeter quam duces paucique satellites eorum. Cum cecidissent pugnantes, corpore defatigati, animo adhuc erecti, pugnabant tres integras noctes et dies, nihil viventibus pugnando inferiores, neque manibus neque animo.“

Auf ungezählte Horden,
Dem fernen Ost entstammt
Und hoch vom nerv'gen Norden
Wälzt das Geschick das Amt
Die Welt zu unterwühlen
Im jochenden Befrein
Und sich berufen zu fühlen
Mit Stahltrank fortzuspühlen den Wollustwein.

Entgegen ihrem Stürmen
Das kühn und kühner schwillt,
Gleich dichtgeschloßnen Thürmen
Ein breiter Heeresschild,
Schutzvoll der Väter Horsten,
Romulischer Wölfin Brut —
Wohnt in den Adlerforsten
Auch noch der weltbezwingende Adlermuth?

Zieht gleich in stolzer Würde
Der Feldherr noch voran,
Auch ihn drückt Altersbürde.
Vom kräftgen Heeresbann
Der fremden Legionen
Wählt er sich Stützen aus —
O Rom, einst Schreck der Thronen,
Ludst Deines Throns Erschüttrer ins morsche Haus!

Die Wölfin nicht, die Amme
Des Mars-erzeugten Stamms —
Ein Bild vom Kreuzesstamme
Des theuren Weltenlamms
Thront nunmehr Deine Fahne
Im hellen Gnadenlicht,
Zum Zeichen, daß Glaube dem Wahne,
Dem Riesenthier, die dräuende Wehr zerbricht.

Um dieses lichte Zeichen
In stiller Majestät
Die Schaar, die einst den Streichen
Des Feindes durch Gebet
Abwehrend naht' und siegte.
Du heilige Legion,
Dem Feind, der nie sich schmiegte,
Wirst wehren Du, der Völkerbejochung Sohn?

Wirst wehren Du dem Drange,
Der jugendweindurchspült
Im Bund dem Schicksalsgange
Sein rastlos Walten fühlt?
Einst wird auch ihn durchdringen
Der Gnade milder Tag,
Doch erst, wenn von dem Ringe
Des rostig word'nen Panzers der letzte brach.

Wild toben die Horden der Hunnen
In ungezähmter Wuth,
Und wie aus Einem Brunnen
Strömt beider Völker Blut,
Drei Tage und drei Nächte
Währt die grau'nvolle Schlacht,
Dem gierigen Würgergefechte
Kann Einhalt nicht gebieten die sinkende Nacht.

So lange noch Ein Leben
In heißen Adern zückt,
So lang im grimmen Beben
Noch Einen Feind erblickt
Des Feindes Auge, so lange
Ist keine Ruh noch Rast,
Im unhemmbaren Drange
Wird fort und fort beim blutigen Mahle geprâßt. —

Wird fort und fort gerungen,
Geschwelgt in Blut und Mord,
Mit durstiger Schneide geschwungen
Das Schlachtbeil fort und fort,
Bis Alle, Schenken und Zecher,
Kampfmüde mit sattem Schwert
Den letzten schäumenden Becher
Der grimmen Mordlust in gierigen Zügen geleert.

Wie sie da lautlos liegen
In falbem Mondenschein
Mit geisterbleichen Zügen! —
Im ungemeßnen Reiche
Weit weithin auf sich thürmend,
Verbrüdert einfällenden Fall,
Umstarrt die Weltstadt schirmend
Ein Todesknäul verschlungener Menschenwall. —

Und die des Grimmes Flamme
Der Staubeshüll' entwandt,
Sie wohnen nun beisammen
Im fernen Geisterland?
Bot schon die Palmenkrone
Der ewgen Götter Rath
Dem muthgen Schlachtensohne?
Ist er den harrenden Vätern schon siegend genaht?

Nicht reif noch sind die Schatten,
Der allversöhnenden Trift
Des Friedens sich zu gatten;
Noch tobt das Würgergift
Durch die blutlosen Glieder,
Der Wuth belastend Joch
Der Feindeshaß hält nieder
Die Schlachttrankschwelger am Nebel der Erde noch. —

Schau! Über den dämmernden Hügeln
Der schlummernden Stadt der Welt
Rauscht's auf mit schattenden Flügeln;
Hoch über das Leichenfeld
Schwebt's hin; dann dringt hernieder
Ein gell durchschmetternder Schrei —
Und Grabesstille wieder,
Und ringsum wieder das graue Einerlei.

Woher die mächtige Stimme? —
Rang sich nächt'gem Schooß
In untilgbarem Grimme
Der Zwietracht Dämon los?
Gönnst im vernichtungstrunknen
Verlangen Du Wilder Du
Selbst dem Dahingesunknen
Noch nicht die schwer errungene Todesruh? —

Nun zuckt's mit leisem Regen
Durch's schaurige Gefild,
Nun regt sich schwankend Bewegen,
Dumpf klirren Schwerter und Schild.
Nicht zu Wallhalla's Wonnen
Die Schlachtennorne ruft;
Sie winkt, daß neu begonnen
Entscheidungskampf sei über der gähnenden Gruft.

Die starren Leiber raffen
Sich aus dem Tod hervor
Und greifen nach den Waffen
Und schwingen sich empor;
Es schwingen sich die Geister
Aus blut'ger Erdengruft
Und kämpfen, wieder Meister
Des Körpers, in der körperlosen Luft.

Wie erst ein leises Brausen
Die Gipfel leicht bewegt,
Doch bald im wilden Sausen
Das Land und Meer erregt,
So treffen sich die Gestalten
— Ist's Wahrheit? ist es Traum? —
Gleich Doppelsturms Gewalten,
Aufpeitschend Donnerwolken im weiten Raum.

Die starren Todesnetze
Zerreißt die Kampflust nur,
Verletzt sind die Gesetze
Der heiligen Natur;
Die wilden Geister kehren
Sich nicht an ihr Gebot,
Und in dem Kampfe wehren
Sie von sich ab und wenden zum Feinde den Tod.

Wenn mit dem Tag zu ringen,
Der Nacht geflügelte Schaar
Sich hebt auf rauschenden Schwingen,
Wenn der verwundete Aar
Zum Kampf herangezogen
Kommt gegen des Geiers Brut;
Dann mögen flammen und wogen
Die Wolkenhöhn von solcher Verzehrungsgluth.

So muß die Luft erklungen
Sein, als thatdranggeschwellt
Mit Uranus gerungen
Die junge Götterwelt;
Giganten und Titanen
Vernichtungskampfbereit,
Entgegen der alten die Fahnen
Im scharfen Fluge der jungauftauchenden Zeit.

Der alten Römertugend
Sich tief im Geist bewußt,
Darbietet Roma's Jugend
Die neugestählte Brust,
Noch einmal will sich regen
Der unbeugsame Sinn
Und stellt, den zertrümmernden Schlägen
Trotz bietend, zum Schutze der heiligen Veste sich hin.

Erhöht auf ehrnem Schilde
Ein flammend Meteor
Dringt Attila der wilde
Keilführer stürmend vor,
Weltbrand im heißen Blicke,
Im Gürtel Odins Schwert,
Vollstrecker der Geschicke
Schwingt er die Geißel, im Herrscherrechte bewährt.

Ihm nach, den Sieg zu bannen
An sein glorreich Panier,
Unzahl streitdurstger Mannen
Andrängend für und für,
Geflügelte Wolkenzüge
Schwanger von Blitzesgluth,
Todbergende Heeresflüge
Die kampfgewohnten Glieder geschnellt durch Muth.

Die ungefügen Hunnen,
Die Weltverwüstungsbrut,
Aus purpurrothen Brunnen
Berauscht von Römerblut,
Mit Gothen und Alanen
Gesellt im Wirbel der Schlacht,
Sie folgen den Siegesfahnen
Des Priesterkönigs, der Sternengeißel der Nacht.

Horch, was der Barde, der Greise,
Zur rauschenden Harfe singt —
Den Schlachtengöttern zum Preise
Sein erster Ton erklingt;
Dann singt er von den Zeiten,
Wo mit Alraunen im Bund
In öden Steppenweiten
Geheimniß schauend der Väter Ursprung ward kund.

Er singt von Mundzucks Siegen,
Vom Schwert des Balambar,
Und wie mit ihren Zügen
Stets zog der Geister Schaar,
Er singt, was tiefverkündend
Die alte Sage spricht,
Daß aus dem Weltbrandzündend
Ein neuer Stern des Lebens ins Leben bricht.

Er singt vom Riesenreiche
Des großen Attila
Und wie vor seinen Streichen
Die Mächtgen fern und nah
Sich beugen, wie Völker und Fürsten
In seinen Kreis gebannt
Heiß nach der Ehre dürsten
Der Gottesgeißel zu bieten die dienende Hand.

Ihr seid der Väter Erben,
Schwertsöhne, denkt daran!
Im Kampfe rühmlich sterben —
Ist höchster Schmuck dem Mann;
Zu Festgelag und Spielen,
Zu Beutelohn und Jagd
Ziehn die im Siege fielen —
Ihr Heldenenkel, Ihr Männer des Schwert's, erwacht! —

Und wie die Saiten rauschen,
Und wie das Lied erklingt
Und Todeswundentauschen
Hoch durch die Lüfte dringt,
Sieh, wie mit leisen Schweben,
Von Schild und Speer gedeckt,
Hinaufwärtsrieseln zum Leben
Ohn' Ende die schlummernden Männer, erweckend, erweckt.

Hier einer, den gebunden
Grabtiefe Todesnacht;
Ihn brannten heiß die Wunden,
Langsam und schwer erwacht
Zum Lebenspuls er wieder,
Schlaftrunken nach dem Schwert
Nun greift er, fühlt die Glieder
In alter Kraft zu neuem Kampf bewährt.

Dort Andere, die sich's regen
Schon fühlen mehr und mehr,
Ein wimmelndes Bewegen,
Ein zahllos Geisterheer,
Ein pulsend Schlachtverlangen
Ein zitternd Bangen nach That,
Vollhaltig aufgegangen
Des Erntefeldes doppelte Todessaat.

Der tief im Dämmergrunde
Dort lauscht und sinnend fragt,
Wenn endlich denn die Stunde
Des Völkerfriedens tagt,
Das ist wohl ein Druide?
Er zieht vom Haupt das Tuch,
Mit schwerem Augenliede
Blickt aufwärts er und blättert im Zukunftbuch.

Und blättert lang, und findet
Nur Kampf und Blut und Schwert,
Kein milder Palmenzweig windet
Sich um den lodernden Heerd —
„So zeigt sich denn kein Ende
Dem Völkergewürge kein Ziel,
Bis die todmüden Hände
Die Seelen auch vernichtet im gräßlichen Spiel?" —

Nicht Ruhe will, nicht Frieden,
Nicht Kampfes Ziel noch Halt
Die Tochter des Druiden,
Die leuchtende Gestalt.
Ist sie die Schlacht Walkyre?
Sie schaut mit klarem Blick
Empor, als ob sie führe
In ihrem Wollen des Kampfes wägend Geschick.

Es ruht zu ihren Füßen
Ein wunderherrlich Weib,
Fürstengewand' umfließen
Den edelschönen Leib,
Ein holdes Kind schlief eben
Ein an der Mutter Brust —
Kannst Todte Du rufen ins Leben,
Walkyre, wecke dieß Weib zur Lebenslust! —

Des Lebens Lust ist worden
Ein unhemmbarer Drang
Zu toderneuten Morden,
Aus tiefem Schlafe rang
Sich Vampyrdurst zu Tage,
Es hallt im Lüftenmeer
Nur heulender Frauen Klage
Bei dröhnendem Klirren von Schildern und Schwer-
tern Speer.

Wie Leichenvögel streichen,
Ein lang gedehnter Zug,
Hin über das Feld der Leichen
Die Frauen im schwebenden Flug;
Die senken den Blick zur Erde,
Die heben zum Himmel ihn
Und suchen mit wilder Gebärde
Durch Wink und Ruf hinauf vom Boden zu ziehn.

Was heult Ihr Weiber? was strecken
Sich Eure Hände empor? — „Der Chor
Der trauernden Jungfrau sind wir,
Der armen Europa; die Noth
Wächst ihr zum Herzen, es sind ihr
Die treuesten Freier gehetzt in Verderben und Tod.“ —

Du grauser Völkerblutstrom,
Du endlos gieriger Schlund,
Willst Du in Todesgluth Rom
Fortspühlen vom Erdengrund?
Soll denn kein Splitter erhalten
Vom großen Völkerschiff
Der Nachwelt künden vom Walten
Der Königlichen vor'm Scheitern am Felsenriff? —

Halt an, halt an da droben,
Du jäher Geisterkampf!
Vom fürchterlichen Toben
Vom wildzerreißenden Krampf
Will endlich ruhn die Erde —
Wird dem Vernichtungsgraun
Kein lebenweckend Werde
Im Morgenroth den Tempel der Sühne baun? —

Die ewge Roma schauet
In schwerer Dämmrungsruh
Vom Morgen übergrauet
Dem Geisterkampfe zu;
Brutheerd unzähliger Kriege
Seit grauer Väterzeit
Fühlt sie als Kampfpreis der Siege
Im welken Kranz noch sich künftigen Tagen geweiht.

Charade.

Erste Sylbe.

Ich herrsche so lange man denken kann,
Wo endet mein Reich und wo fängt es an?
Keiner weiß es und jeder kennt
Doch mein furchtbares Regiment.
Die waren, die sind und die kommen werden
Sie alle tragen mein Kleid auf Erden.
Vergänglichkeit,
So heißt mein Kleid
Und durch meines Scepters Streiche
Wird mein eignes Werk zur Leiche.

Zweite Sylbe.

So vieles was in der Ersten war,
Stell ich, die Zweite, euch treulich dar.
In jeder Sprache red' ich laut
Was Herz und Geist mir anvertraut,
Und durch der Erde fernste Weiten
Weiß ich Verbindungen fortzuleiten.
Mein „heilig" Wort
Lebt fort und fort;
Und was die Erste auch vermag,
Es wirket bis zum jüngsten Tag.

Das Ganze.

Ich gebe aus der Ersten Kunde,
Erscheine mit ihr in verträglichem Bunde
Für diese und jene Facultät,
Wie's grade in meiner Absicht steht.
Mögte, wie ich oft allgemein,
Immer der Beifall bei mir sein.
Besinne Dich
Und fasse mich
Mit Kopf und Hand und ernstem Sinn,
So weißt Du sicher was ich bin.

An die verehrliche Redaction der Waldeckischen gemeinnützigen Zeitschrift.

„Senatoren, was habt Ihr aus Frankreich gemacht?!“ — waren Napoleons erste Worte, als er nach seiner Rückkehr aus Egypten auftrat in dem Senat.

„Redactoren, was habt Ihr aus dem Gruße An mein Waldeck gemacht?!“ — wag' ich in Miniatur-Analogie zu fragen, da ich eben rückkehrend aus den Gebirgen Baierns und Tyrols auf meinem Schreibtische das dritte Heft des ersten Jahrgangs der Waldeckischen gemeinnützigen Zeitschrift finde. —

München, 31. August 1837.

Dr. Heinrich Stieglitz.

Antwort:

Das S. 394 ff. abgedruckte Gedicht konnte in seiner ursprünglichen Gestalt, wie sich der verehrte Dichter selbst sagen muß, nicht aufgenommen werden. Wir stellen nicht in Abrede, daß die Veränderungen, welche es erlitten hat, den Charakter wie den Originaltext des Gedichts wesentlich alterirt haben. Der Abdruck in der veränderten Gestalt würde auch nicht erfolgt sein ohne die uns ertheilte Versicherung, daß der Herr V. sich die nöthige Umänderung gefallen lassen wolle.

Bitte der Redaction.

Es liegt in der Tendenz unserer Zeitschrift, über merkwürdige Ereignisse unseres Landes glaubhafte Nachrichten zu liefern. Demgemäß wurde dem ersten Hefte bereits eine Tageschronik beigegeben, welche, soviel uns bekannt geworden, eine nicht ungünstige Aufnahme gefunden hat. Bei den folgenden Heften jedoch mußte diese Zugabe hauptsächlich aus dem Grunde wegbleiben, weil es der Redaction an authentischen Nachrichten über etwa vorgekommene Merkwürdigkeiten mangelte und weil dieselbe bei solchen Mittheilungen grade am wenigsten auf die Eigenschaft der Zuverlässigkeit glaubte verzichten zu dürfen. Da nun unsere Zeitschrift wegen ihrer Erscheinung in Quartalheften ihren Berichten über merkwürdige Vorfälle den Reiz der Neuheit ohnehin nicht zu bewahren vermag; so scheint es der Redaction zweckmäßig zu sein, die Tageschronik in eine Jahreschronik zu verwandeln, in der Voraussetzung, daß sie sich werde in den Stand gesetzt sehen, in dem ersten Hefte eines jeden Jahrgangs eine glaubwür-

digen Quellen entnommene Übersicht der in dem letztverflossenen Jahre vorgekommenen merkwürdigen Ereignisse unseres Landes mitzutheilen. Eine solche Übersicht würde nicht bloß in der Gegenwart eine genauere Kenntniß unserer gesammten einheimischen Zustände und Verhältnisse bei dem Publicum vermitteln, sondern auch in der Zukunft von unleugbarem historischen Werthe sein. Um aber die hier angedeutete Jahreschronik liefern zu können, dazu bedürfen wir freundlicher Unterstützung, um welche wir denn Alle, welche sie gewähren können und insbesondere die Herrn Justiz- und Verwaltungsbeamten, Geistlichen, Ärzte ꝛc. vertrauensvoll bitten. Über alle in irgend einer Beziehung merkwürdigen Vorfälle und Zustände sind uns zuverlässige Nachrichten erwünscht. Es gehören namentlich hierher seltene Feste, ausgezeichnete Werke der Menschenliebe und des Gemeinsinns, ungewöhnliche Naturereignisse, besondere Unglücksfälle, Selbstmorde, herrschende Epidemien, Feuersbrünste, wichtigere Criminalfälle ꝛc. Uber die im Jahre 1837 vorgekommenen Merkwürdigkeiten bitten wir uns im Laufe des Monats Februar 1838 geeignete Notizen gütigst zugehen zu lassen, und sagen denjenigen, welche uns dergleichen Notizen bereits zugesandt haben, unsern freundlichen Dank.

Der in der Ankündigung der Waldeckischen Zeitschrift über den Preis derselben gegebenen Zusage gemäß wird den Subscribenten der Bogen zu 1 ggl. berechnet. Der erste Jahrgang enthält nun mit Einschluß der für 3 Bogen zu rechnenden musikalischen und andern lithographirten Beilagen 42 Bogen und kostet mithin 1 Rthlr. 18 ggl. Wir ersuchen die verehrl. Subscribenten, diesen Betrag nach Empfang des 4. Hefts gefälligst an die Speyer'sche Buchhandlung in Arolsen zu entrichten, jedoch, wie sich versteht, nach Abzug dessen, was bereits darauf bezahlt worden ist.

Die Redaction der Wald. Zeitschr.

Namen= und Sachregister.

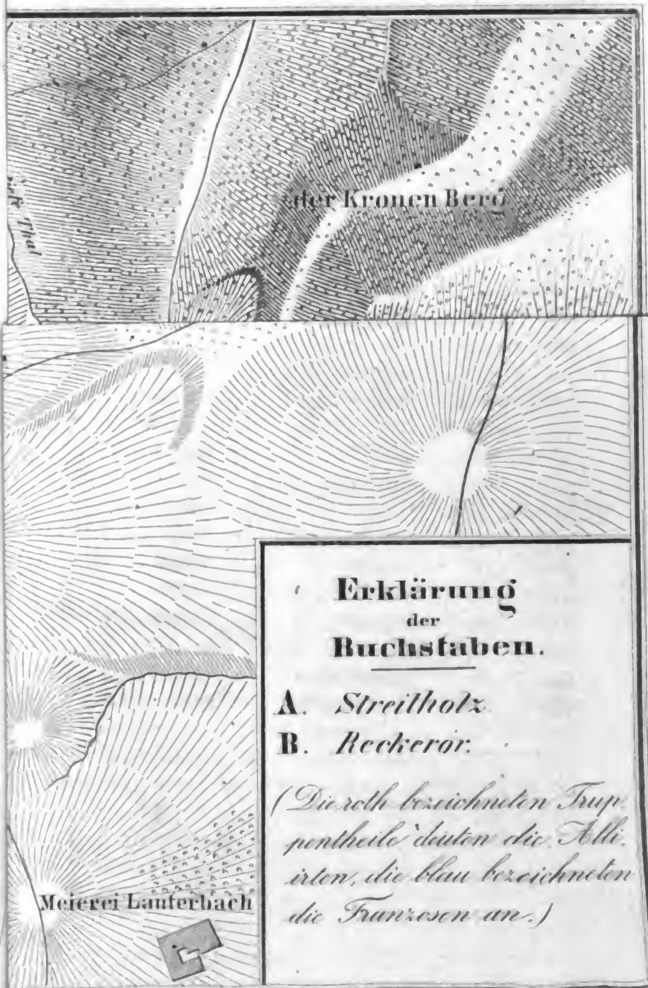
Die Numern geben die Seitenzahl an.

Berichtigungen und Anzeige von erheblicheren Druckfehlern.

Seite.	Zeile.	ist statt	zu lesen
44	21	Cyprinus Dobula	Cyprinus Jeses
62	23	in den	in der
80	20	sorgte	sorget
82	12	Kunstfleiß	Kunstfleiß
83	1	'Uber	Ueber
133	unterste	vorrussehen	voraussehen
156	3 v. u.	sogcnannten	sogenannten
163	12	Augenblich	Augenblick
171	11	aufm	auf dem
198	9	genannt	gemeint
205	13	kostbare und seltene	Kostbare und Seltene
206	1	Mignaturen	Miniaturen
208	unterste	hast geschlagen	fast geschlagen
220	18 u. 21	Donatar, Donatarien	Donator, Donatoren *)
222	9	Donatar	Donator
268	16	in vollen	in vollem
289	3 v. u.	erhebender	erhebende
302	13	übersteigenden	übersteigende
309	8	1832	1822
315	6. v. u.	Dracke	Drake
372	19	einziger	älterer
438	4	ward	war
444	17	burrgelichen	bürgerlichen
446	14	hinter „juristischen" ist Mitgliede einzuschalten.	
462	17	Deutchland	Deutschland
474	7	dem Treuen	den Treuen

*) Man vergleiche jedoch: Allgemeine Literatur-Zeitung 1835. No. 99. S. 168 letzte Zeile.

10ten Juli 1760.



Waldeckische gemeinnützige Zeitschrift.
1.-2. Jahrg.;
1837.
Arolsen [Ger.] In Commission der Speyer'schen Buchhandlung.
2 v.

"Hrsg. von Dr. Gabert, Dr. Kreusler und A. Schumacher."

No more published?

